This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

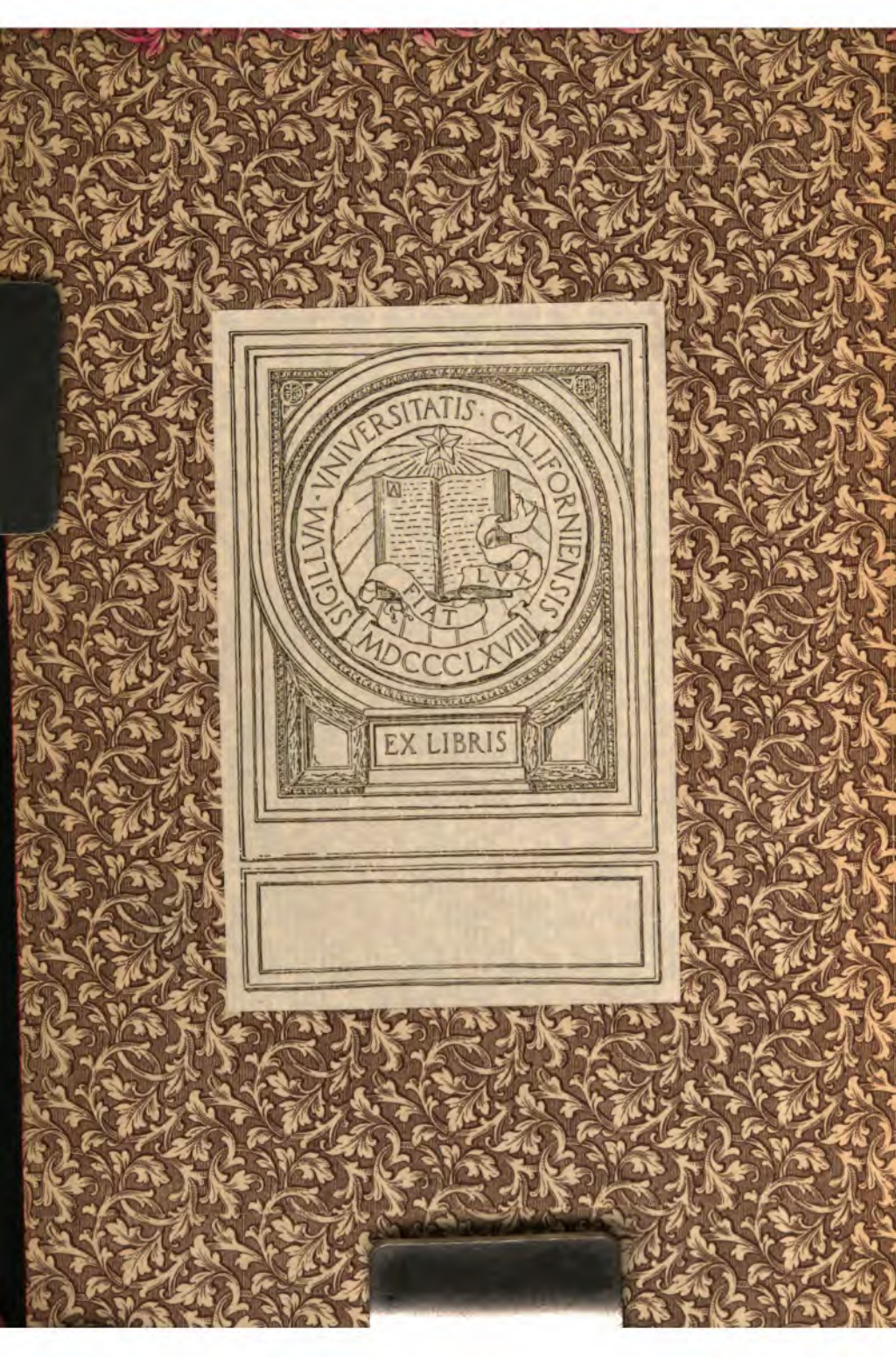
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Livestock Report 1.

UC-NRLF
$B 84 623


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

UNIV. OF CALIFORNIA

Das

Liebesleben Napoleon I.

Von

Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marſchall von Bieberſtein.

Leipzig,
Verlag von Schmidt & Günther.
1897.

Werthvolle Ergänzung zu Maſſon's Napoleon und die Frauen.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Dem deutschen Publikum liegt hier ein Werk vor, welches als eine werthvolle Ergänzung von Friedrich Masson's vielgelesenem „Napoleon und die Frauen" aufzufassen ist. Was Herr Masson verschwiegen hat, oder in ein wohlthuendes Halbdunkel rückt, um seinen Helden nicht zu verunglimpfen, das erzählt Joseph Turquan ohne Rückhalt; was an Poesie verloren geht, gewinnt die historische Wahrheit. Gewaltthätig, im Frieden wie im Kriege, als Herrscher wie als Schlachtenheld, war Napoleon auch den Frauen gegenüber: auch als Liebhaber war er ein gewaltthätiger Mensch! Nachdem er Alles, was sein Herz an Liebe aufzubieten hatte, verschwenderisch an die treulose Josephine hingegeben hatte, blieben nur noch trübe Neigen zurück. Alle seine späteren, von Herrn Turquan sorgfältig zu einem Gesammtbilde vereinten Verhältnisse, denen es in Folge der stets wachen Eifersucht Josephines an den pikantesten Auftritten nicht fehlte, sind gekennzeichnet durch die Worte, welche er an eine Pariser Schauspielerin richtete — an die berühmte Duchesnois vom Theater français, welche er zu einem Besuch in sein „Garçonlogis" nach den Tuilerien hatte auffordern lassen, es sind die brutalen Worte:

„déshabillez-vous"!

Der Uebersetzer.

537235

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Der junge Napoleon führt seine Lieutenants-Epauletten in Paris spazieren. — Die Schönen im Palais Royal. — Die Begeisterung der Jugend. — Bonaparte in Valence. — Frau du Colombier. — Fräulein Caroline. — Bonaparte verzehrt an einem schönen Sommermorgen Kirschen mit ihr. — Frau Saint-Huberti. — Eine Legende. — Bonaparte dichtet. — Bonaparte in Auxonne. — Ein Garnison-Abenteuer. — Zwiegespräch über Liebe. — Bonaparte als Oberstlieutenant der corsischen Nationalgarde. — Corsische Liebschaften. — Fräulein Désirée Clary; eine Idylle. — Er macht Bekanntschaft mit den Pariser Damen und verzichtet auf Désirée. — Liebelei zwischen ihm und der Bürgerin Turreau.

Zweites Capitel.

Wie Bonaparte 1795 aussah. — Frau de Bourrienne. — Bonaparte in Chatillon bei Herrn de Marmont. — Victorine Chastenay. — Eine Vision, eine Erinnerung. — Unterhaltung mit Fräulein Chastenay; heimliche Neigung Bonaparte's. — Bonaparte's Bemerkungen über die Pariserinnen. — Frau Permon und Bonaparte's Heirathsantrag. — Fräulein Montansier. — Frau Elliott. — Bonaparte und der 13. Vendémiaire. — Er verkehrt bei Barras. — Frau Tallien, Bonaparte verliebt sich in sie. — Frau de Beauharnais. — Bonaparte fällt in das Netz ihrer Koketterien und heirathet sie. — Traurige Erfahrungen, Enttäuschungen. — Frau Grassini.

Drittes Capitel.

Frau Visconti bemüht sich um Bonaparte, wird jedoch abgewiesen. — Die Liebenswürdigkeit Bonaparte's. — Bonaparte in einer vergitterten Loge im Theater Feydeau. — Bonaparte in Cairo. — Diner beim General Dupuy. — Brutales Benehmen Bonaparte's gegen Frau Fourès. — Diese nimmt es ihm weiter nicht übel. — Geschichte Bellilotte's. — Wie sie Fourès' Frau wurde. — Die Odyssee des Lieutenants. — Von den Engländern gefangen. — Ein englischer Commodore foppt den General en chef. — Scheidung. — Die schöne Pauline wird die Maitresse Bonaparte's. — Naive Anschauungen Bonaparte's in Bezug auf die Frauen. — Seine Liebe zu Bellilotte. — Bonaparte verheirathet sie. — Die Ereignisse am Nil. — Urtheil über Frau Fourès.

Viertes Capitel.

Bonaparte verheimlicht sorgfältig außereheliche Zerstreuungen. — Er findet in den Frauen nichts wie Mittel zur Erholung von der Arbeit. — Frau Branchu. — Frau Grassini, der Kaiser läßt sie nach Paris kommen. — Fräulein Duchesnois und Fräulein Georges. — Erstere in den Tuilerien. — Der erste Consul wenig liebenswürdig. — Fräulein Georges und der erste Consul in Ohnmacht. — Fräulein Bourgoin von der Comédie française. — Chaptal. — Ein Auftritt im Ministerium des Innern. — Frau Jouberthon und General Bonaparte. — Frau Junot in Malmaison. — Besuche des ersten Consuls in aller Tagesfrühe. — Eine junge Frau in tausend Aengsten. — Ein ärgerlicher Auftritt. — Mißstimmung und Eifersucht.

Fünftes Capitel.

Der erste Consul in Boulogne. — Frau de Rémusat; sie ist allein bei dem General. — Das verliebte Naturell des ersten Consuls. — Ueble Reden. — Zerstreuungen, welche eine Italienerin Bonaparte bereitet. — Eine andere Liebesgeschichte. — Die Phantasie eines Tages. — Frau de Baudey und ihre Beziehungen zum Kaiser. — Bruch und Rache. — Frau Duchâtel; ihre Heirath; wie die Dame aussah. — Vorsichtsmaßregeln, welche Napoleon trifft, wenn er sie besucht. — Ränke aller Art. — Eifersucht Josephines. — Verschiedene

kleine Ereigniſſe. — Eiferſuchtsſcene in St. Cloud. — Die Spaziergänge im Park von Malmaiſon. — Der Kaiſer verläßt plötzlich die Duchâtel und ſöhnt ſich mit der Kaiſerin aus. — Joſephine hält der Frau Duchâtel eine Standrede.

Sechſtes Capitel.

Das kleine Haus in der Allee des Veuves. — Mangel an Vorſicht des Kaiſers, wenn er auf Liebesabenteuer geht. — Frau Récamier und der Eindruck, welchen ſie auf Napoleon macht. — Er fühlt ſich leidenſchaftlich zu ihr hingezogen. — Kleine Ereigniſſe aus der Vergangenheit. — Undankbarkeit der Frau Récamier gegen Napoleon. — Fouché als Abgeſandter Napoleons bei der ſchönen Juliette. — Die Unterredungen in Clichy. — Fouché macht der Frau Récamier den Vorſchlag, Palaſtdame zu werden. — Prinzeſſin Caroline iſt die Verbündete Fouché's. — Juliette lehnt, beeinflußt von ihrer Umgebung, ab. — Die „anmeldenden Damen". — Der Kaiſer und die Tochter eines Thürſtehers. — Der Kaiſer und die Theorie der Liebe. — Unüberlegte Aeußerungen des Kaiſers. — Fräulein Mars.

Siebentes Capitel.

Reiſe Napoleons nach Italien. — Seine Neigung für eine Vorleſerin. Eiferſucht Joſephines, Fräulein Lacoſte wird fortgeſchickt. — Die Entſchädigung, welche der Kaiſer ihr bewilligt. — Ein kleines Ereigniß in Stupinigi. — Fräulein Ida Saint-Elme. Heimliche Liebe. — Frau Gazzani; die Eiferſucht im Palais. — Joſephine möchte ſie gern mit dem Kaiſer überraſchen. — Napoleon und die Königin von Baiern. — Eleonore Denuelle de la Plaigne, Vorleſerin der Prinzeß Caroline. — Sie ſchenkt dem Kaiſer einen Sohn. — Stephanie de Beauharnais. — Vorliebe des Kaiſer für ſie. — Ein Ereigniß, welches Zeugniß für dieſe Vorliebe giebt. — Ein kleiner Schwindel Stephanies. — Heirath. Die Prinzeſſin weigert ſich, ihren Gemahl zu empfangen. — Ein ſeltſamer Honigmond. — Der Kaiſer wird unangenehm. — Die Sache iſt zu Ende.

Achtes Capitel.

Der Kaiſer in Berlin. — Auftritt mit einer jungen deutſchen Dame. — Stumme Unterhaltung. — Unglück einer Berlinerin. — Die Königin von Preußen und das harte Auftreten Napoleons. — Der Kaiſer

in Polen; seine Briefe an Josephine. — Frau Walewska. — Napoleon verliebt sich in sie und schreibt ihr. — Es währt lange, ehe die schöne Polin capitulirt. — Das erste Stelldichein. — Weitere Beziehungen. — Die Walewska kommt nach Schloß Finkenstein zum Kaiser und bleibt dort drei Wochen. — Ihre gegenseitige Liebe. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Noch einmal Frau Gazzani. — Aufenthalt des Kaisers und des Hofes in Fontainebleau. — Frau de B. empfängt Nachts einen Besuch des Kaisers. — Frau Savary.

Neuntes Capitel.

Noch einmal die Prinzessin Stephanie. — Gefälligkeiten der Damen vom Hofe für den Kaiser. — Was darüber das „Mémorial" sagt. — Bemerkungen über die Zusammenkunft in Mantua und was Lucian darüber zu sagen weiß. — Maskenbälle. — Napoleon liebt diese Bälle. — Abenteuer auf denselben. — Ball bei der Großherzogin von Berg und Folgen. — Fräulein Guillebeau. — Eine Tänzerin wird Vorleserin und „Favoritin" des Kaisers. — Das Ende. — Ein Abenteuer in Madrid. — Napoleon ist kein Freund von Wohlgerüchen. — Nochmals Frau Gazzani. — Frau Walewska stellt sich beim Kaiser in Schönbrunn ein. — Sie ist guter Hoffnung. — Zerstreuungen des Kaisers in Wien. — Sein Verhältniß zu Frau von Mathis. — Scheidung der kaiserlichen Ehe. — Die Prinzessin von Carignan.

Zehntes Capitel.

Zweite Heirath Napoleons. — Seine Liebe zu Marie Louise. — Seine zarten Aufmerksamkeiten für dieselbe. — Seine verliebte Begeisterung. — Die Strenge der Etikette. — Die Gleichgültigkeit Marie Louises. — Das Vertrauen, welches Napoleon in sie setzte. — Die Souveräne Sklaven der Etikette. — Die Rückkehr aus Rußland, eine Legende. — Die Kaiserin nimmt wenig Antheil an seinem Geschick. — Napoleon auf Elba. — Marie Louise läßt seine Briefe unbeantwortet. — Frau Walewska's Besuch auf Elba. — Napoleons Liebschaften auf Elba. — Belle Alliance. — Hortenses Theilnahme. — Das Mémorial des Sir Hudson Lowe und Napoleons zarte Verhältnisse auf St. Helena. — Verblendung Napoleons in Bezug auf Marie Louise. — Gewisse Bestimmungen im Testament des Kaisers.

UNIV. OF CALIFORNIA

I. Capitel.

Der junge Napoleon führt seine Lieutenants-Epauletten in Paris spazieren. — Die Schönen im Palais Royal. — Die Begeisterung der Jugend. — Bonaparte in Valence. — Frau du Colombier. — Fräulein Caroline. — Bonaparte verzehrt an einem schönen Sommermorgen Kirschen mit ihr. — Frau Saint-Huberti. — Eine Legende. — Bonaparte dichtet. — Bonaparte in Auxonne. — Ein Garnison-Abenteuer. — Zwiegespräch über Liebe. — Bonaparte als Oberstlieutenant der corsischen Nationalgarde. — Corsische Liebschaften. — Fräulein Désirée Clary; eine Idylle. — Er macht Bekanntschaft mit den Pariser Damen und verzichtet auf Désirée. — Liebelei zwischen ihm und der Bürgerin Turreau.

Der junge Napoleon de Buonaparte, „königlicher Zögling", hatte soeben die Militärschule absolvirt, hatte sein sechzehntes Jahr überschritten, ein Offizierspatent in der Tasche, manchen Wunsch im Herzen, manche trügerische Idee im Kopfe und ging in Erwartung seiner Einstellung als Unterlieutenant in das Artillerie-Regiment La Fère, welches in Valence garnisonirte, in Paris spazieren!

Paris war damals noch nicht wie heute eine Prachtstadt; es gab dort mehr Schmutz als Luxus, allein es war bereits hochberühmt und galt für die Metropole der Welt. Der junge Napoleon hatte Paris bis dahin nur

flüchtig kennen gelernt, jetzt aber Muße, es ganz zu genießen.

Man versetze sich in sein Lebensalter und in das selige Gefühl, zum ersten Mal die Offiziersepaulette auf der Schulter zu haben! Noch ein Kind in seinen Vorstellungen, war er doch in seinen ehrgeizigen Grübeleien bereits zum Manne gereift: weit offen sah er die Welt vor sich liegen. Man vergegenwärtige sich die knappen pecuniären Verhältnisse, in denen er seine Kindheit verlebt hatte, auch die Lage seiner Familie, die seit dem Tode des Vaters nichts weniger als gesichert war — ach diese Lage war es, die dem jungen Weltlehrling einige Befürchtungen aufdrängte und sein Glück störte. Man thue zu alledem die Phantasie, die Herzensgluth des corsischen Naturells, und man wird sich ungefähr einen Begriff davon machen können, mit welchen Empfindungen der Sohn Carlo de Buonaparte's seine goldenen Epauletten spazieren führte. Zu der Genugthuung, dieselben seiner eigenen Arbeit zu verdanken, gesellte sich das Bewußtsein, nunmehr wenigstens die eigene Zukunft gesichert zu sehen.

Gab es keinen Krieg, der ihn im Avancement gefördert, oder ihm ein schnelles Ende bereitet hätte, so wäre er schlimmsten Falles als Capitän, geschmückt mit dem Orden des heiligen Ludwig, pensionirt worden. Dabei war ja allerdings von Ueberfluß keine Rede, aber in Corsica konnte man immerhin mit Wenigem anständig leben — vielleicht in Ajaccio einigen Einfluß gewinnen und .. wer weiß! War sein Vater nicht Adelsabgeordneter der Insel gewesen?

Solche Betrachtungen und Gedanken wogten wie ein bewegtes Meer in dem Gehirn des jungen Offiziers; auch dachte er daran, daß er fortan der Mutter nicht mehr zur Last fiele — der armen Frau, die viel Mühe hatte, mit ihren dürftigen Einkünften die zahlreiche Familie zu er-

halten. Konnte er sie nicht sogar nunmehr mit seinen Mitteln unterstützen? Das Gehalt eines Unter-Lieutenants war allerdings nur knapp: einundsiebzig Livres und fünf Sous monatlich! Allein, da der junge Mann bisher garnichts gehabt hatte, so erschien ihm diese Summe nach allen Richtungen hin ausreichend.

Im Banne so angenehmer Täuschungen durchstreifte er hin und her Paris, tauschte Blicke mit den frivolen Damen im Palais Royal, welche ihr Lächeln und ihre Liebe — lauter vergriffene und abgenutzte Artikel — mit gutem Profit feilboten; er gefiel sich zwar darin, zu thun, als ob er über gewisse Dinge erhaben wäre, als ob ein runder Arm, eine volle Schulter, ein entblößter Busen keinen Eindruck auf ihn machten, er fühlte aber doch den Wurm im Herzen, und die Zeit wird kommen, da er der Versuchung als Mann begegnet.

Er fühlte sehr wohl, was bei untergeordneten Wesen, bei den kalten Naturen des Nordens, wegfällt, den Pulsschlag seines warmen Blutes, seiner sechszehn Jahre und die Unterhaltungen, die er mit den Kameraden pflog, waren als Beruhigungsmittel gerade nicht zu verwenden. Unter diesen jungen Leuten pflegt ja Einer auf den Andern einzureden, Einer den Andern zu spornen und in Tollheiten zu überbieten: die Uniform ist ja bekanntlich keine Zwangsjacke für lockere Gelüste!

Die Jugend hat nun einmal das unwiderstehliche Verlangen nach Erweiterung einengender Schranken; sie ist voll Hingebung, Opfermuth, Thatendrang, das sind die süßen Qualen junger Menschenherzen! Das Bild, welches die Jugend sich vom Leben macht, ist von Hunderten bunter Lichter beschienen. Dabei haben junge Leute oft die seltsame Marotte: hinter einer Art von sinnlichem Cynismus

Das zu verstecken, was ihnen in der Seele glüht: so kommt Irrlicht zu Irrlicht!

Napoleon verließ Paris Anfangs October 1785. Mit ihm ging einer seiner Kameraden von der Pariser Schule, der junge Alexander de Macis, welcher ebenfalls dem Regiment La Fère zugetheilt war.

Ein Reisegefährte in jenen Tagen, in welchen die Fortbewegung auf der Landstraße nur langsam vor sich ging, war sehr willkommen; auch war Bonaparte damals noch nicht so schweigsam, wie in späteren Jahren und ließ während der Reise seinem munteren Temperament ungehindert die Zügel schießen: er stellte die seltsamsten Ideen auf, brachte Systeme zur Geltung, von denen das eine immer wunderlicher war, als das andere. Dabei handelte es sich fast ausschließlich um die Liebe — so machen es ja auch ältere Herren, wenn sie über Politik, Religion oder Geschäfte Nichts mehr zu sagen haben.

Bei der Ankunft in Lyon trennte sich Bonaparte von Macis, um einen Freund der Familie aufzusuchen; dies war Herr Barlet, der dem jungen Lieutenant einen Empfehlungsbrief nach Valence an den Abbé de Tardivon mitgab.

Herr de Tardivon gehörte zu den großen Herren der Provinz, er war ein litterarisch gebildeter, feinsinniger Mann, der den Umgang mit Damen besonders liebte. Er nahm den ihm Empfohlenen mit großer Freundlichkeit auf und stellte ihn in mehreren Familien von Valence*) vor, zu nennen ist vor Allem Frau Gregorius de Colombier.

Diese Dame, die bereits über die Fünfziger hinaus war, hatte, wie dies bei Damen ihrer Altersstufe nicht

*) Das „Mémorial de Sainte Hélène" behauptet, Frau du Colombier habe Bonaparte dem Abbé vorgestellt. Dies ist jedoch ein Irrthum.

selten ist, eine gewisse Vorliebe für ganz junge Männer; es schien, als fühle sie den Beruf in sich, ihnen als Führerin bei den ersten Schritten auf der nicht selten gefährlich glatten Lebensbahn zu dienen. Es dauerte auch nicht lange, und der junge Artillerie-Lieutenant war ihr erklärter Liebling. Sein Geschwätz gefiel ihr, ja sie ermunterte ihn und gab sich Mühe, ihm die Unhaltbarkeit seiner meisten Anschauungen klar zu machen; sie legte eine geradezu mütterliche Sorgfalt in ihren Rathschlägen an den Tag.

Sobald die Jahreszeit schön zu werden begann, erging die Einladung an ihn, sie auf ihrem Landsitze, welcher etwa zwei Meilen von Valence entfernt lag, zu besuchen. Vielleicht hatte Frau du Colombier, neben dem Vergnügen, welches ihr die mit stürmischer Lebhaftigkeit vorgetragenen Thesen des jungen Kriegers machten, noch einen geheimen Wunsch, welcher die Einladung veranlaßt hatte; sie hatte nämlich ein Töchterchen, Caroline mit Namen, und hätte es — wer weiß — vielleicht gern gesehen, wenn Bonaparte dasselbe zur Frau begehrt hätte.

„Man konnte Caroline," so hören wir von einer mit ihr bekannten Dame, „nicht gerade hübsch nennen; allein sie war sehr liebenswürdig und hatte in ihrem Auftreten viel Grazie."

Diese Dame, es ist die Herzogin von Abrantes, berichtet ferner, daß Napoleon selbst zuweilen erzählt habe, es sei damals von einer Heirath zwischen Caroline und ihm die Rede gewesen. Das „Mémorial de St. Hélène" widerspricht jedoch der gern und leichthin plaudernden Herzogin und sagt:

„Es ist unrichtig, was man sich erzählt hat, daß die Mutter die Heirath gewünscht, der Vater sich aber derselben widersetzt hätte."

Es erſcheint wahrſcheinlich, daß Frau du Colombier die Heirath gern geſehen hätte, und wahrſcheinlich, daß Napoleon, wäre er längere Zeit in Valence geblieben, den entſcheidenden Schritt auch gethan hätte, denn die junge Dame war ihm ſehr ſympathiſch, finden wir doch im „Mémorial“ auch folgende Stelle:

„Napoleon fand Gefallen an Fräulein du Colombier, welche ihm ihrerſeits zugethan war. Es war bei Beiden die erſte Liebe.“

„Wir waren Beide,“ ſo heißt es an anderer Stelle, „die Unſchuld ſelber; wir gewährten uns gegenſeitig dann und wann ein Stelldichein; an ein ſolches erinnere ich mich noch heute, es fand im Hochſommer bei Tagesanbruch ſtatt — es iſt kaum glaublich, aber wahr: unſer ganzes Glück beſtand darin, daß wir gemeinſchaftlich Kirſchen verzehrten.“

Wem fiele dabei nicht die Zuſammenkunft Rouſſeau's mit Fräulein Gattry ein? Es iſt doch merkwürdig, daß in dem Liebesleben dieſer beiden großen Männer der Genuß von ein Paar Kirſchen, ein platoniſcher Genuß möchte man ſagen, eine ſolche Rolle ſpielt — merkwürdig auch, daß der Eine etwas ahnte von der Größe des Andern, ſagt doch Rouſſeau in ſeinem „Contrat Social“:

„Ich habe Etwas wie ein Vorgefühl, daß dieſe kleine Inſel (Corſica) Europa einſt in Erſtaunen ſetzen wird.“

Es handelt ſich bei Napoleon um reine, keuſche idylliſche Erinnerungen, die nicht erblaſſen ſollten vor viel gewaltigeren, aber weniger aetheriſchen ſeiner ſpäteren Jahre.

Ob Fräulein du Colombier auch mit Herrn de Breſſieux im Morgenlicht eines ſchönen Julitages Kirſchen aß, iſt nicht zu ermitteln, feſtſteht nur, daß ſie ſpäter dieſen Herrn, der Capitän im Regiment Lothringen und Ritter des Ludwigordens war, geheirathet hat, Breſſieux war natürlich

nicht mehr jung und schüchtern, wie Bonaparte; dieser aber vergaß Frau de Bressieux ebenso wenig, wie die Kirschen des Fräulein du Colombier. Als er auf der Rückkehr aus Aegypten nach Paris unterwegs war, wollte er den Damen du Colombier, welche er in Vasseaux vermuthete, seine ehrerbietigen Empfehlungen zugehen lassen, erfuhr aber, daß dieselben in Bressieux, einem kleinen Ort im Departement der Isère waren, woselbst Caroline, die seit dem März 1792 Frau de Bressieux war, Aufenthalt hatte.*)

Ebensowenig vergaß Napoleon, als er Kaiser geworden war, die Freundin seiner Jugend, die übrigens pfiffig genug war, sich seiner Erinnerung noch besonders aufzudrängen. Es existirt ein Brief Napoleons aus dem Lager zu Boulogne, welcher hierher gehört und folgendermaßen lautet:

„An Madame Caroline Bressieux.

Pont-de-Briques, 2 Fructidor des Jahres XII.

Madame, Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht. Die Erinnerung an Ihre Frau Mutter und Sie ist mir stets lebendig geblieben. Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, um Ihrem Bruder nützlich zu sein. Ich ersehe aus Ihrem Briefe, daß Sie in der Nähe von Lyon wohnen, ich muß Ihnen daher Vorwürfe machen, daß Sie sich während meines dortigen Aufenthaltes nicht eingestellt haben, denn ich werde mich stets sehr freuen, Sie wiederzusehen. Seien Sie überzeugt von meinem Wunsche, mich Ihnen angenehm zu machen.

Napoleon.**)

Bald darauf wurde Frau de Bressieux Ehrendame im Hofhalt von Madame Mère.

*) De Coston: „Premières années de Napoléon."

**) „Correspondance de Napoléon I."

„Sie war," sagt die Abrantes, „geistreich, sanftmüthig, von sehr angenehmen Umgangsformen. Ich begreife sehr wohl, daß der Kaiser Morgens 6 Uhr Kirschen mit ihr pflückte, ohne an etwas Schlechtes zu denken. Das erste Mal, als ich ihr begegnete, überraschte mich das lebhafte Interesse, welches sie an den geringfügigsten Handlungen des Kaisers nahm. Sie schien ihn mit den Blicken einer ihrer Seele entsteigenden Theilnahme zu verfolgen."

Nach dem ersten kurzen Aufenthalt in Valence, während welchem seine Vorliebe für die gute Gesellschaft ihn vor jenen Abenteuern bewahrt hat, welche nur zu häufig verderblich für die Laufbahn junger Männer seines Standes werden, kam Napoleon nach Lyon, wohin sein Regiment zur Unterdrückung von Tumulten Marschordre erhalten hatte. Auf Lyon folgte Douai, von wo er für einige Zeit nach Ajaccio auf Urlaub ging.

Im Monat Februar 1787 kam er durch Marseille, wo er die Bekanntschaft der Frau Saint-Huberti, einer damals berühmten Sängerin, machte. Die Saint-Huberti, welche einige Zeit später den bekannten Agenten der Bourbonen, den Grafen d'Antraigues heirathete und 1812 mit ihrem Gemahl von einem italienischen Diener in London ermordet werden sollte, sang damals mit großem Erfolge die „Dido" in der gleichnamigen Oper. Der junge Lieutenant soll durch die herrliche Stimme der Sängerin so bewältigt worden sein, daß er seiner Begeisterung in Versen an sie Luft machte.

In seinem Buch „La Saint-Huberti" sagt de Goncourt:

„Der Zauber, welchen die Saint-Huberti auf das Publikum ausübte, hatte nicht nur den Vorzug, die ersten heilig reinen Vorstellungen der Liebe in dem großen Dichter

des neunzehnten Jahrhunderts*) neu zu beleben, die Sängerin hatte auch das Glück, bei einer Aufführung der „Dido“ einen jungen Lieutenant, der später Napoleon I. werden sollte, zu seinen ersten — vielleicht zugleich einzigen — Versen zu begeistern.“

Die etwas ungeschickten Verse hat de Goncourt in den hinterlassenen Schriften der Abrantes aufgefunden; sie lauten etwa also:

Römer, die Ihr stolz auf Euren Ursprung seid,
Denkt daran, wie Euer Reich entstanden.
Wenig Beifall Dido's Reize fanden,
Denn es floh der Held, den sie wohl gern gefreit.
Hätte unsre Dido, die hier herrschend weilt,
Damals auf Carthagos Thron gesessen,
Jener wäre fliehend nimmermehr enteilt.
Eine Wildniß Euer Land geblieben.

Die Herzogin von Abrantes sagt, es wären die Verse ihr vom Herzog von Ragusa (Maret) mitgetheilt worden. Soll man ihr glauben? Es ist ja bekanntlich Einer der redete und Einer, der hört; man kann sich hier der Bemerkung nicht erwehren, daß, so poetisch Napoleon auch damals gestimmt sein mochte, er doch von den Regeln der französischen Verskunst nur sehr wenig verstand. Man weiß, daß er in litteris überhaupt nicht sonderlich bewandert war, daß er z. B. statt „Session“ stets „section“, statt „Amnestie“ „armistice“ (Waffenstillstand) ꝛc. sagte.**)

„In den „Memoiren Lucians“ ist allerdings auch die Rede davon, daß Napoleon in seiner Jugend gedichtet habe. Wir lesen da folgendes Gespräch:

Lucian: „Hättest Du, Bürger Consul, Dich mit der Poesie beschäftigt, so hättest Du auch darin, wie in allen andern Fächern, Glänzendes geleistet.“

*) Châteaubriand ist gemeint.

**) Chaptal: „Mes souvenirs sur Napoléon.“

Napoleon: „Wohl möglich! Aber woher die Zeit nehmen . . die Zeit, mein lieber Lucian! Erinnerst Du Dich wirklich noch meiner ersten Versuche?“

Lucian: „Natürlich. Dein launiger Bericht über den Pfarrer von Gualdo hat die ganze Familie entzückt, ebenso die Schöngeister unserer Heimath, wie Pozzo di Borgo, die Barberi und Andere. Wie oft habe ich selber ihnen voll Freude und Stolz Deinen „Pfarrer von Gualdo“ vorgelesen!“

Napoleon: „Ja, ich muß zugeben, das Gedicht war so übel nicht, allein es war doch mehr vom Patriotismus, als von der Poesie eingegeben.“

Napoleon hat also wirklich Verse gemacht! Man darf nur nicht glauben, daß es französische Verse waren. Es waren corsische, wie sie noch heute dort unter Naturfängern vorkommen. Der Titel des angeführten Gedichtes „Der Pfarrer von Gualdo“, läßt auf ein corsisches Kauderwelsch schließen, wie man es etwa in der „Colomba“ von Prosper Mérimée findet. Außerdem ist es auf Corsika Sitte, daß besonders bei Familienfesten Reimereien zum Besten gegeben werden, welche, wenn es sich um glückliche Ereignisse, „Sonnetti“, wenn es sich um unglückliche Ereignisse, Todesfälle ꝛc. handelt „Lamenti“ heißen; sie sind ganz eigenartig, von blumenreicher Sprache und werden, auf bunte, seidene Tüchelchen gedruckt, vertheilt.

Daß Napoleon einige Augenblicke, vielleicht sogar einige Tage in die Saint-Huberti verliebt war, ist leicht möglich: in seinem Alter ist man gewöhnlich in jedes weibliche Wesen verliebt. Wenig Vertrauen erwecken die, wenn auch recht holprigen Verse insofern, als es sich um Napoleon als deren Autor handelt. Die Episode hat für sein späteres Leben auch nicht die geringste Spur hinterlassen, ebenso wenig wie bei der gefeierten Diva. Nach-

gewiesen ist jedoch, daß die spätere Feindin Bonaparte's und Freundin Josephines 1796 in Italien sich über die Verliebtheit des damaligen Lieutenants ausgelassen hat. —

Im Monat März 1787 traf Napoleon in Ajaccio ein; der Urlaub wurde ihm verlängert und erst im Januar 1788 verließ er die Heimath wieder, um sich bei seinem Regiment, das damals in Auxonne lag, einzufinden.

Ob ihn in dieser Zeit irgend ein zartes Verhältniß in Anspruch genommen hat, weiß man nicht. In Auxonne fand er keinen Abbé de Tardivon, um ihn in die Salons der guten Gesellschaft einzuführen; auch war er nicht mehr so lebenslustig, wie in Valence: er studirte und arbeitete viel, ja zu viel, denn seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig.

Zerstreuungen giebt es ja nur wenige in solchen Provinzialstädten. In Auxonne veranstalteten die Offiziere von Zeit zu Zeit unter sich Feste; der junge Bonaparte, der sehr gern tanzte, machte es den Kameraden nach und gab kleine Grisettenbälle, wie de Coston in seinem Buch „Premières années de Napoléon“ berichtet. Diese Bälle führten natürlicher Weise zu allerhand Abenteuern; mag man mit zwanzig Jahren den Tanz noch so sehr lieben, die Tänzerinnen liebt man doch noch mehr; es scheint jedoch in Bezug auf Bonaparte zu keinem Roman gekommen zu sein. In späteren Jahren traten einige Frauen auf, welche behaupten wollten, damals in zärtlichen Beziehungen zu ihm gestanden zu haben; ihre Behauptungen waren aber wohl gegenstandlos. Alles was man weiß, beschränkt sich darauf, daß der junge Offizier eine gewisse Neigung, vielleicht war es mehr wohlwollende Theilnahme als Liebe, für ein junges, der Beschreibung nach recht hübsches Mädchen, die auch sonst noch Anbeter hatte, an den Tag legte. Es war Manesca Pillet, die Stieftochter eines gewissen Chabert, den Bona-

parte zuweilen besuchte — nicht oft genug in den Augen der lieblichen Manesca.

In diese Zeit aber fällt ein störendes Ereigniß.

„In den letzten Tagen des Monats März 1789" — so erzählt General Thiard — „kam es gelegentlich der Befrachtung eines Getreideschiffes in Seurre auf Rechnung eines Verduner Kaufhauses zu Tumulten, weil man dort eine Hungersnoth befürchtete und das Getreide nicht fortlassen wollte; es wurde eine Abtheilung vom Regiment La Fère von Auxonne nach Seurre geschickt; unter den zu derselben commandirten Offizieren befand sich auch ein junger Lieutenant, von etwas kränklichem Aeußern, welcher seine dienstfreien Stunden dazu benutzte, Ausflüge in die Nachbarschaft, namentlich nach Navilly zu machen, wo der Bau der schönen Doubs-Brücke ihn interessirte, oder wo er einem jungen Mädchen die Kur zu machen beflissen war. Der junge Mann wurde bald darauf nach einem andern Ort versetzt, das Mädchen heirathete, aber — die Sache war damit nicht zu Ende. An der Spitze der Liste, welche die Namen derjenigen Bewohner von Chalon enthielt, welche dem Kaiser gewordenen Lieutenant bei seinem dortigen Aufenthalt vorgestellt zu sein wünschten, hatte Herr von Thiard*) den unbekannten Namen einer Dame gesetzt. Als die Blicke des siegreichen Cäsar auf diesen Namen fielen, umspielte ein flüchtiges Lächeln seinen Mund und er wandte sich an seinen Kammerherrn mit den Worten:

„Wie mir scheint, sind Sie mit meinen früheren Garnisonabenteuern bekannt. Lassen Sie eintreten, aber sagen Sie Niemandem Etwas."

*) War Mitglied des gesetzgebenden Körpers, kaiserlicher Kammerherr und gehörte während der Krönung in Mailand zum persönlichen Dienst Napoleons.

Die schöne Unbekannte, in Begleitung eines etwa zwölfjährigen Knaben, trat ein und war von ihrer Audienz sehr zufriedengestellt; sie erhielt u. A. eine Freistelle für den Knaben an einer Regierungsschule. —

Infolge seiner erschütterten Gesundheit bekam der junge Bonaparte abermals Urlaub, den er theils auf Corsika, theils in den Bädern von Orezza verbrachte. Als er wieder in Auxonne eintraf, kam sein Bruder Louis, der damals etwa dreizehn Jahre alt war, mit ihm. Die Brüder bezogen eine kleine bescheidene Wohnung von zwei Zimmern und bereiteten sich selbst ihre Mahlzeiten. Das dürftige Lieutenantsgehalt mußte für Beider Bedürfnisse aufkommen.

Unter diesen beschränkten finanziellen Verhältnissen war natürlich von Liebe wenig die Rede: das Geld ist ja der nervus rerum; eine Poesie bei leeren Taschen giebt es nicht. Die Redensart von der Hütte und den Herzen ist eine sehr gewagte, denn die Liebe, die nichts wie eine Hütte zu ihrem Schutze hat, fliegt gewiß bald davon. Bonaparte, der sich mit dem Fuchs tröstete und behaupten wollte, die Trauben wären sauer, war damals sehr niedergeschlagen, wovon ein von ihm verfaßtes Zwiegespräch Zeugniß giebt, welches, wenn man bedenkt, daß der Verfasser damals 22 Jahr alt war, einen gar sonderbaren Eindruck macht:

„De Mazis: Was ist Liebe, Monsieur? Sagen Sie es doch. Sie sind ja ebenso organisirt wie die Andern...

Bonaparte: Wozu nach einer Definition der Liebe fragen? Ach! Auch ich liebte einst, und habe von jener Zeit genug in der Erinnerung, um auf eine metaphysische Definition, die doch nur Das zu verdunkeln pflegt, was sie erklären soll, verzichten zu können. Ich verleugne sie, ja ich gehe noch darüber heraus, ich behaupte, daß sie der Gesellschaft, wie dem individuellen Glück des Einzelnen

verderblich ist. Mit einem Wort: ich glaube, daß die Liebe mehr Unheil anstiftet als sie Gutes wirkt, und daß es eine Wohlthat der uns schützenden Gottheit wäre, die Menschheit davor zu wahren und davon zu befreien.*)"

Armer junger Mann! Er war nicht reich genug, Liebe zu kaufen, deshalb leugnet er ihr Vorhandensein. Ist es nicht das beste Mittel, sich darüber hinwegzusetzen? Im Jahre 1795, als ihm das Geld zu einem Paar Handschuhen fehlte, sagte er, seinem System treu, daß er keine Handschuh trüge, weil es eine unnütze Ausgabe wäre.

Während er jene verbitterten Bemerkungen niederschrieb, besuchte er die wenigen ihm zugänglichen Gesellschaften. Er verkehrte im Hause des Herrn Naudin, eines Kriegskommissars, dessen Frau ihn gern sah, verkehrte auch bei Herrn Chabert: wohl weniger um dort seine seltsamen Theorien zu vertreten, als um mit der Tochter zu kosen, die ihn, wie man sagt, hat heirathen wollen.

De Coston meint, es befänden sich vielleicht noch im Chabert'schen Hause jene Spielmarken von Elfenbein, auf welche der künftige Bezwinger Europas den Taufnamen seiner Zukünftigen und den seinigen gekritzelt hätte.

Die Versetzung Bonaparte's bei seiner Beförderung zum Oberlieutenant nach Valence machte alledem ein Ende. In Valence beschäftigte er sich viel mit seinem Bruder, dem er Unterricht ertheilte, und ging wenig aus; da kam die Revolution; die Auswanderung des Adels begann und ein Salon nach dem andern ging ein. Bonaparte war Feuer und Flamme, mächtig bewegte die Zeit seine Gedanken.

„Das südländische Blut", so schreibt er an Naudin, „rauscht jetzt durch meine Adern wie die Wellen der Rhone."

---

*) Th. Jung: „Bonaparte et son temps".

Für die Liebe ging diese Flut allem Anscheine nach verloren, denn man hört in dieser Beziehung Nichts; übrigens war sein Aufenthalt in Valence von nur kurzer Dauer. Er erhielt abermals Urlaub in die Heimath; er nahm den Bruder mit und blieb wieder längere Zeit auf Corsika: im October 1791 war er eingetroffen und blieb bis zum Mai 1792.

Während dieser Zeit, die ihm auch das Capitänspatent brachte, bewarb er sich um die Stelle eines Oberstlieutenants in der corsischen Nationalgarde; er hatte dazu mancherlei Veranlassung: in erster Reihe stand der pecuniäre Vortheil, er hatte stets die bedrängte Lage seiner Familie im Auge und kargte nicht mit Unterstützungen.

Die Einkünfte des Grundbesitzes blieben damals aus und für Signora Letizia gab es viel Sorgen. Eine andere Veranlassung, daß Bonaparte sich um den Posten bewarb, war die, daß er eine Liebschaft hatte: Liebschaften aber sind, selbst in Ajaccio, mit Geldausgaben verknüpft. Da er weder seine Familie, noch seine Geliebte im Stich lassen wollte, so zog er es vor, statt eines Artillericapitäns im Heere, ein besser besoldeter Oberstlieutenant in der Nationalgarde zu sein — die Liebe bei jungen, mittellosen Leuten ist stets engverbunden mit der Geldfrage. Die Armuth aber, wenn sie ein Hinderniß darstellt für die Befriedigung der natürlichen Triebe junger Männer, schützt zugleich vor Lastern, welche eine Folge der wiederholten und verlängerten Befriedigung derselben sind. Diese Armuth hat auch, wenigstens bei seelenstarken Menschen, den Vortheil, daß sie dieselben abhärtet; was bei denen, welche keine Behinderung finden, wegfällt.

Napoleon konnte in Ajaccio unmöglich im Hause seiner Mutter die Geliebte empfangen; er mußte dieselbe irgendwo einmiethen. Die Wohnung, welche er für sie

fand, war in einem Hause, welches gleich beim sogenannten See-Thor lag und Eigenthum einer alten Dame, der Gräfin Rossi, war. Die Herzogin von Abrantes erklärt, es wäre ihr unbekannt, weshalb zu damaliger Zeit Napoleon nicht bei der Mutter gewohnt hätte und der Baron Hippolyt Larrey in seiner naiven, blinden Verehrung für alle Glieder der Familie Bonaparte versichert, Napoleon habe deshalb nicht bei der Mutter gewohnt, weil er möglichst ungehindert mit seinen Parteigenossen habe verkehren wollen.*)

„Cherchez la femme", dieser alte Grundsatz bei gerichtlichen Ermittelungen, kann auch fruchtbringend bei der historischen Forschung Verwendung finden. Eben dieser Baron Larrey giebt, ohne es gewahr zu werden, übrigens den Grund an, weshalb Napoleon nicht bei der Signora Letizia wohnte, indem er sagt:

„Die Signora war beunruhigt durch ein Liebesverhältniß, welches eine junge, mit echt corsischer Eifersucht behaftete Frau mit dem Sohne eingegangen war. Auch war diese Frau, nachdem sie die Gewißheit von der Untreue des Geliebten erlangt hatte, entschlossen, Rache zu nehmen. Sie lud den Treulosen zu Tisch ein und mischte das ihm gereichte Getränk mit Gift.

Die Folgen zeigten sich auch sogleich und zwar in so bedenklicher Weise, daß das Leben des jungen Capitäns bedroht schien. Die Mutter, welche rechtzeitig benachrichtigt worden war, eilte sogleich zu dem Erkrankten und sorgte für das prompte Einschreiten eines Arztes."

Dadurch kam Napoleon mit dem Leben davon. Es wird gewiß nicht an Leuten fehlen, welche der Giftmischerin

*) Baron Larrey: „Madame Mère".

mildernde Umstände zuerkennen, ihre Liebe, werden sie sagen, war eine so starke!

Kaum wieder hergestellt, traf die Ordre für die Rückkehr Bonaparte's ein und zwar hatte er sich in Paris im Kriegsministerium zu melden, um über den Nachurlaub Auskunft zu geben, welchen er sich diesmal selbst bewilligt hatte; es gelang ihm, sich herauszureden, ja man ertheilte ihm sogar die Erlaubniß zur Rückkehr nach Corsika, um das Commando über die dortigen Nationalgarden zu übernehmen.

So traf er denn im September wieder in Ajaccio ein; er brachte seine Schwester Marianne mit sich, welche er aus der Anstalt von Saint Cyr abgeholt hatte, nachdem die Schließung derselben von der Regierung verfügt war.

Es scheint, als habe seine letzte Erfahrung seinen Eifer in galanten Angelegenheiten einigermaßen gedämpft, dazu kam auch, daß die Zeiten immer ernster wurden. Auf Corsika brach der Bürgerkrieg aus; die Familie Bonaparte war Verfolgungen aller Art seitens der Paolisten (Anhänger Paoli's) ausgesetzt und nur unter Gefahren aller Art gelang die Flucht aus dem kleinen Hafen von Calvi.

Im Juni 1793 landete Napoleon mit der gesammten Familie in Marseille.

Die Noth, in der man sich befand, war unbeschreiblich. Die acht Kinder der Frau Letizia, welche später allesammt, mit Ausnahme Lucian's, auf Thronen sitzen sollten, hatten damals weiter Nichts als das, was sie auf dem Leibe trugen; sie lebten von den Brodrationen, welche das Unterstützungscomitée in Marseille ihnen gewährte.

Napoleon meldete sich nun wieder bei seinem Regiment und fuhr fort, als treuer Sohn und Bruder, sein Capitänsgehalt mit der Familie zu theilen; wiederum war es die Noth, welche die Bewegungen der Liebe behinderte und

auch in dieser Zeitepoche ist von Minnespielen keine Rede.

Nach der Belagerung von Toulon kehrte Bonaparte, und zwar als Brigade-General, nach Marseille zurück: das waren jetzt andere Zeiten, die Liebe trat in ihre Rechte, die Tochter eines Marseiller Seifenfabrikanten war die Auserkorene.

Zuvor muß erwähnt werden, daß sein Bruder Joseph, der soeben zum Kriegscommissar ernannt war, eine ältere Tochter dieses Herrn, dessen Name Clary war, geheirathet hatte. Bei der Heirath hatte wohl die Mitgift der Demoiselle Julie eine Rolle gespielt, denn die junge Dame war nichts weniger als hübsch.

Barras schildert sie als klein, mit einem kupferfarbenen Gesicht, „durchaus garstig und abschreckend".

Frau Joseph Bonaparte's Schwester, Désirée mit Namen, war es, in die der junge General sich verliebt hatte, obwohl er noch vor kurzer Zeit von der Liebe als etwas dem Menschen Schädliches gesprochen und geschrieben hatte.

Seine Liebe glich dem Epheu, der sich um den ersten Baumstamm schlingt, der ihm begegnet, und so ist sie geblieben, so lang er lebte. Er verliebte sich bis über die Ohren in diese kleine Clary, ebenso wie bald darauf in die ihm zufällig über den Weg laufende Wittwe Beauharnais. Uebrigens war Désirée, wie wir vom General Ricard hören, „recht hübsch, sehr kokett und leichtfertig". Für diese Art von Frauen hatte Bonaparte stets eine besondere Schwäche, um nicht zu sagen Vorliebe. Er nahm die Gefallsucht bei Frauen gern für Intelligenz hin, natürlich, wie wir in Parenthese hinzufügen wollen, nur dann, wenn die Koketterie ihm galt. Hören wir auch, was die Abrantes sagt:

„Désirée ist ein gutes Wesen, ich halte sie für ganz harmlos, sie ist sehr unbedeutend, ihr Charakter völlig

farblos, in ihrem Herzen scheint Nichts, woran man allenfalls appelliren könnte, es ist wie todt."

Das Herz Désirées, Frau Herzogin, war doch nicht so todt, wie Sie behaupten. Bonaparte brauchte nicht zum zweiten Mal an dasselbe zu appelliren, denn er hatte schon beim ersten Mal Erfolg. Ja, dieses Herz war in solcher Thätigkeit, daß, nachdem es seinen Roman mit dem kleinen corsischen General gehabt hatte, es sich an den General Duphot hing. Zwischen diesem und Désirée kam es sogar zur Verlobung. Die arme Braut hatte den herben Schmerz, den Bräutigam vor den eigenen Augen in Rom erdolcht zu sehen. Dann kam die Liebe zu Bernadotte, und diese hatte einen hohen Wärmegrad. Ja, sie war in ihrer dritten Auflage so stark, daß sie „dem armen Bearner", wie wir hören, „zu einer förmlichen Geißel wurde.""

Da Désirée während der Restauration auch noch für den Herzog von Richelieu in Liebe erglühte und diesen Herrn über ganz Europa mit ihren Wünschen verfolgte, so kann doch füglich von einem „todten Herzen" keine Rede sein.

Auch wird vielfach behauptet, Désirée sei ihren Erinnerungen an Bonaparte treu geblieben und die glimmenden Reste des nie ganz erstickten Feuers wären Veranlassung gewesen, daß sie sich später so hartnäckig weigerte, Frankreich zu verlassen.

Es steht fest, daß vor dem 13. Vendémiaire Bonaparte sich mit der Absicht trug, Fräulein Clary zu heirathen.

„Er beneidete," so erzählt Bourienne, „Joseph um sein häusliches Glück. „Was dieser Schwerenöther, dieser Joseph, doch glücklich ist", pflegte er zu sagen."

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die noch junge, „kokette und leichtfertige" Désirée eine sehr lebhafte Neigung für den General hatte. Dieser schrieb in jedem Brief an

Joseph, er solle ja nicht vergessen, Désirée zu grüßen und ihr in seinem Namen alle Artigkeiten zu erweisen.

So heißt es auch in einem Briefe vom 22. Mai 1792: „Bringe mich Deiner Frau und Désirée in Erinnerung", und in einem andern vom 25. Juni: „Désirée wünscht mein Porträt, ich werde es machen lassen und Du wirst es ihr überreichen, wenn sie es dann noch verlangt, andernfalls kannst Du es behalten."

Viel Vertrauen scheint er allerdings nicht in die Geliebte gesetzt zu haben.

Désirée geht dann mit ihrer Schwester und ihrem Schwager nach Genua; die Anstrengungen der Reise, die Entfernung, vielleicht auch etwas Faulheit, verhinderten sie am Schreiben und Napoleon glaubt, sie habe ihn vergessen.

„Ueberschreitet man denn," so schreibt er dem Bruder, „auf der Reise von Marseille nach Genua den Lethe — Désirée läßt ja garnichts mehr von sich hören."

Es ist eine alte Sache, daß das Schweigen geliebter Frauen die Männer in unglaubliche Aufregung versetzt. Unter dem 19. Juli schreibt Napoleon wieder, er habe noch immer keinen Brief von Désirée, und unter dem 25. desselben Monats:

„Ich glaube, Du hast irgend eine Absicht dabei, daß Du mir gar nicht von Désirée sprichst: ich weiß ja kaum, ob sie noch am Leben ist."

Damals war die Rede davon, daß Napoleon nach Nizza geschickt werden sollte. Hoch erfreut darüber — denn Nizza liegt ja nicht weit von Genua — schreibt er in frohester Hoffnung auf ein Wiedersehen, und in einem gleich darauf folgenden Briefe: „Du sagst ja garnichts in Bezug auf Fräulein Eugenie Désirée." Er ist böse auf den Bruder, böse auf die Freundin; das zeigt sich auch

darin, daß er die Letztere, anstatt Désirée wie sonst, als Eugenie Désirée oder gar „Fräulein Eugenie“ bezeichnet.

Endlich trifft ein Brief von ihr ein; Bonaparte ist außer sich vor Freude, kann es sich aber nicht versagen, den Bruder auszuschelten, denn er schreibt:

„Ich bin in Besitz eines Briefes von Désirée; derselbe scheint mir schon alt zu sein, Du hast mir aber nie davon gesprochen. Was soll ich mir dabei denken u. s. w.“

Aus diesem Briefe wurde ihm jedoch klar, daß die junge Freundin seine Empfindungen theilte, und von da an trug er sich unzweifelhaft mit dem Gedanken, sie zu heirathen. Joseph, der Diplomat in der Familie Bonaparte, mußte die Angelegenheit in Gang bringen. Am 5. September schreibt ihm Napoleon:

„Für den Fall, daß ich hier bleibe, wäre es nicht unmöglich, daß ich auf den tollen Einfall käme, mich zu verheirathen; ich möchte darüber Deine Ansichten hören; es wäre vielleicht gut, zunächst mit dem Bruder Eugenies zu reden. Unterrichte mich von dem Ergebniß, damit wir ins Reine kommen.“

Am Tage darauf folgt schon wieder ein Brief an Joseph, in welchem es heißt:

„Fahre fort, mir pünktlich Nachricht zu geben; sprich mir von dem, was Du zu thun vorhast, sieh zu, daß Du meine Angelegenheiten in Ordnung bringst, und meine Abwesenheit kein Hinderniß für die Erfüllung meiner Wünsche wird. In Bezug auf Eugenie heißt es jetzt: Biegen oder Brechen. Mit Ungeduld sehe ich Deiner Antwort entgegen.“

Die Zeit vergeht indeß, ohne daß es zu irgend einer Entscheidung kommt: der Grund liegt darin, daß Bonaparte's Heirathsideen durch das Leben in Paris einigermaßen gestört sind; es kommt ihm mit einem Mal so vor,

als würde seine Marseiller Freundin sich inmitten der eleganten Pariser Gesellschaft, in der er jetzt verkehrt, doch sehr „provinzlich“ und linkisch ausnehmen; zu Junot, seinem Adjutanten, der ihn um die Hand seiner Schwester Pauline bittet, sagt er: er könne sich nicht entschließen, dieselbe einem Offizier ohne Vermögen zuzusagen — Bonaparte's Horizont fing, wie man sieht, an, sich zu erweitern!

Er verkehrte jetzt im Luxembourg, in der bunten Gesellschaft, die sich dort um Barras versammelte, er hatte auch Zutritt im Hause der schönen „Citoyenne“ Tallien, auch bei den Damen Mailly de Châteaurenault, de Navailles ꝛc. Ehrgeiz hatte sich seiner bemächtigt, die Beziehungen, welche er sich eröffnet hatte, konnten ihm zur Erlangung einer hohen militärischen Stellung verhelfen — nein, die kleine Clary wäre inmitten dieser eleganten Frauen sehr wenig am Platz, die Heirath mit ihr von gar keinem Vortheil für ihn gewesen. In seiner Lage mußte er darauf achten, emporzukommen: mußte sich stets in den Vordergrund stellen: eine Vernunftsheirath war die einzig passende für ihn. Schrieb er nicht damals an den Onkel Fesch:

„Schicke mir einhundert Thaler, daß ich nach Paris gehen kann, nur dort kann man es zu Etwas bringen. . .

Dort allein unter allen Orten des Erdkreises“, fährt er fort, „verdienen die Frauen das Steuer zu führen. . . Eine Frau muß ein halbes Jahr in Paris zubringen, um zu erkennen, was ihr zusteht. . . Die Pariser Frauen, die schönsten der Welt, spielen eine wichtige Rolle und sind von der allerhöchsten Bedeutung. . .“

Er ist also vollständig berauscht von Paris. Arm und bedürftig, augenblicklich ohne alles Gehalt, sucht er sich mit der Gegenwart einzurichten, indem er für die Zu-

kunft arbeitet. Er weiß jetzt, daß man durch die Frauen Alles erreichen kann, wenn man sie zu behandeln versteht. Frau Tallien bittet er um Fürsprache, daß man ihm für eine neue Uniform Tuch aus den Staatsmagazinen bewillige. Der Gedanke an eine vortheilhafte Heirath nimmt ihn ganz in Anspruch. Und da in diesem Augenblicke Désirée Clary ihrerseits zu keiner Entscheidung drängt, so fängt die Sache an, allmählich im Sande zu verlaufen. Er vergißt Désirée jedoch nicht; kaum hat er den royalistischen Aufstand in Paris niederkartätscht, als er freudig bewegt an Joseph schreibt:

„Mir lächelte das Glück. Meine Empfehlungen an Eugenie und Julie."

Und gleich darauf:

„Umarme Deine Frau und Désirée in meinem Namen."

Das Andenken an seine Beziehungen zu Désirée hat ihn auch nie verlassen. Als Consul, als Kaiser hat er ihr zahlreiche Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben.

Aus Kairo, als er erfuhr, daß sie sich mit Bernadotte verlobt habe, schrieb er an Joseph:

„Ich wünsche Désirée alles Glück zu ihrer Heirath mit Bernadotte, sie verdient es."

Dann, auf der Höhe seines Ruhmes, folgen reiche Geschenke: nur dem Einfluß dieser unerloschenen Erinnerungen ist es zuzuschreiben, daß der Frondeur Bernadotte nicht erschossen wurde, als er bei Rennes, Auerstädt und Wagram dumme Streiche gemacht hatte.

Es ist oft behauptet worden, daß Herr Clary Napoleon die Hand Désirées ausgeschlagen hätte mit den Worten:

„Ich habe an einem Bonaparte in meiner Familie genug."

Julie hatte ja in der That keinerlei Veranlassung,

sich in der Ehe mit Joseph, der sich als ein sehr unzuverlässiger Gatte erwies, glücklich zu fühlen. Wenn Joseph jene Worte seines Schwiegerpapas in Abrede stellt, weil „Herr Clari (sic) schon lange vor seiner Verheirathung mit Julie gestorben wäre", so darf man doch annehmen, daß sie gefallen sind und zwar aus dem Munde der Frau Clary, der Mutter, stammen: man findet sie ja in allen Memoiren der damaligen Zeit verzeichnet.

Im Jahre 1794, in welchem die Heirath Josephs stattfand, war Napoleon zur „Alpenarmee" commandirt. Bei derselben waren zwei sogenannte Volksvertreter; der eine, Turreau, ein ziemlich unbedeutendes Individuum, hatte sich eben in zweiter Ehe mit der Tochter eines in Versaille lebenden Chirurgen verheirathet und diese mit sich genommen auf seinem Besuch bei der Armee. Allerdings eine große Thorheit, wenn man bedenkt, wie locker die gesellschaftlichen Zustände damals waren und daß von Grundsätzen der Moralität keine Rede war — eine große Thorheit, zumal da die Bürgerin Turreau recht hübsch und sehr gefallsüchtig war. Napoleon war, wie die übrigen Generäle, vielfach zu Tisch bei Herrn Turreau, und es war besonders der „Corse mit dem struppigen Haar", wie ihn die schöne Bürgerin nannte, der als Gast gern gesehen war. Ein Volksvertreter bei der Armee war eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, seine Fürsprache konnte von großem Nutzen sein, und Bonaparte nahm bereitwillig die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten an und wurde nicht müde, der Frau zu huldigen. Eines Tages machte er ihr das Anerbieten, als Zuschauerin einem Vorpostengefecht beizuwohnen. Er selbst erzählte später zuweilen von diesem Vorfall:

„Als ich eines Tages Frau Turreau innerhalb unserer Vorposten am Col di Tenda herumführte, kam ich auf den

Einfall, ihr das Schauspiel eines kriegerischen Zusammenstoßes mit dem Feinde zu verschaffen und gab den Befehl zum Angriff. Wir waren zwar die Sieger, allein von einem Erfolge konnte weiter keine Rede sein, war der Angriff doch nur eine Phantasie gewesen; allerdings fielen derselben einige Menschenleben zum Opfer, worüber ich mir später, so oft ich daran dachte, Vorwürfe machte." *)

Dieses reuige Bekenntniß ist allerdings sehr am Platze; zu streng sollte man aber auch nicht, in Anbetracht der damaligen Sitten, mit dem jungen General zu Gerichte gehen. Schon vor der Revolution hatten sich ähnliche Dinge zugetragen: ein Prinz Karl von Nassau-Siegen z. B. hat befreundeten Damen das Schauspiel eines Bombardements vorführen wollen und drei große Thürme seines Stammschlosses mit Kanonenkugeln zusammenschießen lassen — dabei kam ja freilich Niemand um und die Thürme waren sein unbestrittenes Eigenthum. Man erinnere sich auch der Unterhaltung, welche Potemkin eines Tages bei der Belagerung von Oczakoff seinen Nichten bereitete. Er versuchte ein türkisches Fahrzeug entern zu lassen, damit die jungen Damen eine Vorstellung von einer Seeschlacht bekämen. Bei der nämlichen Belagerung gab er, noch ehe Bresche gelegt war, den Befehl zum Sturm, diesmal zur Unterhaltung seiner Maitresse, der Dame Dolgorucki. Rußland büßte dabei 8—10 000 Mann ein: die Dame hatte sich als Zuschauerin vortrefflich unterhalten, und das war ja die Hauptsache.

Für einen republikanischen General waren allerdings derartige Galanterieen nicht am Platze.

Hinzuzufügen wäre noch, daß der General, als er längst Kaiser war, eines Tages die einst so hübsche Frau

*) Stendhal: „Vie de Napoléon."

Turreau wiederſah; ſie hatte ſich ſehr zu ihrem Nachtheil verändert, ja ſie war kaum wiederzuerkennen und lebte in drückenden Verhältniſſen. Der Kaiſer gewährte ihr Alles, was ſie wünſchte. „Jeden ihrer Träume machte er“ — es ſind ſeine eigenen Worte, wie ſie im „Mémorial de Sainte Hélène“ ſtehen — „zur Wirklichkeit.“

Selten findet ſchon hienieden die Tugend ihren Lohn!

II. Capitel.

Wie Bonaparte 1795 aussah. — Frau de Bourrienne. — Bonaparte in Chatillon bei Herrn de Marmont. — Victorine Chastenay. — Eine Vision, eine Erinnerung. — Unterhaltung mit Fräulein Chastenay; heimliche Neigung Bonaparte's. — Bonaparte's Bemerkungen über die Pariserinnen. — Frau Permon und Bonaparte's Heirathsantrag. — Fräulein Montansier. — Frau Elliott. — Bonaparte und der 13. Vendémiaire. — Er verkehrt bei Barras. — Frau Tallien, Bonaparte verliebt sich in sie. — Frau de Beauharnais. — Bonaparte fällt in das Netz ihrer Koketterien und heirathet sie. — Traurige Erfahrungen, Enttäuschungen. — Frau Grassini.

Das Expeditionscorps, welches einen Handstreich gegen Civita vecchia hatte ausführen sollen, war wieder aufgelöst und Bonaparte, der in demselben die Artillerie commandirte, hatte Befehl erhalten, sich bei der Armee des Westens zu melden. Er war damit so wenig einverstanden, daß er nach Paris eilte, um den Versuch zu machen, bei einer anderen Armee Verwendung zu finden.

Am 2. Mai 1792 reiste er von Marseille ab, mit ihm waren Junot, Marmont und Louis. In Chatillon machte man einige Tage Rast auf der Besitzung von Marmont's Vater.

Wir wollen hier eine Beschreibung von der äußeren Erscheinung Bonapartes hersetzen, welche aus dieser Zeit und von einer Dame stammt; hier ist sie:

„Das dürrste und seltsamste menschliche Wesen, welches ich je gesehen habe, stand vor mir. Der Mode der Zeit entsprechend, trug der Offizier sein Haar in sogenannten „Hundeohren", daß heißt in Haarbüscheln, die an der Schläfe über die Ohren herab bis auf die Schultern hingen. Der italienisch finstere Blick paßte seltsam zu dieser Haartracht. Den Eindruck eines Mannes von Geist machte er nicht, wohl aber den eines Individuums, welchem man nicht gern Abends im Walde begegnen möchte. Der Anzug war auch nicht dazu angethan, Einen zu beruhigen. Der Ueberrock, den er trug, war der Art abgetragen, und sah so schäbig aus, daß ich mich garnicht entschließen konnte zu glauben, ich hätte einen General vor mir, aber Das merkte ich sogleich, daß ich mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun hatte. Sein Blick erinnerte an den Rousseau's, dessen von Latour gemaltes Porträt ich kannte. Als ich den General ein drittes Mal sah, verzieh ich ihm bereits die „Hundeohren"; ich dachte an einen Provinzler, der die Moden übertrumpft, der aber trotz dieser Lächerlichkeit etwas bedeuten mochte; ich fand seinen Blick, der sich in der Unterhaltung belebte, jetzt sogar schön.

Wäre er nicht so überaus hager gewesen, so daß er wirklich kränklich aussah und Mitleid einflößte, man hätte vielleicht manchen feinen Zug an ihm entdeckt. Sein Mund zum Beispiel war von sehr gefälligem Schnitt. Ein Maler, Schüler David's, welcher bei Frau N., in deren Hause ich den General kennen lernte, verkehrte, meinte die Gesichtszüge hätten den griechischen Schnitt, was mir sehr imponirte."

Dasselbe Bildniß, beinah Zug für Zug, ist von einer anderen Dame, welche damals den General häufig

sah, entworfen. Aus einem Fenster ihres Hauses am Quai d'Orsai beobachtete dieselbe ihn häufig, wie er linkischen, unsicheren Schrittes daherkam, mit einem schlechten, in die Augen gedrückten Hute, unter welchem die fürchterlichen „Hundeohren", schlecht gekämmt und schlecht gepudert, auf den Kragen des stahlgrauen, später so berühmt gewordenen Ueberrockes herabhingen. „Dazu die langen, dürren, schwärzlichen Hände ohne Handschuh, ungeschickt sitzende, schlecht geputzte Stiefel. Aber — stets war in seinem freundlichen Blick ein freundliches Lächeln . . . vielleicht nur erzwungen! Ein solches Aeußere konnte unmöglich bei den Frauen Gefallen finden und es wird nur wenige unter ihnen gegeben haben, die, wie die Abrantes, von dem „schönen Blick" im Auge zu reden wußten. Dieses Aeußere deutete es nicht auf einen unruhig bewegten Geist, zeigte es nicht Ehrgeiz an, ließ es nicht einen starken Eigenwillen vermuthen?"

Will man einen Mann schildern, wie er sich als Liebhaber ausnimmt, so muß man sich nothwendiger Weise mit dem Urtheil vertraut machen, welches zeitgenössische Frauen über ihn fällten. Eine unter ihnen, die ihn geliebt hat und dabei der Inbegriff aller Höflichkeit war, die ihn förmlich mit lächerlichen Artigkeiten verfolgte und glaubte sein Herz dadurch gewinnen zu können, daß sie ihm feine Diners gab, nämlich Frau de Bourrienne, schreibt:

„Am Tage nach unserer zweiten Rückkehr aus Deutschland, es war 1795, trafen wir Bonaparte im Palais Royal vor einer Wirthschaft, welche ein gewisser Girardin inne hatte; er begrüßte Bourrienne wie einen Kameraden, dem man gut ist und den man sich freut wieder zu sehen. Wir besuchten das Theater Français, es wurde ein Trauerspiel, betitelt „Der Taube oder das volle Wirthshaus", gegeben. Das Publikum kam aus dem Lachen nicht heraus,

nur Bonaparte, und das fiel mir sehr auf, beobachtete eine eisige Ruhe. Ein anderes Mal verschwand er plötzlich, ohne auch nur ein Wort zu sagen, von unserer Seite, wir vermutheten ihn irgendwo anders, nur nicht im Theater, als wir seiner plötzlich in einer Loge des zweiten oder dritten Ranges ansichtig wurden; er schien zu schmollen."

Möglicher Weise schmollte er wirklich und zwar über den Mangel an Schönheit bei Mme. Bourrienne; wahrscheinlich aber stand er unter dem Druck des ihn beherrschenden Gedankens an die Zukunft und der schrecklichen Frage, wie er ohne einen Sou in der Tasche leben sollte. Bonaparte war damals 26 Jahre alt, der matteste Lichtschimmer im Nebel seines Daseins, der Anblick, die Unterhaltung einer liebenswürdigen Frau erweckten Lebenslust in ihm. So bewahrte er Jahre lang die Erinnerung an jenes junge Mädchen, welches er damals nach seiner Rückkehr von der Alpenarmee kennen gelernt hatte, die Erinnerung zog wie ein süßer Wohlgeruch durch seine Tage hin. Es handelte sich um keinen Roman, nicht einmal eine Idylle, wie die, in welcher Fräulein Clary eine Rolle gespielt hatte. Es handelt sich hier nur um eine Plauderei auf einem Landhause an einem Sommernachmittag, das junge Mädchen war aufgeweckt und wohlunterrichtet. Wovon sprachen sie nur mitsammen? Ueber Liebe? Kein Wort! Wohl aber über Politik, Krieg, über Geschichte und Metaphysik. . . Auch machte man ein wenig Musik, man tanzte auch und das wenig schöne Profil, das noch dazu etwas Knabenhaftes hatte, blieb im Herzen des Generals so fein geschnitten, wie eine antike Camée. Es war nur eine Vision, die zur Erinnerung wurde! Eine süße, unverwischbare Erinnerung.

Doch zurück nach Chatillon: Der Artillerie-Capitän Marmont hatte, wie gesagt, zum Besuche seines Vaters

den General mitgenommen, ebenso wie dessen Adjutanten Junot. Das Landhaus des Herrn de Marmont hieß Châtelot und lag dicht am Thor der Stadt; der junge Marmont hatte stets mit Begeisterung von Bonaparte zum Vater gesprochen.

„Ich fand Bonaparte", so sagt Marmont in den Erinnerungen, welche er später niederschrieb, „Allen, die ich bisher in meinem Leben begegnet war, weit überlegen. Seine vertraulichen Gespräche waren voll großartiger, tiefernster Ideen und übten einen nachhaltigen Zauber auf mich."

Der alte Marmont theilte die Begeisterung seines Sohnes und rühmte in der ganzen Nachbarschaft die Verdienste des jungen Generals. Da die Gegend keinen besonderen Reiz bot, so war man auf die Zerstreuungen der Geselligkeit angewiesen und der Gast wurde bei einigen Familien der Nachbarschaft vorgestellt. Trotz all des Guten, welches die Marmonts über ihn sagten, trotz des Vergnügens, welches man auf dem Lande hat, ein neues Gesicht zu sehen, trotz der Neigung zur Geselligkeit, die damals weit lebhafter war als heutzutage, öffnete man dem jungen General die Thür meist nur widerwillig. Die Erinnerung an „La Terreur", an die Schreckenszeit, hatte bei den Leuten einen tiefen Widerwillen, ja Abscheu gegen Alles hinterlassen, was republikanisch war. Damals zog zudem eine reaktionäre Zugluft daher, und man hielt es für gestattet, der Abneigung Ausdruck zu geben, welche man für die „blauen Offiziere" — wie man sich ausdrückte — empfand. „Wären", sagt Marmont, „die Meinigen nicht erhaben über dieser Stimmung der Majorität gewesen, ich hätte meinen kleinen General nicht mitbringen können."

Ein Mann überlegenen Geistes, der in eine Gesellschaft von Thoren und Narren geräth, wird diesen stets

als Idiot erscheinen — so erging es Bonaparte in Chatillon, und das Urtheil der Leute wurde noch durch das Schweigen vermehrt, welches der General beobachtete.

Zu den Familien, denen er vorgestellt wurde, zählten auch die de Chastenays. Bei seinem Besuche trug Fräulein Victorine, die etwa zweiundzwanzigjährige Tochter des Hauses, Etwas auf dem Klavier vor; der General sagte ihr in seiner holprigen Weise einige Artigkeiten, Victorine sang darauf, allseitig ermuntert, eine italienische Romanze, welche sie selbst componirt hatte. Als sie dieselbe beendet, frug sie den General, ob sie das Italienische gut ausspräche. Kurz und barsch erwiderte der General „nein".

Am folgenden Tage erschienen die Chastenays in Châtelot, man gab zu Ehren des Generals dort ein Diner. Durch das kurz angebundene Wesen des Generals herausgefordert, neugierig zugleich, was eigentlich in dieser mageren Gestalt stecken, was sich hinter dem Blicke dieser tiefliegenden Augen verstecken könnte, auch wohl ein wenig angesteckt von dem Enthusiasmus Junot's und Marmont's für den räthselhaften Gast, näherte sie sich demselben nach aufgehobener Tafel. Sie frug ihn zunächst über Corsika, das damals noch so wenig bekannte Eiland, sie glaubte dadurch etwas mehr aus ihm herauszubekommen als zwei oder drei Worte.

Sie hatten beide im Salon, gestützt auf eine zwischen zwei Fenstern angebrachte Console, Posto gefaßt. Victorine Chastenay war ganz überrascht von den schlagenden, witzigen Bemerkungen, von den treffenden Ausdrücken, von der farben- und blumenreichen Art der Unterhaltung Bonaparte's; seine Bemerkungen traten in so scharfen Conturen auf, daß sie „schön geschnittenen Steinen auf einem goldenen Gürtel glichen".

„Ich habe nie in meinem Leben", hat Victorine später hinzugefügt, „Jemand begegnet, der mir so geistvoll erschienen wäre."

Wovon unterhielten sich, nachdem Corsika erledigt war, die beiden jungen Leute? Bonaparte führte fast ausschließlich das Wort, er besprach die Vorgänge der Revolution, erläuterte ihre einzelnen Episoden und kam an der Hand überraschend klarer Schlüsse zu Vermuthungen in Bezug auf die Zukunft von ganz außerordentlicher Art; er kritisirte die hervorragenden Persönlichkeiten, ihre Handlungen, sprach vom Bürgerkriege, ging auf den Adel und seine Lage über, um auf diesem Wege zur Revolution zurückzugelangen.

Tiefes, ernstes Nachdenken verrieth sich in knapper, energischer Ausdrucksweise — so hatte Victorine noch nie Jemand sprechen hören, sie horchte wie von einem geheimnißvollen Zauber gebannt — es schien ihr, als wäre dieser General „ganz eingehüllt in den Duft der wilden Blumen seiner geheimnißvollen Heimathinsel".

Es war dann auch noch die Rede von Poesie. Bonaparte war bekanntlich für Ossian begeistert; er schilderte in warmen Worten die süßen, melancholischen, einem Rausche ähnlichen Träumereien, in welche die Gesänge des großen Barden ihn versetzt hätten. Er wurde wohl den Eindruck gewahr, welchen er auf die junge Dame machte, denn er erbat sich schließlich die Erlaubniß, ihr einen Auszug überreichen zu dürfen. Eben wollte Victorine ihre Einwilligung geben, als plötzlich eine engherzige Pruderie sie überkam; sie erröthete bei dem Gedanken, ein Buch von einem Offizier anzunehmen und lehnte in sehr lintischer Form ab. Später, im Stillen, mit sich allein, wurde Victorine de Chastenay nicht müde, sich mit Vorwürfen zu überhäufen.

Einen besonders tiefen Eindruck hatte Bonaparte auf sie gemacht, als er sagte: für den Mann bestünde das Ziel und Glück des Lebens darin, seine Fähigkeiten so viel wie möglich auszubilden.

Auf dem Lande, unter Leuten, bei denen eigenes Interesse und häusliche Sorgen die fast alleinige Beschäftigung bieten, hört man keine auf so hohem Cothurn einherschreitende Gedanken: die Herzen dieser beiden jungen Leute hatten sich verstanden, schwer fiel ihnen die Trennung.

Der Tag nach diesem Ehrendiner in Chatelot brachte die Nachricht von der Dienstentlassung Bonaparte's. Der General reiste unverzüglich ab!

Als Bonaparte bereits mit der Wittwe Beauharnais verheirathet, als er mit Lorbeeren gekrönt aus dem italienischen und ägyptischen Feldzuge heimgekehrt, als er erster Consul der französischen Republik geworden war, sprach er oft von dieser Begegnung in Chatillon zu Josephine, und zwar in einer Weise, daß er deren leicht erregbare Eifersucht wachrief.

Eines Tages war Fräulein Chastenay, die eine Audienz bei Madame Bonaparte nachgesucht hatte, in Malmaison erschienen, um sich für die Streichung eines Emigranten auf der Liste zu verwenden, als unerwartet Bonaparte in den Saal trat.

„Ich war", so berichtet die Chastenay, „ein wenig bestürzt; ich hatte ihn seit jenem Diner in Châtelot nicht gesehen. Auch war er sichtlich überrascht, ja, ich möchte sagen, in einiger Verlegenheit. Er kam auf mich zu, erkundigte sich nach Mamas Befinden und frug dann plötzlich, ob Herr von Marmont immer noch so verliebt in mich wäre. Ich antwortete in ziemlich wegwerfendem Tone, ich wüßte nicht, daß er es je gewesen wäre, übrigens wäre Herr de Marmont ja seit zwei Jahren verheirathet. Die

Unterhaltung wandte sich dann meinen „musikalischen Talenten“ zu, deren Bonaparte sich rühmend erinnerte, schließlich forderte er mich auf, doch einige Abende in engerem Kreise bei ihm zuzubringen, bat mich, ihn zu entschuldigen und entfernte sich mit seiner Gemahlin.

Diese aber erschien schon nach wenigen Augenblicken wieder; während unserer Verhandlungen bemerkte ich, daß sie in etwas erhabenem Ton zu mir sprach, und daß sie dabei wie ein vom Winde bewegtes Blatt am ganzen Leibe zitterte. Sie hat mich stets mit Artigkeiten überhäuft, war aber stets bemüht, mich von ihrem Gemahl fern zu halten; sie war eifersüchtig, ich aber eigentlich doch garnicht dazu angethan, sie eifersüchtig zu machen. Ich weiß nicht, was sie sich denken mochte, sie kannte mich doch garnicht. Ich beendete die Unterredung, indem ich sie bat, mir eine Audienz beim Consul zu erwirken, sie versprach es; allein zu einer Audienz ist es nicht gekommen.“

Man kann die Wahrheit dieser ins Einzelne gehenden Mittheilung wohl nicht anzweifeln, Alles deutet darauf hin, daß die Vorgänge so geschildert sind, wie sie sich abspielten. Besonders der sonderbare Einfall Bonaparte's, die Besucherin zu fragen, ob Marmont noch immer in sie verliebt wäre; es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sich hinter demselben seine eigene Stimmung versteckte und daß Josephine dafür Verständniß hatte: hübsch aber war die Chastenay durchaus nicht. —

Die Briefe, welche Napoleon während des Sommers 1795 an Joseph schrieb, gestatten einen Blick in die Seele dessen, der ein Jahr später die Bahn betrat, die ihn von Triumph zu Triumph führte.*)

In einem dieser merkwürdigen Briefe, er ist datirt

*) Man sehe: Comte de Survilliers (Joseph) „Mémoires“.

Paris den 18. Juli, finden wir ein Bild der großen Stadt, welches deutlich zeigt, welche Aenderungen sich im Innern Bonaparte's vollzogen hatten.

„Der Luxus", so schreibt er, „Vergnügungen, die Künste kommen hier in erstaunlicher Weise wieder in Aufnahme. Gestern wurde im Opernhause „Phädra" gegeben und zwar zum Benefiz einer alternden Künstlerin; es war erdrückend voll, obwohl die Preise auf das Dreifache erhöht waren. Equipagen sieht man auch wieder, elegante Damen tauchen auf den Promenaden auf, die der Meinung zu sein scheinen, sie hätten nie aufgehört zu glänzen. Die Bibliotheken werden wieder geöffnet, Vorlesungen über Geschichte, Chemie, Botanik, Astronomie folgen eine der andern. Alles wirkt hier zusammen, um zu unterhalten, um das Leben angenehm zu machen; man entreißt sich gegenseitig dem Nachsinnen; wie sollte man noch in diesem Wirbelwinde von Vergnügungen schwarz sehen. Ueberall Frauen — darunter sehr hübsche — in den Bibliotheken, den Theatern, auf den Promenaden; sie erscheinen in den Studierzimmern der Gelehrten. Hier allein, unter allen Orten der Welt, verdienen die Frauen am Ruder zu stehen; auch sind die Männer wie toll hinter ihnen her, denken nur an die Frauen, leben nur durch sie und für sie . ."

Eine kleine, recht geschickte Skizze vom damaligen Leben in Paris, nur ist zu bemerken, daß die Tollheit, die er im Allgemeinen den Männern zuschreibt, wieder als ein Reflex seines eigenen Seelenzustandes auftritt. Die Frauen, die Frauen! Sie erhitzen seine Phantasie, die Pariser Koketten verwischen das Bild der koketten Désirée. Er denkt fortwährend daran, sich zu verheirathen. „Wie ist der Joseph so glücklich, dieser Schwerenöther", das sind Worte, die oft wiederkehren — auch er möchte wie jener glücklich sein, allein eine Heirath soll ihm zugleich förderlich sein in der

großen Welt. Désirée wäre dazu nicht geeignet, ja sie würde vielleicht schädlich auf seine Laufbahn einwirken: die Provinzlerin mit dem Marseiller Dialekt! Er verzichtet, er entsagt ihr und huldigt nunmehr einer Wittwe, die viele Gesellschaften giebt, nicht gerade wähleriſch in Bezug auf ihren Bekanntenkreis iſt, in deren Salon man aber die Herren des alten und die Herren des neuen „Régime" Schulter an Schulter trifft — es iſt Frau Permon, eine geborene Corſin, und von Ajaccio her eine Freundin der Signora Letizia. Bonaparte ging bei ihr ein und aus, war oft ihr Tiſchgaſt, was ihm wohl auch beſonders deshalb angenehm war, weil es ihm an Geld fehlte, um im Reſtaurant zu ſpeiſen; auch ſuchte er der Familie Permon allerhand Dienſte zu erweiſen; darunter auch ſolche, die Niemand ſo leicht vergißt. Als Frau Permon Wittwe und krank geworden war, als ſie an Nichts mehr Vergnügen zu finden ſchien, verordnete ihr der beſorgte Hausarzt den allabendlichen Beſuch eines Theaters; ſo miethete ſie denn im Theater Feydeau eine Loge; um übler Nachrede zu entgehen, da es doch nicht Sitte iſt, wenn man tiefe Trauer trägt, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo wurde ihre Loge nach dem Zuſchauerraum hin mit einem feinen Drahtgitter verſehen. Als ſie eines Abends aus dem Theater heimkehrte, das mit ſeinen luſtigen Vorſtellungen bereits einen vortheilhaften Einfluß auf ihre Geſundheit ausgeübt hatte, kam es zu einem ſonderbaren Auftritt zwiſchen ihr und Bonaparte. Der General machte ihr nämlich den Vorſchlag, den jungen Permon, ihren Sohn, mit Pauline, ihre Tochter Laura mit Louis oder Hieronymus zu verheirathen. Nicht genug damit gab er ſeinen Worten noch dadurch eine beſonders intereſſante Wendung, daß er ſelber ſich als Bewerber um die Hand der Frau Permon vorſtellte. Dabei drückte er der Auserkorenen galant einen

Kuß auf die Hand — ob dies deshalb geschah, weil diese Hand sehr hübsch war, oder weil er sich nicht traute, der Dame mit seinem Antrage zugleich auch grade in die Augen zu sehen, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls war Frau Permon im höchsten Grade erstaunt und im ersten Augenblick wortlos; sie war, obwohl ihr Sohn schon 25 Jahre alt war, noch recht hübsch und begehrenswerth; sie war gutmüthig, offenherzig — vielleicht zu offenherzig, sie hatte ein liebenswürdiges Wesen, gefiel besonders durch die Grazie ihrer äußeren Erscheinung, ja — sie hatte etwas Pikantes. Nachdem sie sich von ihrem erschrockenen Erstaunen erholt hatte, brach sie in ein helles Gelächter über den Vorschlag dieser Tripel-Alliance aus. Das ärgerte den General, er fühlte sich verletzt, und Frau Permon, die es merkte, fing an, in ernstem Tone den ihr so wenig ernst erscheinenden Vorschlag näher zu erörtern. Bonaparte fügte Allem noch die etwas ungeschickte Bemerkung hinzu: ihm wäre das Alter seiner zukünftigen Frau Nebensache, sie, Frau Permon, habe zudem ein Aeußeres, daß Niemand sie auf mehr als Dreißig schätze; er bäte sie inständig, seinen Vorschlag reiflich zu erwägen.

Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß Bonaparte einen Korb erhielt.

Er hat sich dann eine Zeit lang mit dem ihm von Barras soufflirten Gedanken, das alte Fräulein Montansier, Directorin des Palais Royal-Theaters, zu heirathen, getragen.

Will man einen Mann genau kennen lernen, ihn studieren, so soll man ihn nicht von den Sitten seiner Zeit lostrennen, in Bezug auf Bonaparte aber besonders auf das Land Rücksicht nehmen, dem er entstammte. In Corsica war es gang und gäbe, die Ehebündnisse geschäftlich zu behandeln. Man sah dort Greise ganz junge Mädchen,

junge Burschen Matronen heirathen. Es hatte also für Bonaparte die Heirath mit einer älteren Frau nichts Außergewöhnliches. In Frankreich selbst aber herrschten gar lockere Sitten, ähnlich wie die, von denen der Abbé Prevost zu Herrn des Grieux spricht, der Sturz der Monarchie hatte nichts daran geändert, die Revolution eine womöglich noch größere Lockerung herbeigeführt.

Tauchten doch damals jene Modeherren wieder in der Gesellschaft auf, wie man sie vor 89 gekannt hatte und wie Dancourt in scharfen Umrissen sie uns dargestellt hat.

Wir lesen in den „Mémoires d'un bourgeois de Paris" Folgendes:

„Mein Freund Rosman war in seiner Jugend der Tischgefährte und Punschgenosse einiger der Litteratur angehöriger Herren. Er erzählte mir, daß einer unserer geistreichsten, nach 1830 gestorbenen Componisten eines Morgens — es war zur Zeit des Kaiserreiches — bei ihm eingetreten sei, um ihm eine gute Nachricht zu überbringen. Die Worte des Besuchers aber wären folgende gewesen: „Ich bin im Begriff, meine Alte aufzugeben. In Folge meiner letzten Bühnenerfolge hat sich eine Dame ganz toll in mich verliebt; ich bewerkstellige jetzt meinen Umzug aus dem dritten in den ersten Stock; sie wird mir auch Pferd und Wagen halten." Da Rosman dem Erzähler Gesichter schnitt, fuhr dieser fort: „Mein Lieber, ich lebe nicht anders, wie alle diese Herren." — Auf solche Abscheulichkeiten stieß man in der Zeit auf Schritt und Tritt. Mehr als ein Bühnen-, mehr als ein Schlachtenheld hatte eine Baronin, manchmal eine noch höher stehende Dame zum — Bankier."

Unter dem Directorium hatte sich ein Familienvater durch alle erdenklichen Machenschaften, auf möglichen und unmöglichen Wegen, ein Vermögen erworben. Sein Sohn

aber steckte tief in Schulden und überreichte dem Vater eines Tages das Verzeichniß derselben, welches eine Summe von etwa 100000 Frcs. ausmachte. „Wie ist es nur möglich, daß Du so viel Geld ausgegeben hast?“ — „Mein lieber Papa, wenn man sich Pferd und Wagen, wenn man sich Maitressen hält, so ist eine solche Summe bald ausgegeben.“ — „Was, Maitressen? In Deinem Alter sich für Maitressen ruiniren? Das wäre noch schöner, zu meiner Zeit, Monsieur, als ich so alt war, wie Du, waren es unsere Maitressen, die uns Equipagen hielten und sich für uns zu Grunde richteten.“

Barras, wie gesagt — so erzählt er wenigstens in seinen Memoiren — führte Bonaparte bei Fräulein Montansier ein. Der Name dieser Dame stand schon seit langer Zeit in den Chroniken der Galanterie verzeichnet, es braucht also auch nicht hinzugefügt zu werden, daß sie bereits bei Jahren war. Barras ist so maliciös, zu behaupten, sie wäre damals schon in den Siebzigern gewesen, weist im Uebrigen die Gerüchte, auch er habe mit dieser Dame zu thun gehabt, entrüstet von der Hand. Fleury aber von der „Comédie Française“ erklärt aufs Bestimmteste in seinen Memoiren, Barras habe zu den Liebhabern der Demoiselle Montansier gehört, fügt auch hinzu, die berühmte Künstlerin habe sich trotz ihres Alters und ungeregelten Wandels „ein jugendfrisches Antlitz und Herz bewahrt.“ War die Montansier unbedacht in Bezug auf ihre Tugend verfahren, in Bezug auf ihren Geldbeutel kann man dies nicht behaupten, die Revolution hatte ihrem Vermögen zwar arg mitgespielt, allein dasselbe bezifferte sich immerhin noch auf etwa 1 200 000 Frcs.

Das Verhältniß zwischen ihr und Bonaparte ist nicht recht klar, und man thut am Besten, von der Sache als von einem Gerücht zu reden.

Es tritt auch eine englische Memoirenschreiberin, Frau Elliot, auf, welche behauptet, Bonaparte habe um diese Zeit an sie Heirathsanträge gestellt. Sie war eine geborene Dalrymple und gehörte zu den hübschesten Frauen ihrer Zeit, war zugleich aber auch die größte Buhlerin. Zunächst war sie die Maitresse des Prinzen von Wales, von welchem sie eine Tochter hatte, sodann die Maitresse von Philipp-Egalité, dem Herzog von Orleans; während der Schreckenszeit saß sie im Gefängniß der Carmeliter.

Ist es nicht eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß gerade in dieses Gefängniß — früher ein Kloster — zu gleicher Zeit drei Damen eingesperrt waren, welche Maitressen hoher Herren waren, und daß alle drei durch die Aufmerksamkeit, welche ihnen Napoleon Bonaparte zuwandte, noch besonders bemerkenswerth sind. Es sind die Damen Elliott, de Beauharnais und Tallien.

Der Herausgeber der Memoiren der Frau Elliot sagt: „Mrs. Elliott-Dalrymple war voll von Anekdoten über den großen Mann, der die ganze Welt mit dem Lärm seiner Eroberungen erfüllte, sie fallen sämmtlich in eine Zeit, da derselbe noch wenig bekannt war. Auch die Elliott hatte einen Heirathsantrag von ihm erhalten, denselben jedoch abgelehnt."

Es ist bedauerlich, daß zuverlässige Nachrichten hier fehlen. Entspricht die Angabe der Wahrheit, so muß man sich über eins wundern: nämlich daß Bonaparte, der gegen ehelich Geschiedene eine ausgesprochene Abneigung hatte, dieser Engländerin, einer geschiedenen Frau, seine Huldigungen darbrachte. Bekannt ist es andererseits allerdings, daß er von jeher, wie wir schon zu erwähnen Gelegenheit fanden, für Frauen von lockerer Lebensart eine gewisse Schwäche hatte. —

Es war der 13. Vendémiaire, welcher Bonaparte's

Namen mit einem Posaunenstoß der Welt verkündete, es war der 13. Vendémiaire, der den schon an seiner Zukunft Verzweifelnden seiner bedrängten Lage entriß. Bonaparte hatte von da an zu den elegantesten Pariser Salons Zutritt. Man sah ihn bei Barras, um welchen sich Alles sammelte, was in der Politik, im Finanzfach, in der Halbwelt einen Namen hatte. Man sah bei Barras die Tallien, die Mailly de Châteaurenault, die Beauharnais u. A. — gerade in der Gesellschaft dieser Damen befand sich der General am wohlsten! Der Bürgerin Tallien war er ja zu Dank verpflichtet, man denke an die Geschichte*) von dem Stück Tuch zur neuen Uniform. Nun fragt es sich nur: kann man einer Frau, die so schön war, zu Dank verpflichtet sein, ohne zugleich für sie in Liebe zu entbrennen? Und sie — die Madame Tallien — damals die Königin der Mode, konnte sie unempfindlich bleiben, wenn der sengende Blick des gelblich blassen Corsen auf ihr haftete? Sie lud ihn nach ihrer berühmten Klause am Cours de la Reine, an der Ecke der Allée des Veuves, ein. Hören wir, was eine ihrer Zeitgenossinnen zur Sache zu berichten hat:

„Es war eines Abends Gesellschaft bei der Bürgerin Tallien; die Ex-Freifrau von Beauharnais, die ihre volle creolische Anmuth aus der Schreckenszeit gerettet hatte, die strahlend schöne Frau von Chateaurenault, die reizende Frau von Cambys waren da und zwar in griechischen Costümen; wir Anderen erschienen nur wie Trabanten dieser strahlenden Sterne, vor Allem der Tallien. Bonaparte, welcher zu den Gästen zählte, hatte daher nur für sie Augen; an sie, die man die Retterin Frankreichs nannte, klammerten sich alle Hoffnungen seines Ehrgeizes."

*) Ouvrard: „Mémoires" I, 21.

Madame Sophie Gay, welche sich in ihrem Buche „Salons célèbres“ in dieser Weise ausdrückt, schiebt dem General Gedanken unter, welche er damals wohl nicht hatte, er erschien in den Salons der Tallien weit mehr in der Rolle eines Bittstellers, als in der eines Bewunderers ihrer Schönheit, oder eines Clienten, der vor ihrem Einfluß sich tief zur Erde verbeugt. Nach dem Vendémiaire allerdings wurde es anders.

Wir wollen noch einen Memoiren schreibenden Zeitgenossen, den Lieferanten Ouvrard, der noch dazu zu den begünstigten Liebhabern der schönen Citoyenne zählte, zu Worte kommen lassen. Ouvrard schreibt:

„Es war kurz vor dem 13. Vendémiaire, als Bonaparte der Frau Tallien vorgestellt wurde. Er war von Allen, die im Salon derselben verkehrten, der am wenigsten Bemerkte, auch wohl pecuniär am schlechtesten Gestellte. Oft, mitten in der lebhaftesten Unterhaltung, bildeten sich in den Gemächern einzelne Gruppen von Gästen, welche, schwerwiegende Tagesfragen vergessend, sich mit Schnurren und Equivoquen unterhielten. Unter ihnen war der General nur selten zu sehen; wenn er aber sich an diesem frivolen Geschwätz betheiligte, so geschah es mit Witz und heiterer Laune. Eines Abends spielte er die Rolle eines Wahrsagers, eines Chiromanten, erbat sich die schöne Hand der Dame des Hauses und erging sich in tausend Scherzen.“

Bonaparte bot Alles auf, um sich bei „notre dame du Thermidor“ Liebeskind zu machen, und wie leicht wurde ihm das, da sie so schön war und er so sehr zum Lieben aufgelegt. Und dabei diese tiefe Kluft im Aeußeren Beider! Er klein, schwächlich, mit hohlen Augen und einer gelben, wie an den Knochen backenden Haut mit den fürchterlichen „Hundeohren“, geradeso wie man ihn auf dem trefflichen Bilde von Guérin sieht. Und sie groß.

schlank wie eine Tanne, mit blühendem Teint, einer klassisch-schönen Büste, strahlend von Glück, jenem Glück, das der Frauenschönheit noch eine zweite Schönheit hinzufügt, alle Theile der Gestalt bis in das kleinste Detail sorgfältig gepflegt, gehoben durch eine Toilette, wie sie nur siegbewußte Koketten zu erfinden wissen. Die Abrantes erzählt:

„Die Tallien trug ihre schönen schwarzen Haare*) nach griechischem Muster frisirt, diese Tracht stand den regelmäßig-schönen Zügen ihres Gesichtes wunderbar! Wie von ebenholzschwarzem Rahmen hob sich der runde Hals, polirt wie Elfenbein, ab; der Teint, anscheinend ganz weiß, war von einer Reinheit und Zartheit, die selten ist. Als einziges Gewand trug sie eine weite Mousselin-Robe, die in langen breiten Falten um die Gestalt herabfiel; auch dieses Gewand war eine Nachahmung der griechischen Tunica, nur der Stoff, indischer Mousselin, ein anderer als der der Vorbilder, auch kam die moderne Schneiderkunst ein wenig zur Geltung: zu Zeiten Aspasia's gab es wohl so elegante Tunicen kaum; sie drapirte die Büste aufs Vortheilhafteste, die Aermel waren aufgerafft, die Falten dicht an der Schulter von herrlichen Cameen zusammengehalten. Handschuhe trug Madame Tallien nicht; um einen ihrer sculptural schönen Arme aber einen goldenen, schwarz emaillirten Doppelreif, welcher eine Schlange darstellte, mit einem prachtvollen Smaragd als Kopf; ein überaus werthvoller Cashmir-Shawl, damals noch eine Seltenheit in Frankreich, vollendete die Toilette; sie verstand es, denselben mit unnachahmlicher Grazie um

*) Die Herzogin ergeht sich in ihrer Beschreibung der Tallien in lauter Superlativen und vergißt, daß diese „schönen schwarzen Haare" vom Friseur bezogen waren; die Tallien hatte nicht weniger als 30 Perrücken von allen möglichen Haarfarben.

ihre Gestalt zu schlingen; er war purpurroth und schien durch seine Farbe die des Teints noch besonders zu verschönen. Wenn Madame Tallien die Verbeugungen, durch welche sie von ihren Gästen begrüßt wurde, erwiderte, so geschah es in herzgewinnender Form, sie zeigte dabei eine Reihe von Zähnen wie schimmernde Perlen."

Zu verwundern ist es also keinenfalls, daß bei Bonaparte sich dem Respekt für den Einfluß der Frau Tallien eine hochgradige Verliebtheit beigesellte — welche von beiden Stimmungen am schwersten in's Gewicht fiel? Wohl die letztere.

Merkwürdig dagegen ist es, daß der General gerade den Maitressen Barras' seine Huldigungen weihte. Man verliebt sich übrigens nur in Frauen, die man häufig sieht, und da Bonaparte sehr viel bei Barras verkehrte, so kam er sehr häufig mit Madame Tallien und Madame Josephine de Beauharnais zusammen; beide gehörten ja sozusagen zur Hofhaltung im Luxembourg, hatten den persönlichen Dienst bei dem „König der Wüstlinge", dem „Kasernen-Alcibiades", wie Barras genannt wurde. Bonaparte sah gar keine anderen Frauen als die, welche um Barras waren. Hätte er die Läden besucht, so hätte er sich vielleicht in eine Verkäuferin, hätte er viel im Hinterstübchen eines Thorwächters verkehrt, vielleicht in eine Pförtnerin oder in ein Pförtnersfräulein verliebt; dabei glaubt in fast allen Fällen der Mann, daß er die Frau wähle, die er liebe, in Wahrheit aber wird er gewählt.

So kam es denn auch bald zu einer Erklärung der Tallien gegenüber, in welcher der General seine Empfindungen als unüberwindlich schilderte. Barras behauptet, die Tallien habe ihn und seinen Antrag mit Verachtung abgewiesen, das ist jedoch nicht anzunehmen. Wenn die Schöne sich auch innerlich darüber lustig gemacht haben

wird, daß dieſer kleine, olivenfarbige, magere, ſchlecht gekleidete Mann*) ſeinen Blick zu ihr zu erheben wagte, ſo war ſie doch wohl feinfühlig genug, es ſich nicht merken zu laſſen.

Sie hätte, ſo behauptet Barras, dem Bewerber ohne Weiteres erwidert, es ſtünde ihr denn doch Beſſeres zur Verfügung als er.

Wenn man auch genöthigt iſt, die Tallien eine Curtiſane zu nennen, eine gemeine Bettel war ſie nicht — ja ſie war nichts weniger. In den Worten, welche Barras ihr hier in den Mund legt, findet man etwas wie die Art und Weiſe des vormaligen „Vicomte Barras“ ſelbſt, welcher überhaupt in ſeinen erſt kürzlich erſchienenen Memoiren ſich der Nachwelt als ein wenig zuverläſſiger Berichterſtatter vorſtellt.

Auch das iſt unwahr, daß Napoleon es der Tallien nie verziehen habe, daß ſie ihn damals abwies. Und wenn auch Frau Sophie Gay für dieſe Behauptung eintritt, ſo bleibt es darum doch ein leeres Geſchwätz.

„Einen Traum,“ ſagt ſie, „der nur dem Genie Bonapartes möglich war, hat Madame Tallien zu verwirklichen abgelehnt. Sowie der Träumer erwachte, kehrte er ihr den Rücken, er war ſich jetzt klar darüber, daß der Ehrgeiz der Tallien über den Titel „Notre Dame du Thermidor“ nicht hinaus ging.“

Die Wahrheit iſt, daß Bonaparte es der Frau Tallien nie vergeſſen hat, daß ſie es war, die ihn ihrem Manne ſowohl wie ihrem Freunde Barras als Den bezeichnete, der allein geeignet wäre, den 13. Vendémiaire zu machen. Später, als er General und Chef der italieniſchen Armee

*) Man hat auf der Straße die Leute ſagen hören: „Ah! comme il est laid ce petit crapaud!“ D. Ueberſ.

war, schreibt er an den Rand seiner Briefe an Barras stets ein paar freundlich grüßende Worte, z. B.:

„Ein Küßchen an die Damen Tallien und Châteaurenault, der Ersteren auf den Mund, der Anderen auf die Wange.“*)

Hätte er so geschrieben, wenn ihm, wie Jene behaupten wollen, das Herz von Groll überlief?

Als er später daran ging, den Salon seiner Gemahlin, den Augiasstall, wie er sagt, zu kehren, setzte er allerdings alle diese fünf- und sechsmal geschiedenen Frauen, vor Allen die Bürgerin Hamelin, welche die „durch Gaze verhüllte Nacktheit“ zur Mode erhoben hatte, und unter den vielen Anderen auch die Tallien an die Luft. Rache war nicht der Beweggrund, sondern die Ueberzeugung, daß es sich für den obersten Staatsbeamten nicht schicke, in seinem Salon andere als durchaus ehrbare Frauen zu empfangen. Die Tallien war von Barras, von Ouvrard unterhalten worden, er konnte mit ihr trotz aller Thränen und Bitten Josephines keine Ausnahme machen — eine Ausnahme machte er allerdings und zwar in Bezug auf Josephine — diese blieb.

Der Mißerfolg bei Frau Tallien scheint den General doch etwas stutzig gemacht zu haben, denn wir hören eine Zeit lang nichts von neuen Herzensangelegenheiten.

Es wurde schon erwähnt, daß zu den Frauen, welche er häufig sah, auch eine Freundin der Tallien, wie diese Maitresse Barras, zählte. Es war die Wittwe des guillotinirten Generals Beauharnais. Im Carmeliter-Gefängniß hatte sie Bekanntschaft mit Mme. Tallien gemacht; beide Damen hatten innige Freundschaft mit einander geschlossen

*) Brief Bonaparte's an Barras, datirt Hauptquartier zu Nizza am 10. Germinal des Jahres IV. (Nicht veröffentlicht.)

und waren Freundinnen geblieben, auch als die Thore des Gefängnisses sich ihnen öffneten. Es ist sehr bemerkenswerth und ein Fingerzeig für die Immoralität der damaligen gesellschaftlichen Zustände, daß diese Freundschaft Stand hielt, als Beide gleichzeitig ein Liebesverhältniß mit dem Pascha im Luxembourg anknüpften.

Bonaparte, der Zerstreuung suchte, indem er gleichzeitig sein Fortkommen, seine Zukunft im Auge hatte, war in nähere Beziehungen zu der Beauharnais getreten — Verpflichtungen übernahm er ja damit nicht. — Eine vornehme Dame, die Maitresse eines hochstehenden Staatsbeamten, zu der seinigen zu machen, schmeichelte ihm: und dann — diese Frau konnte ihm nützlich sein. Von ihrer Tugend war allerdings nichts Rühmliches zu sagen, das war ihm ebenso bekannt, wie aller Welt; was er jedoch nicht wußte und was er erst später erfahren sollte, war, daß sie in Bezug auf die Dinge der großen Welt gewisse schätzenswerthe Erfahrungen besaß; hatte sie für die Anforderungen der Moral kein Verständniß, so hatte sie viel für die feineren Lebensansprüche. Sie sah sich, als Barras nichts mehr von ihr wissen wollte, nach einem Substituten um; wenn ihr ein wohlgesonnener Mann begegnen sollte, naiv genug, sie zu nehmen, so wollte sie gutmüthig wie sie war, denselben gewähren lassen, das hatte sie sich bestimmt vorgenommen. Ja, sie hatte es auf den Ehestand abgesehen, mit wem, das war ihr gleichgültig, wenn der Betreffende nur ihre Schulden bezahlte und ihrem Credit wieder aufhalf, sodaß sie neue Schulden machen konnte.

Der General Bonaparte schien ihr der Mann zu sein, den sie suchte; er aber erfüllte gewissenhaft alle Pflichten eines Liebhabers und hatte keine Ahnung, was ihm bevorstand, als er plötzlich im Netze gefangen war. Wird der Verstand häufig vom Herzen zum Narren gehalten,

so ist auch manchmal das Herz der Narr des Verstandes.

„Man muß, um Jemand wirklich zu lieben, ihn achten können" — das sind Bonaparte's eigene Worte, und man fragt sich unwillkürlich: ja, achtete denn der General die Exmaitresse von Barras, Hoche und tutti quanti, da er sie doch liebte? Es wäre ja am Ende möglich, denn die Liebe ist bekanntlich blind und steckt voller Sophismen. Daß Bonaparte die Untugenden seiner Josephine kannte, geht aus einem Gespräch hervor, welches er eines Tages mit Lucian hatte. Er sagte dem Bruder:

„Um zu sprechen, vernünftig zu sprechen, muß man eben Vernunft haben; verliebte Leute aber haben keine mehr, falls sie überhaupt vorher Vernunft gehabt haben sollten."

Bonaparte ließ sich also in der Falle, welche ihm die schöne Creolin gestellt hatte, fangen; wer aber daraus glaubt schließen zu können, Josephine Beauharnais habe Geist und Witz gehabt, der irrt sich, es concentrirten sich nur alle ihre intellectuellen Kräfte der Zeit in dem Wunsch, geheirathet zu werden. Von Geist, Tugend war bei ihr gar keine Rede. Ebenso wenig von Vermögen; sie hatte als Mitgift nur Schulden, sonst Nichts. Ihre Liebe zu Bonaparte, die man als eine aetherisch-reine zu schildern vielfach versucht hat, war nur, wie die Dalrymple-Elliott sagen würde, eine „Sterling-Liebe". Daß Josephines Stimmung nicht weit her war, geht auch aus den Worten hervor, die sie gelegentlich an die Erfinderin der „Sterling-Liebe" richtete: „sie habe nicht die geringste Neigung für den General." Die nämliche Aeußerung kehrt auch in einem Briefe an eine andere Freundin wieder, der sie Folgendes schrieb:

„Du wirst mich fragen, ob ich ihn liebe. Ich sage

nein. Daraus wirst Du schließen wollen, daß ich ihn nicht liebe — auch das trifft nicht zu. Ich befinde mich in einem lauwarmen Zustande, der mir gar nicht recht ist, den die Gläubigen in religiöser Hinsicht für das Aergerlichste halten." *)

Bonaparte kannte Josephine als leichtfertig, frivol, das heißt als wahrer Liebe unfähig, und hättte sich sagen sollen, was Horaz Walpole von Frau de Fleury sagt: „Beim Souper ist sie allerliebst; was mache ich aber mit ihr zu Hause?"

War Bonaparte nicht blind, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß er gerade durch die Fehler dieser Circe bezaubert war. Er war voll von Liebe und daher kam es, daß er sich geliebt glaubte: im Kriegsspiel der Erste, im Spiel der Liebe einer der Letzten, dort General, hier Rekrut! Armer junger Mann! Ach, hätte er doch an die Worte J. B. Rousseau's gedacht: „Thöricht ist der, welcher auf Eure Versprechungen vertraut, ohne daran zu denken, daß dieselben Gelöbnisse, dieselben Zärtlichkeiten und Liebkosungen vor ihm einen Andern täuschten."

Die Verliebten denken nicht nach, das ist ja in vieler Beziehung gut für sie, denn jedes ruhige Nachdenken wäre gleichbedeutend mit der Vernichtung ihrer Liebe. Die Stunde des Nachdenkens aber kommt, sie bleibt nicht aus, nur ist es dann stets: zu spät. Ein schreckliches Wort!

Josephine war ihrem Gewerbe als Courtisane nachgegangen, hatte ihre Fallen ausgestellt. Barras, Hoche und Andere hatten sich nicht fangen lassen: der junge, unerfahrene Corse lief hinein! —

Bonaparte ist also jetzt verheirathet: in Wonne, in Azurbläue schwimmt sein Herz. Er hat sie, hat sie für

*) De Coston: „Premières années de Napoléon."

immer — ſeine Joſephine, von der man geſagt hat: „Sie ging aus einem Bett ins Andere, bis ſie Kaiſerin wurde.“

Er entwindet ſich ihren Armen, ohne zu bemerken, daß dieſe ihn nicht beſonders feſthalten, und übernimmt den Oberbefehl über das für Italien beſtimmte Heer.

Gemerkt hat er indeß aus allerhand Anzeichen, daß er nicht in dem Maaße geliebt wird, wie er liebt; ja er befürchtet Untreue: hatte alſo von der, die er liebte, keine beſonders hohe Meinung, nicht jene Achtung, welche er als Attribut wahrer Liebe bezeichnet hatte. Um ärgerlichen Ereigniſſen vorzubeugen, fordert er ſchließlich Joſephinen auf, zu ihm nach Italien zu kommen; dieſe aber zieht es vor, ſich in Paris zu amüſiren; nun ſchleicht ſich Eiferſucht in das Herz ihres Gemahls. Wir finden in einem Brief an Carnot die Worte:

„Ich bin in heller Verzweiflung! Meine Frau kommt nicht; ſie hat offenbar irgend einen Liebſten, der ſie zurückhält . . . ich verwünſche die Weiber . .“

Er verwünſcht alſo auch die, die er anbetet!

Sie kommt, ſie iſt da! Vergeſſen iſt aller Verdacht, er liegt vor ihr auf den Knieen. Allein die Ereigniſſe des Feldzuges rufen ihn bald wieder von hinnen, er reiſt ab, leiſtet Uebermenſchliches und ſchreibt daneben noch liebeglühende Briefe: der Inhalt derſelben läßt ſich in des Dichters Worte faſſen:

„Ich bin es, der Dir Alles ſchuldet, denn ich bin es, der Dich liebt.“

Bonaparte, darüber iſt kein Zweifel zuläſſig, liebte ſeine erſte Frau in der vollen Bedeutung des Wortes; aus ſeinen Briefen ſcheint aber doch hervorzugehen, daß die Phraſe zuweilen tönender war, als die Empfindung. Die Bühne, auf welcher er ſeine Heldenrolle zu ſpielen begann, der Krieg, in welchem die Feuer ſeiner Seele

ebenso hell loderten, wie in seiner Liebe, an welchem er ebensoviel Vergnügen fand, ohne so oft getäuscht zu werden, giebt den Monologen seiner Liebe, diesen Briefen an Josephine, einen ganz eigenen Reiz. Man ist aber doch zu weit gegangen, wenn man denselben vor vielen anderen, z. B. denen Mirabeau's, denen Saint-Preux' in der „Julie", Rousseau's, den Vorzug gab. Man hat sich dabei, ohne genauer zu prüfen, allzusehr dem Urtheil der Madame de Rémusat angeschlossen, welche schreibt:

„Ich habe Briefe Napoleons an Josephine gelesen, welche zur Zeit des ersten italienischen Feldzuges geschrieben waren. Der Ton derselben ist ein so leidenschaftlicher, man spürt darin förmlich die Gewalt der Empfindungen; sie sind voll von lebendigen und zugleich poetischen Ausdrücken, sie weisen auf eine Liebe hin, welche ganz anders ist, als sie sonst auftritt. Wo wäre die Frau, die nicht Werth darauf legte, die Empfängerin solcher Briefe zu sein!"

Während er in Italien „die Lorbeerhaine entblättert", ist Josephine damit beschäftigt, ihn mit Hörnern zu krönen. Ihr ist ein Hanswurst in der Uniform eines Jäger-Offiziers lieber, als der Held, von dem schon ganz Europa spricht. Da muß man in der That, wenn man behauptet, Napoleon sei ein außerordentlicher Mensch gewesen, hinzufügen, daß Josephine noch außerordentlicher war.

Nun verwünscht Bonaparte, der von der Sache hört, die Gemahlin direct in allerhand Tonarten: Nacht wird es in seiner Seele; die Rauchpfannen auf den Peristylen des Tempels senden keine Duftwolken mehr empor! Keine Flötentöne mehr im Allerheiligsten! Kein Chorgesang! Tiefes Schweigen, tiefe Nacht!

Wie grausam, schmerzlich diese wimmernden Klagen, die sich aus dem Herzen emporringen zu Lippen, die gewöhnt sind, Männer zu commandiren im Donner der

Schlacht. Wie bitter diese Thränen, die aus dem Adlerauge über die zuckende Wange rinnen, aus diesem Auge, das in weiter Ferne die Bewegungen des Feindes erkennt, aber nie etwas gesehen hat von dem Ränkespiel eines koketten Weibes!

Der Schlag traf, es war aus! Bonaparte wird zwar noch ab und zu den Versuch machen, die Wunde zu heilen, er wird sich einbilden, er habe sein Herz völlig wieder hergestellt, allein es ist nur Täuschung: jene Liebe, die mit den glorreichen Thaten des italienischen Feldzuges so eng verbunden ist, als wären Heldenthum und Liebe eins, als bildeten beide zusammen jenes leuchtende Meteor, zu dem die damalige Welt staunend emporblickte, war dahin! Alles, was an Liebe der ersten Liebe nachfolgt, ist Nichts als eine gefälschte Etikette.

Bonaporte glaubte sterben zu müssen, dieser arme Bonaparte! Den einen Liebhaber hatte er glücklich verscheucht, die leichtfertige Gattin fand schnell einen Andern. Sismondi sagt in seiner „Revue historique“:

„Während seiner ersten Feldzüge in Italien verjagte Bonaparte aus seinem Hauptquartiere mehrere Liebhaber Josephines.“

Es scheint übrigens, als wären die Vorgänge doch nicht ohne Eindruck auf Josephine geblieben, als hätte sich ihr Wandel einigermaßen gebessert, allein es kamen, während Bonaparte in Aegypten war, bedenkliche Rückfälle. Und nun sollte es endgültig zum Bruch kommen — ja es sollte, aber es wurde wieder nichts daraus: die Politik verschwor sich mit dem, was noch an Liebe in seinem Herzen zurückgeblieben war: zu gleicher Zeit ein 18. Brumaire und eine Ehescheidung, das ging nicht!

Der Leichtfertigen werden zur Ueberwachung bis auf Weiteres, das heißt, bis die Scheidung spruchreif ist,

„Damen zu Begleitung“ zugesellt: sie lagen wie Hunde an der Kette, als Wächterinnen vor der Tugend Josephines, die ausgegebene Parole lautete, nur kein häuslicher Skandal, und so blieb der „guten“ Josephine, bewacht von vier Posten mit aufgepflanztem Bajonett, nichts übrig, als aufrecht zu gehen, bis die Stunde der Scheidung schlug.

Wie stand es nun um ihn? Hielt er ihr die eheliche Treue? So lange der italienische Feldzug dauerte, unzweifelhaft. Wir hören Stendhal in seinem Buche „Vie de Napoléon“ berichten:

„Während Soldaten und Offiziere nur daran dachten, sich zu amüsiren, und die schönen Italienerinnen gern bei der Hand waren, sie zu zerstreuen und ihnen Erquickungen nach den Mühen des Feldzuges zu reichen, erschien der General en chef unempfindlich für alle Vergnügungen.“

Dabei fehlte es auch für ihn nicht an Versuchungen aller Art. Man wußte in ganz Italien, daß die schöne Grassini, die allabendlich im Scalatheater in der Oper „Die Sonnenjungfrauen“ die Zuhörer entzückte, in heißer, aber unglücklicher Liebe zu dem Befreier Italiens entbrannt war.

Es waren damals in Mailand ganze Schwärme schöner Frauen, die Grassini aber war doch die allerschönste, und sie war nicht nur schön, sondern auch gut, sie war natürlich, war originell; sie verstand es, das französische mit dem italienischen Idiom zu einem reizenden Kauderwelsch zu verschmelzen, und unter dem Schutz desselben sagte sie oft die erstaunlichsten Dinge — ja sie verdrehte alle Köpfe, nur nicht den des General-en-chef.

Ehrgeiz nimmt oft die Liebe bei der Hand; der Sängerin lag weniger an den Huldigungen der französischen Offiziere, als an denen ihres Feldherrn. Aber wie war das zu erreichen? Die Liebe ist ja erfinderisch, allein

Bonaparte blieb unempfindlich für alle und jede Verlockung. Er sagte später auf St. Helena, sein Verhalten wäre ihm von der Politik dictirt worden:

„Ich vermuthete unter den Blumen einen Abgrund: meine Lage war sehr schwierig. Zu meinen Untergebenen zählten auch alte Generäle; ich hatte große Ziele vor Augen; eifersüchtige Blicke verfolgten jede meiner Handlungen; die größte Umsicht war erforderlich. Mein Glück hing von meinem Verhalten ab, nicht eine Stunde durfte ich mich selbst außer Acht lassen."

Er hätte also lediglich aus Politik während seines Aufenthaltes in Italien seiner Frau die Treue bewahrt? — Das „Memorial de St. Helene", in welchem obige Worte zu finden sind, ist, wie man nicht vergessen darf, von Napoleon dictirt worden, um die Dinge so, wie er sie wollte, über kommende Jahrhunderte als Geschichte zu verbreiten; es ist erlaubt, die Aufzeichnungen cum grano salis zu nehmen. Napoleon will nicht, daß man glauben soll, es hätten moralische Principien ihm einer solchen Gattin gegenüber Schranken gesetzt. Die Politik mag ja immerhin einen Einfluß ausgeübt haben, allein es ist doch dazu zu bemerken, daß, wenn er wie ein heiliger Antonius von Padua allen Versuchungen widerstand, sein Verdienst doch ein geringeres war, als er uns glauben machen will. Er war bis zum Wahnsinn verliebt in Josephine, sah nur sie, dachte nur an sie, die anderen Frauen waren für ihn so gut wie nicht auf der Welt. Er wollte sich später das Verdienst beimessen, sich selber in der Hand gehabt und der Versuchung widerstanden zu haben — er war ja doch der Versuchung (Josephine) bereits erlegen! Er möchte vor der Nachwelt als ein höheres Wesen dastehen, als eine Art von Gott — voilà tout!

Auf den Trümmern seiner Liebe ließ sich eine gewisse

der Gewohnheit ebenso wie der Entsagung zu Gute kommende, mild gestimmte Zuneigung nieder. Sie hat sich nie verleugnet trotz der noch zahlreich folgenden Treubrüche Josephines. Er selbst pflegte, wie Chaptal in seinem Buche „Mes souvenirs sur Napoléon“ erzählt, sich in etwas cynischer Weise dahin zu äußern, daß es ganz erklärlich wäre, wenn er immer wieder zu Josephine zurückkehrte.

Er wollte damit andeuten, daß es gewisse Geheimnisse gäbe, die ihm seine Frau angenehmer erscheinen ließen als andere — gerade wie Jupiter, der nach zahllosen Extratouren immer wieder zu Juno zurückkehrte.

III. Capitel.

Frau Visconti bemüht sich um Bonaparte, wird jedoch abgewiesen. — Die Liebenswürdigkeit Bonaparte's. — Bonaparte in einer vergitterten Loge im Theater Feydeau. — Bonaparte in Cairo. — Diner beim General Dupuy. — Brutales Benehmen Bonaparte's gegen Frau Fourès. — Diese nimmt es ihm weiter nicht übel. — Geschichte Bellilotte's. — Wie sie Fourès' Frau wurde. — Die Odyssee des Lieutenants. — Von den Engländern gefangen. — Ein englischer Commodore foppt den General en chef. — Scheidung. — Die schöne Pauline wird die Maitresse Bonaparte's. — Naive Anschauungen Bonaparte's in Bezug auf die Frauen. — Seine Liebe zu Bellilotte. — Bonaparte verheirathet sie. — Die Ereignisse am Nil. — Urtheil über Frau Fourès.

Madame Grassini war nicht die einzige italienische Dame, die es versucht hat, das Herz Bonaparte's zu erobern. Eine der ersten Modedamen Mailands kämpfte Schulter an Schulter mit der berühmten Primadonna, aber wie diese erfolglos. Es war jene Madame Visconti, deren Schönheit über ein halbes Säculum den Stürmen der Zeit Trotz bot, und deren intime Freundschaft für den General Berthier nicht minder standhaft aushielt, trotz der Treulosigkeiten, deren er sich schuldig machte, auch dann noch aushielt, als Berthier Fürst von Neufchâtel, Fürst von Wagram und Gemahl einer bayerischen Prinzessin

geworden war. Diese Visconti war die Wittwe eines Grafen Sopranzi und hatte in zweiter Ehe einen jungen Diplomaten, Herrn Visconti, geheirathet. Auch dieser hatte sich wie jener bald nach der Verheirathung von ihr zurückgezogen.

Gerade wie die Grassini hatte auch die Visconti die Eigenart, in ihrer Unterhaltung mit einer Naivetät ohne Gleichen die heikelsten Dinge vorzubringen, sie that es unter Begleitung kleiner Grimassen, die ihr reizend standen; man hätte diese zierlichen Equivoquen, die sie in ihrem fremdländischen Accent vortrug — nicht missen mögen — nicht um die Welt. So dachten wenigstens die französischen Offiziere, welche in Mailand in Garnison lagen. Bonaparte aber hätte mehr als naiv sein müssen, zu glauben, diese Dame dränge sich an ihn heran um „seiner schönen Augen willen", wie die Redensart lautet. Wäre Bonaparte nichts gewesen als Capitän, die Visconti hätte ihm sicherlich nicht die geringste Beachtung geschenkt, und daß es schönere Offiziere in der französischen Armee gab als den Oberbefehlshaber, das kann man dreist annehmen. Der Ruhm Bonaparte's blendete nicht nur die Augen dieser Damen, er fuhr unter ihre Gedanken wie ein Wirbelwind. Die eitle Visconti wünschte eigentlich weiter nichts, als daß sie von dem Manne ausgezeichnet würde, auf welchen die Augen Europas gerichtet waren: bei der Jugend Bonaparte's konnte man ja für ihn eine noch weit glänzendere Zukunft mit Sicherheit voraussehen, und diese mit ihm theilen zu dürfen — welch himmlischer Traum!

Da Bonaparte es ablehnte, denselben zu verwirklichen, so machte sich die ehrgeizige Dame an den unmittelbar hinter ihm folgenden, also den zweitgrößten unter den Offizieren der Befreiungsarmee: es war der Generalstabs-

chef Berthier, der mit sich Alles machen ließ, was die schöne Frau nur wollte. Bonaparte nannte dies Verhältniß Berthier's mit der Visconti nie anders als „Berthier's Thorheit", diese Thorheit hat vorgehalten bis zum Tode Berthier's.

„Während des ersten italienischen Feldzuges dieser nun schon so weit hinter uns liegenden glücklichen Zeitepoche", so schreibt Marmont, Herzog von Raguſa, in seinen „Memoiren", „hatte Bonaparte ein Wesen, das Jedermann entzückte."

War es die Liebe, die sein Genie wachrief, die es verklärte, so war sie es auch, die seinem Wesen jenen Zauber gab. Die Abrantes, indem sie von Bonaparte's Liebe zu Josephine spricht, behauptet, sie habe Bonaparte in noch stärkerer Liebe entbrannt gesehen. Zu wem, wer die Dame war, sagt sie nicht; eine stärkere Liebe war wohl eine Unmöglichkeit.

„Bonaparte war damals (nach seiner Rückkehr aus Italien) so verliebt in Josephine, wie es sein Naturell nur zuließ, nachdem alle seine Gedanken in Thätigkeit gesetzt und auf einen Punkt gerichtet waren, nämlich auf die Ausführung eines ihm vorschwebenden Riesenunternehmens. Gewiß hat er Josephine geliebt, allein die, welche behaupten, Josephine wäre die von ihm am meisten geliebte Frau gewesen, sind ihm nicht Schritt für Schritt auf seinem Lebenswege gefolgt, namentlich sind sie nicht weit genug zurückgegangen, sonst hätten sie gefunden, daß es für ihn eine Liebe gab, die heller in ihm loderte als die zu Josephine; sie haben ihn nicht erröthen, erbleichen, zittern, weinen sehen. Im Theater Feydeau gab es im ersten Range eine Loge, es war Nr. 11, diese Loge ist besser unterrichtet als jene Leute."

Da die Frau Herzogin ebenso unterrichtet ist wie die Loge Nr. 11, so hätte sie es doch der Nachwelt nicht anthun sollen, gerade an einer Stelle zu schweigen, an der man sie gern hätte reden hören, die Dame nimmt doch sonst kein Blatt vor den Mund — man zerbricht sich vergebens den Kopf!

Nach der Rückkehr aus Italien wurde Bonaparte Commandeur des linken Flügels der für den Einfall in England aufzustellenden Armee, betrieb jedoch im Stillen eifrig seine Vorbereitungen für die ägyptische Expedition; für die Liebe hatte er keine Zeit übrig: „seine Frau", schreibt Madame de Rémusat, „schien ihm zu genügen". Kurze Zeit vor seiner Abreise beauftragte er einige Theateragenten, eine möglichst zahlreiche Truppe zusammenzubringen, welche er mit nach dem Lande der Pharaonen hinübernehmen wollte. Es wurde an allen Theatern Frankreichs rekrutirt, Tänzer und Tänzerinnen wurden nicht vergessen, Alle, Alle drängten sich förmlich zu dem Engagement.

„Die jämmerlichste Figurantin", berichtet ein Schauspieler der Comedie Française, „wollte sich nach dem Lande des Sesostris einschiffen."

Man sagte damals, Bonaparte werde, nachdem er in Italien Geschichte geschrieben, in Aegypten einen Roman schreiben. Er schrieb auch einen solchen, allein das war nicht der Zweck, weshalb er dorthin ging.

Als der Tag der Abreise gekommen war, stellte sich heraus, daß den engagirten Damen und einigen Herren der Muth versagte. Nur Madame Verdier blieb ihrem Vorsatze treu; außer ihr und einigen Offiziersfrauen waren keine Damen bei der Expedition. Der „Harem Bonaparte's", das „Serail Junot's", Dinge, von denen in den englischen Zeitungen so viel die Rede war, waren eben

nichts als nebelhafte Visionen der Bewohner von dear old England.

Daß Bonaparte gerade kein besonders treuer Gatte mehr war, wird Niemand leugnen wollen, allein wirklich untreu wurde er Josephine erst, als er durch Junot von deren leichtfertigen Streichen in Malmaison hörte: „Bonaparte wurde erst verdorben durch die Verderbtheit Josephines."

Es vollzog sich derzeit abermals eine Revolution in seinem Herzen, der ähnlich, welche er in Italien durchgemacht hatte, diesmal aber gingen im Sturm alle Illusionen, ging Alles, Alles über Bord. Nachdem er den ersten Wuth- und Zornanfall überwunden hatte, sammelten sich seine Gedanken dahin, daß er sich sagte, er könne unmöglich in Rücksicht auf die weite Entfernung die Schuldigen strafen. Daß es mit seiner Liebe aber nun in der That für immer aus war, dafür liefert folgender Vorfall, von dem in Bourrienne's „Memoiren" die Rede ist, einen Beweis:

„Es war um die Mitte September 1798, als Bonaparte in das Haus von Elfy Bey, welches er in Cairo bewohnte, eine Anzahl asiatischer Frauen kommen ließ, von deren Schönheit und anmuthigem Wesen man rühmend zu ihm gesprochen hatte; allein die Frauen mißfielen ihm wegen ihrer Fettleibigkeit und ihrer Haltung, sie wurden sofort wieder entfernt."

Die übrigen Offiziere nahmen mit ihnen vorlieb und die Abrantes erzählt:

„Junot hatte von einer abessynischen Sklavin mit Namen Xaxarane einen natürlichen Sohn, welcher Othello genannt wurde; seine Haut muß nicht gerade rein gewesen sein, denn Junot nannte ihn Jaunette."

Man sieht daraus, wie sehr und wie schmerzlich in

Aegypten die Damen, die bei der Einschiffung davongelaufen waren, vermißt wurden.

Als Bonaparte sich eines Tages, gefolgt von seinem Stabe, zu Pferde auf ein in der Nähe von Cairo abzuhaltendes Fest begeben wollte, kreuzte er eine Eselkarawane; es saßen Civilbeamte der Armee auf den Grauthieren, auch einige von den französischen Frauen, welche ihren Männern gefolgt waren. Die Karawane kehrte vom Festplatz zurück und fröhliches Gelächter ließ sich vernehmen, darunter eine silberhell trillernde Stimme; Bonaparte wurde aufmerksam und bemerkte, daß das Gelächter aus einem kleinen, mit schneeweißen Zähnen geschmückten, reizenden, schwellenden Munde kam. Er beauftragte Berthier, sich unter der Hand zu erkundigen, wer die Dame, unzweifelhaft eine Französin, eigentlich wäre, wie sie hieße, was sie in Cairo mache u. s. w., sprach aber auch gleichzeitig dem General Dupuy, dem früheren Chef der berühmten 32. Halbbrigade, den Wunsch aus, er möchte am anderen Tage ein Diner geben und einige der mit herübergekommenen Französinnen einladen. Berthier's Nachforschungen hatten inzwischen ergeben, daß die Dame mit dem lieblichen Munde und dem Lachtaubentriller die Bürgerin Fourès, Gattin eines Lieutenants im 22. Regiment Jäger zu Pferde wäre.

Die Dame war am anderen Tage unter den Tischgästen Dupuy's, ihr Gatte aber nicht eingeladen. Die Bürgerin hätte, da in dieser Form die Einladung unpassend war, besser ablehnen sollen.

„Das finde ich aber sonderbar," sagte ihr Gemahl, „daß ich nicht ebenfalls eingeladen bin. Dupuy weiß doch, parbleu, daß ich verheirathet bin; die Einladung ist auch nicht auf dienstlich vorgeschriebenem Wege eingegangen. Ich werde mich beschweren."

„Thue das nicht," aber rief die junge Frau, welche sofort begriffen hatte, daß ihr Gemahl bei dem Diner nicht gewünscht werde und daß es sich für sie um ein pikantes Abenteuer handele, „wenn Du nicht eingeladen bist, so geschieht es nur deswegen, weil die Gemächer des Generals zu beschränkten Raum bieten. Wir sind hier nicht in Frankreich, das mußt Du nur bedenken. Und dann — was denkst Du Dir eigentlich? Bist Du etwa eifersüchtig? An dem Diner nehmen nur alte Herren theil."

„Ich bitte Dich, Pauline, ich habe volles Vertrauen zu meiner Auserwählten; wenn Du durchaus dem verwünschten Diner beiwohnen willst, so mache wenigstens den Herren bemerklich, daß Du einen Gatten hast, und daß es wohl passend gewesen wäre, die Einladung auch auf ihn auszudehnen."

Das Diner verlief in der heitersten Weise, und ist anzunehmen, daß trotz der Abwesenheit ihres Gatten die Bürgerin Fourès ebenso lustig war wie die übrige Tafelrunde. Als der Kaffee herumgereicht wurde, hörte man mit einem Mal Pferdegetrappel im Hofe, ein lautes Durcheinander von Stimmen im Hause, gleich darauf trat der General en chef, gefolgt von zwei Adjutanten, in das Speisezimmer.

General Dupuy stammelte seinen Dank für die Ehre des Besuches und entschuldigte sich, daß man noch bei Tische säße, aber die Damen wären so liebenswürdig ꝛc. Der General möchte seiner Güte die Krone aufsetzen und eine Tasse Kaffee annehmen. Bonaparte nahm an, und während er den Mocca langsam schlürfte, betrachtete er schweigend die hübsche Frau Fourès, die es natürlich bemerkte und nun so bedeutungsvoll fixirt wurde, daß sie sittsam erröthete. Der General leerte seine Tasse, stand

auf und ging, ohne ein Wort an die Dame zu richten, die er so aufmerksam betrachtet hatte, von dannen.

Mme. Fourès hatte ihren Platz zwischen Dupuy und Junot. Letzterer, welcher solange Bonaparte zugegen war, seinen Kaffee nicht berührt hatte, langte jetzt zu; aber machte dies so ungeschickt — er, der doch so geschickt war, daß er auf zwanzig Schritt einem Vorübergehenden mit der Pistole die Pfeife aus dem Munde schießen konnte — daß er allen Kaffee auf die Robe der jungen Frau goß. Unter hundert Entschuldigungen suchte er mit Schwämmen und Servietten den Schaden wieder gut zu machen. Da aber dadurch der Fleck nur größer wurde, geleitete Junot die Dame in die obere Etage, in welchem das Kleid getrocknet werden sollte — in dem Zimmer war Bonaparte.

Zwei Stunden blieb die Fourès in demselben, und als sie es verließ, hatte sich zu dem ersten Fleck ein zweiter gesellt, er war glücklicher Weise nicht so sichtbar als der auf ihrem Kleide, aber nicht so leicht zu entfernen.

Man kann sich für diesen Streich Junot-Bonaparte nicht erwärmen, es haftet ihm etwas von der Art gemeiner Troupiers an, ja er ist brutal und Bonapartes Genie wird durch ihn besudelt; damals dachten diese Herren Militärs, es wäre ihnen Alles erlaubt. Damals, wenn ein Civilist an einem öffentlichen Ort in eine Zeitung vertieft dasaß und es trat ein Offizier ein, der nach dem Blatt verlangte, so entriß er dasselbe einfach den Händen des Citoyen. Sammelte sich vor den noch verschlossenen Thüren der Theater die erwartungsvolle Menge, so drängten die Herren vom Militär alle Anderen zurück, um nicht warten zu müssen — man hörte von nichts, als von Ehemännern, die man zum Fenster hinauswerfen solle, um zu ihren Frauen zu gelangen.*)

*) Véron: „Mémoires d'un bourgeois de Paris."

Es ist nun Zeit, uns Madame Pauline Fourès in der Nähe anzusehen; sie stammte aus Carcassonne, ihr Mädchenname war Bellisle, ihre Mutter Dienstmädchen oder Köchin, ihr Vater ein Herr gewesen, den die Abrantes „comme il faut“ nennt, womit sie meint, daß derselbe zur guten Gesellschaft gehört habe. Man kann sich denken, welche Art von Erziehung die arme Pauline erhielt; von dem Beibringen moralischer Grundsätze war keine Rede, nur das Lesen, Schreiben und Rechnen wurde ihr beigebracht. Sie war recht hübsch, die kleine Pauline. Einer ihrer Anbeter beschreibt sie als „eine reizende Person mit großen, blauen, von schwarzer Braue umrahmten Augen und üppigen Haaren von aschblonder Farbe.“ *)

General Paulin findet übrigens Alles schön, was in Beziehung zu Bonaparte steht, für den er eine blinde Verehrung hatte. Die Fourès ist, wie wir glaubwürdigeren Quellen entnehmen, in ihrem Aeußeren allerdings nicht übel gewesen, es war ihr jene Art von Schönheit eigen, die man „la beauté du diable“ nennt. Die hübsche Blondine hatte in Aegypten den Vortheil, daß ihr die braunhäutigen Töchter des Landes als Folie dienten.

Nach Allem, was verlautet, hat Pauline in Carcassonne ein durchaus vorwurfsfreies Leben geführt; man hatte ihr den Spitznamen „Bellilotte“ gegeben, einmal, weil sie hübsch war, und dann, weil das Wort ein Diminutiv von Bellisle darstellt. Sie war Näherin und besuchte als solche die Häuser der Bürger, in denen man ihrer Arbeit bedurfte. Viel war sie im Hause eines Advocaten, Namens de Sales; dieser Herr hatte eine poetische Ader und Bellilotte mußte seine Gedichte auswendig lernen und dieselben

*) Général Baron Paulin: „Souvenirs.“

singen, während sie an den Kleidern von Madame de Sales nähte und flickte.

Sie führte ein stilles, zufriedenes, tugendliches Dasein; da verliebte sich ein junger Mann, der Sohn eines Kaufmannes, Namens Fourès, in sie und warb um ihre Hand; leider war der junge Mann von Angesicht nichts weniger als schön, und die junge Arbeiterin von seiner Bewerbung nicht grade sehr entzückt; allein der wackere Freier bat immer dringender um das Jawort, sodaß endlich Bellilotte es für das Beste hielt, sich bei de Sales und Frau Rath zu holen. Hier war man der Meinung, daß sie bei ihrem vortheilhaften Aeußern und ihren geistigen Fähigkeiten weit vortheilhaftere Anerbietungen finden würde, wenn sie Carcassonne mit Paris vertauschte, und da Herr de Sales seinerseits sich mit der Absicht trug, in Paris seiner forensischen Thätigkeit eine glänzendere Laufbahn zu eröffnen, als sie sich ihm in Carcassonne bot, so gab er der kleinen Pauline den Rath, mit ihrer Antwort noch zurückzuhalten.

Die Aussicht nach Paris zu gehen hatte für sie natürlich viel Verführerisches, und sie erklärte gern, daß sie dem Rath des Herrn de Sales folgen würde und bitte, sich ihm anschließen zu dürfen auf der Reise nach Paris.

Alles war vorbereitet und Herr de Sales wartete nur auf die Abwickelung seiner letzten Geschäfte, da ereignete sich etwas eigentlich ganz Geringfügiges, dennoch aber Entscheidendes.

Herr und Frau de Sales gaben eines Tages ein kleines Diner; es war damals, besonders in der Provinz, Sitte, daß, wenn man beim Dessert angelangt war, Gesang angestimmt wurde. Bellilotte war gerade an dem Tage im Hause des Advocaten, und beschäftigt, Wäschegegenstände auszubessern, als sie plötzlich in den Speisesaal

gerufen wurde, um zu singen; sie war sogleich dazu bereit und trug Gedichte des Hausherrn — darauf war es wohl hauptsächlich abgesehen — vor. Der Erfolg war glänzend! Niemals hatte man in Carcassone eine Arbeiterin gesehen, die so schön declamiren und singen konnte. Pauline freute sich des Lobes, das man ihr spendete, und genoß den Champagner, den man ihr gleichzeitig in funkelnden Krystallgläsern credenzte, mit bisher ungekanntem Wohlbehagen; sie fühlte sich plötzlich ganz verändert, fühlte in ihrem Innern etwas rumoren und lärmen: es war der erwachte Ehrgeiz.

„Auch ich," dachte sie bei sich selber, „will mein eigenes Haus haben; auch ich will Diners geben, bei denen ich auf eigene Rechnung glänzen will. Ist Fourès nicht ein reicher Mann? Wohlan! Er soll mich haben."

So trat denn Fourès, dem der Himmel nun voll Geigen hing, mit Bellilotte vor den Altar — daß diese ihn nur seines Geldes wegen nahm, davon hatte er keine Ahnung.

Sie lebten ihre Tage in Wohlergehen und Freude dahin, als nach Carcassonne die Nachricht von einer geheimnißvollen Expedition gelangte, die der berühmte General Bonaparte führen sollte; auch hieß es, daß frühere Militärs an derselben theilnehmen könnten. Nun hatte ja Fourès früher einige Jahre Dienst gethan und die Sache mit der Expedition ging ihm durch den Kopf. Er träumte von glänzenden Erfolgen, von Ruhm und Ehre, kurz und gut, eines Tages wandte er sich mit den Worten an seine Frau:

„Pauline! Wenn ich eintreten würde, bekäme ich die Epauletten wieder, würde binnen kurzem Capitän sein — das ist schon ganz hübsch, aber ich werde mehr werden, werde zu höheren Stellungen avanciren, Du wirst

glücklich sein, nicht wahr, wenn Du die Frau Majorin bist?"

Am andern Tage unterzeichnete unter Zustimmung seiner Frau Fourès das Protokoll seines Wiedereintrittes in die Armee; und reiste bald darauf nach Toulon; seine Frau begleitete ihn und zwar als Mann verkleidet; sie kam auch unangefochten und unentdeckt mit ihm nach Aegypten.

Wir haben bereits mitgetheilt, auf welche Art Bonaparte Frau Fourès kennen lernte; es scheint, als habe die junge Frau nur wenig Einwand erhoben gegen das ungenirte Benehmen des Generals en chef, ja, als wäre man bei dieser ersten Begegnung schon übereingekommen, den hintergangenen Gatten, den Lieutenant Fourès, zu entfernen. Er wäre für die beabsichtigten ferneren Zerstreuungen Bonapartes allerdings ein Hinderniß gewesen, und die Dame hätte aus ihrem „vornehmen Verhältniß" nicht alle die Vortheile ziehen können, welche sie sich versprach.

„Man that es", sagt Bourienne, „in schonender Weise, indem man ihn mit einem Auftrage nach Frankreich schickte."

Der Generalmajor Berthier, der ja bereits die Hand im Spiel hatte, war gern behülflich; einige Tage nach dem denkwürdigen Diner ließ er den Lieutenant Fourès zu sich rufen; sein Anerbieten war für einen jungen Offizier verlockend, so verlockend, daß dieser darüber noch mehr erstaunte, als über das seiner Frau gegebene Diner.

„Lieber Fourès", sprach Berthier, „glücklicher als wir Alle, sollen Sie Frankreich wiedersehen. Der commandirende General, der mit Ihnen sehr zufrieden ist, will Etwas für Sie thun. Sie sollen Depeschen für das Directorium nach Paris bringen und in einer Stunde schon abreisen. Hier haben Sie einen Befehl für den Hafencommandanten von

Alexandrien. Glückliche Reise also — ich wünschte, ich wäre an Ihrer Stelle."

Berthier mochte dabei wohl an die schöne Visconti denken, die daheim weilte, und der er nicht nur in seinem Herzen, nein, auch in seinem Zelt einen Altar errichtet hatte, welcher ihm auf allen Märschen nachgeschleppt wurde, und vor welchem er täglich in Verzückung auf den Knieen lag, indem er das Porträt der Heißgeliebten, welches in einem Schrein auf dem Altar angebracht war, anstarrte — war er nicht vielleicht zur Zeit ebenso der Narr der Visconti, wie der arme Fourès der Narr seiner Bellilotte war? Später ist viel die Rede gewesen von der Visconti und Herrn Alexander de Laborde, von der Visconti und anderen jungen Leuten.

Hätte Berthier damals von diesen Dingen etwas gewußt, er wäre wohl noch erstaunter gewesen als Fourès über den ihm ertheilten Auftrag.

Dieser dankte in hervorgestotterten Worten für den ihm gewordenen so schmeichelhaften Auftrag und bemerkte, bei der Kürze der ihm bewilligten Frist wolle er eilen, seine Frau zu benachrichtigen.

„Ihre Frau? Ja sind Sie denn nicht bei Sinnen, mein lieber Lieutenant! Meinen Sie, Sie könnten Ihre Frau auf die Reise mitnehmen! Sie würde einmal auf dem für Sie bestimmten Aviso sehr schlecht untergebracht sein, dann aber bedenken Sie doch die Gefahren der Reise. Wenn ein englischer Kreuzer Sie wegfinge. Die englischen Offiziere sind sehr hinter Französinnen her und würden Madame Fourès wohl ganz anders behandeln, wie als Kriegsgefangene. Den Teufel auch . . . wenn man Monate lang auf dem Wasser schwimmt . ."

Es blieb dem geprellten Fourès Nichts übrig, als zu gehorchen. Als er schnell nach Hause eilte, um seine Koffer

zu packen und Abschied zu nehmen, kamen ihm doch allerhand Gedanken, allein dieselben wurden zuletzt von der schmeichelhaften Ueberzeugung verdrängt, daß er ein höchst verdienter Offizier wäre.

Seine Frau, obwohl sie Alles wußte, spielte natürlich die Erstaunte, die Trostlose, und zwar mit vielem Geschick, gehörte sie doch zu jener Species von Frauen, welche eine gewisse Vorliebe für Alles haben, was Täuschung, Hinterlist, Flunkerei heißt. Der Abschied war reich an Thränen und Zärtlichkeiten.

Folgenden Befehl hatte Lieutenant Fourès in der Tasche:

„Der Bürger Fourès, Lieutenant im 22. Regiment Jäger zu Pferde, hat Befehl, mit der ersten Post von Rosette nach Alexandria abzureisen und sich dortselbst einzuschiffen . . Dem Bürger Fourès sind Depeschen behändigt, welche er erst an Bord öffnen soll, und in welchen weitere Instruktionen für ihn enthalten sind." *)

Die Depeschen aber — wie merkwürdig — enthielten nichts, was von irgend welcher Bedeutung gewesen wäre, da man im Voraus überzeugt war, der Aviso werde von englischen Kreuzern gekapert und Fourès selbst als Gefangener nach England gebracht werden.

Daß Bonaparte keinen Anstand nahm, seiner Verliebtheit in eine Grisette ein dem Staat gehöriges Schiff sammt Bemannung zu opfern, ist allerdings etwas stark, und doch hat es Leute genug gegeben, die das Ereigniß als ein höchst ergötzliches auffassen und schildern.

Von dem Gatten befreit, gab sich die liebenswürdige Pauline ganz dem General zu eigen. Bonaparte ließ ihr

*) „Correspondance de Napoléon I." Cairo, den 18. December 1798.

in einem Hause neben seinem Hauptquartier eine Wohnung einrichten, und oft speiste er bei ihr zu Mittag.

„Ich ging gewöhnlich," erzählt Bourrienne, „um 7 Uhr Abends mit dem General zu Madame Fourès und zog mich um 9 Uhr, während der General noch dort blieb, zurück."

Nach Tisch machte der General oft eine Spazierfahrt mit seiner Maitresse, wobei zwei Adjutanten neben dem Wagen ritten; zuweilen war Eugen Beauharnais einer derselben; er spricht in seinen Memoiren nicht ohne inneren Zorn über den ihm, dem Sohne Josephines, angethanen Schimpf.*)

Mme. Fourès — bei der Armee hieß sie „unsere orientalische Souveränin" — unterhielt sich also vortrefflich, während ihr Gemahl auf den Wogen des Mittelländischen Meeres schaukelte und richtig auch, wie man erwartet hatte, in die Hände der Engländer fiel.

Die Engländer aber, die in Aegypten einen ganzen Schwarm von Spionen unterhielten, welche über jede Kleinigkeit Bericht erstatteten, sogar über die galanten Abenteuer der französischen Offiziere, wußten von dem Verhältniß des General en chef mit der Fourès und von der Entsendung ihres Gatten nach Europa.

Der englische Commodore, welcher den Aviso wegnahm, wußte also, daß man den Lieutenant Fourès nur fortgeschickt hatte, weil er den General en chef genirte, und daß die Depeschen fingirt waren. Er war so boshaft, den Courrier nach Aegypten zurückzubefördern.

„Ich habe," sagte er zu seinem Gefangenen, „mich Monate lang in den hiesigen Gewässern herumzutreiben, ehe ich nach England zurückkehre, ich kann Sie solange

*) Prince Eugènes: „Mémoires" I. 46.

nicht an Bord behalten, und halte es für das Beste, Sie an der ägyptischen Küste irgend wo zu landen und der Freiheit wiederzugeben."

Fourès war, wie sich denken läßt, über diese Eröffnung nicht wenig erfreut und voll Dankes. Kaum hatte er die terra firma wieder unter den Füßen, als er auch auf den Flügeln der Liebe nach Cairo zurückeilte.

Er findet sein Haus leer . . . erkundigt sich nach seiner Bellilotte, findet aber statt aller Antwort lächelnde Mienen . . . Man denke sich seine Empörung, als er endlich erfährt, was vorgegangen war. Als die erste Zorneswelle verlaufen war, gelang es ihm, sich Eingang im Palais Elfy-Bey zu verschaffen: es kam zu einer fürchterlichen Scene zwischen ihm und der Treulosen.

Was nützte das Alles? Zu einer Aussöhnung konnte es nicht mehr kommen. An dem Tage seiner Ankunft reichte Fourès seine Scheidungsklage ein. Herr Sartelon, der bei der französischen Armee den Posten eines Civilcommissars bekleidete, sprach die Scheidung aus.

Bonaparte hatte sich inzwischen immer mehr für Pauline erwärmt, er sprach von ihr wie ein verliebter Scholar, zu Jedermann, theilte Jedermann seine Eindrücke, allerhand Details seiner Liebe mit — geradeso hatte er es damals in Italien in Bezug auf Josephine gemacht, deren Porträt er jedem seiner Kameraden zeigte — ja, Bonaparte hat sich sogar damals mit dem Gedanken getragen, die Grisette zu heirathen!

Es scheint in der That, als habe er nie einen rechten Begriff davon gehabt, was eine ehrbare, tugendhafte Frau ist. Er wollte vor allen Dingen geliebt sein und glaubte stets, daß die, die sich ihm hingab und ihm Liebesbetheuerungen in's Ohr flüsterte, ihn wirklich liebe, seiner selbst wegen liebe. Auf diesem Wege war er auch zu

Joſephine gekommen, die ihn doch deutlich genug überführt hatte, daß er in Sachen der Liebe ein Narr wäre. Amor hatte ihm die Binde ſo feſt um die Augen geſchlungen, daß er nichts ſah, daß er ſo gut wie blind war, und dieſe Blindheit iſt bei dieſem in vielen Beziehungen ſo außergewöhnlichen Menſchen vielleicht das Außerordentlichſte.

Der Held der Pyramiden dachte alſo allen Ernſtes daran, die kleine Näherin aus Carcaſſonne zu heirathen! Erſt aber — und das iſt wiederum ſonderbar, höchſt ſonderbar — wollte er ein Kind von ihr haben. Joſephine hatte ihn aufmerkſam gemacht, daß es gut iſt, ehe man heirathet, beſtimmt zu wiſſen, ob dem häuslichen Herde auch Kinder, die Bonaparte ſich ja lebhaft wünſchte, erblühen würden.

Eines Tages ſagte er zu Bourrienne, der auf das heikle Thema zu ſprechen kam:

„Dieſe Närrin wird keine Kinder haben.“

Bellilotte aber, der man eines Tages von dem großen Vortheil ſprach, der ihr erwachſen würde, wenn ſie ein Kind von Bonaparte hätte, rief in ihrem Griſettenjargon:

„Ma foi! Meine Schuld iſt es nicht, wenn ich kein Kind von ihm habe.“

Bonaparte war unzweifelhaft der Fourès ſehr zugethan.

„Sie hatte“, ſagt Junot, „viel Mutterwitz und ſpielte gern die Dame von Diſtinction, wußte dabei aber von der eleganten Art und Weiſe, von dem Benehmen einer Weltdame ſo gut wie nichts.“

Da Bonaparte ſelbſt in Bezug auf ein vornehmes Weſen ein arger Stümper war, ſo entgingen ihm auch die Mängel ſeiner Geliebten in dieſer Beziehung. Was Junot Mutterwitz nannte, war wohl nur eine gewiſſe ſprudelnde Lebhaftigkeit, jene Ausgelaſſenheit, jenes Vergnügen am

Lachen, das man so oft bei jungen Arbeiterinnen in Frankreich findet.

Wäre Bonaparte der Fourès in Paris begegnet, er hätte sie wohl schwerlich beachtet.

„Sie war", sagt die Abrantes, „ausgelassen lustig, wie ein zwölfjähriges Mädel. Napoleon neckte sie oft deshalb und über das laute Gelächter, welches sie damals, als er ihr auf der Landstraße vor den Thoren Cairos zum ersten Mal begegnete, den jungen Attachés der Intendantur zum besten gegeben habe; Bonaparte scherzte oft über ihre Liebeleien mit diesen jungen Herren, dieselben waren ja sehr harmloser Art."

Hier zeigt sich die Herzogin von großer Nachsicht, die Fourès dürfte anderer Meinung gewesen sein. Bonaparte aber war nichts weniger als eifersüchtig: in den Kelch dieser Liebe war kein bitterer Tropfen gefallen.

Als Bonaparte im Begriff war, Aegypten zu verlassen, benachrichtigte er die Fourès, während er dem General Kleber, der das Obercommando über die ägyptische Armee übernehmen sollte, „versiegelte" Instructionen hinterließ. Kleber scheint der Madame Fourès nicht die Achtung gezollt zu haben, die sie als Maitresse Bonapartes glaubte beanspruchen zu können: Kleber hatte an den Sorgen um die Armee gerade genug und konnte sich nicht noch um die Angelegenheiten der Grisette kümmern.

Bonaparte hatte Kleber den Befehl hinterlassen, es sollte, sowie sich eine Gelegenheit dazu böte, eine gewisse Anzahl von Personen, deren Namen aufgeführt waren, nach Frankreich zurückbefördert werden. Auf der Liste stand auch der Name der zurückgebliebenen Maitresse. Kleber aber war der Meinung, daß er, sobald Bonaparte erst Aegypten verlassen hätte, die selbstständige Verfügung über alle Angelegenheiten habe; er zog es vor, so viel

Verwundete und Kranke als möglich nach der Heimath zu schicken und hielt die Fourès zurück. Diese war außer sich darüber, und der Doctor Desgenettes machte zu ihren Gunsten Vorstellungen, erreichte es auch, daß Bellilotte mit dem nächsten Schiffe expedirt wurde.

Es war für sie die höchste Zeit, denn die öffentliche Meinung in Cairo begann mit ihr streng zu Gericht zu gehen. Sie reiste, glücklich in Frankreich gelandet, ohne Aufenthalt von Marseille nach Paris und hoffte, dort ihren alten Platz an der Seite Bonaparte's wieder einnehmen zu können. Wäre bei seinem Staatsstreich nach der Rückkehr aus Aegypten Bonaparte gescheitert, sie hätte sich wohl schwerlich beeilt, ihn aufzusuchen.

Der erste Consul war in nicht geringer Verlegenheit, einen Entschluß in Bezug auf die Fourès zu fassen; er hatte eine angenehme Erinnerung an sie bewahrt und hätte der an den Ufern des Nil begonnenen Idylle an der Seine wohl gern eine Fortsetzung gegeben, aber die Würde seiner Stellung, die boshafte Geschwätzigkeit der Pariser warnten ihn. Politische Leidenschaften gingen damals in hohen Wogen, man durfte weder den Republikanern, noch den Royalisten eine Angriffsblöße bieten. Schon sprach man in Paris von dem „wilden Verhältniß", flüsterte sich in's Ohr, unter welchen Umständen dasselbe entstanden war; es tauchten sogar Pamphlete auf, das eine führte den Titel: „Vierzehn Tage aus dem Leben des großen Alcander"; es hieß darin unter Anderem, der erste Consul gebe unglaubliche Summen für den Unterhalt der „blonden Pauline" aus und dergleichen mehr.

So kam es auch, daß er die Fourès, als sie ihm einen Besuch machen wollte, abweisen ließ; es war ihm nicht leicht, allein diesmal zeigte er Charakter; seine Thätigkeit, die dem Wiederaufbau der Gesellschaft galt, war ernst

und stimmte ihn ernst, aber große Entschädigungssummen gab er her und jenes Pamphlet hatte so unrecht nicht. Duroc, der damals den Posten eines Vertrauten und Privatsecretärs bei Bonaparte inne hatte, war besonders beauftragt, für Bellilotte's Zukunft zu sorgen; Geschenke und Geld flossen ihr überreichlich zu; man kam jedoch dahin überein, daß sie in Paris nicht Aufenthalt nehmen sollte, sie zog daher nach Belleville.

Damit ist die Geschichte der Frau Fourès noch nicht beendet.

Aegypten war uns wieder verloren gegangen. Der General Menou, der nach Kleber's Ermordung den Oberbefehl des dortigen französischen Heeres gehabt hatte, war zwar zum Muhamedanismus übergetreten und hatte den Namen Abdallah angenommen, auch eine Aegypterin zur Frau genommen — Aegypten aber war trotzdem verloren gegangen. Nach den Capitulationsbedingungen, welche er mit den Engländern abschloß, sollten die Franzosen das Land räumen und nach Frankreich zurückkehren. So kam auch der Lieutenant Fourès zurück in seine schöne Heimath und — stellte sich auch gleich in Paris ein. Es scheint, als habe der Verrath seiner Frau auch bei ihm die Liebe nicht völlig erstickt, denn er suchte sie alsbald in Belleville auf und wollte sie veranlassen, wieder gemeinsam mit ihm zu leben; er wurde mit diesem Wunsche kurzer Hand abgewiesen. Hatte Bellilotte sich dem brutalen Benehmen Bonaparte's gegenüber nachgiebig gezeigt, die flehentlichen Bitten ihres Mannes schlug sie ab — außerdem war sie doch auch von ihm geschieden.

In Aegypten allerdings, aber sie hatte unterlassen, den Scheidungsact in Frankreich bestätigen zu lassen — so daß sie also in Wahrheit nicht geschieden war. Es kam darüber zu Streitigkeiten, Bellilotte appellirte schließ-

lich an den ersten Consul, der sich jedoch nicht mit der Sache befassen wollte, der einstigen Freundin jedoch wissen ließ, sie möchte sobald als möglich durch eine Wiederverheirathung ihre Zukunft unter Dach bringen.

Es traf sich, daß gerade zu der Zeit Bellilotte einen Anbeter gefunden, „elle avait ramassé un bouquet", sie hatte ein Bouquet gefunden, sagt man an der Seine. Der verblendete Thor, den sie gefunden, hieß Ranchouppe oder so ähnlich; seine Bewerbungen kamen gerade jetzt erwünscht, sie erhob ihn, als er, vor ihr auf den Knieen liegend, um ihr Herz und ihre Hand warb, sagte ihm aber, ehe sie sich entscheide, müsse sie hören, wie der erste Consul über die Sache dächte — eine Renommisterei.

Bonaparte war natürlich sehr einverstanden.

„Sie soll den Ranchou nur nehmen, ich werde ihn zum Consul machen," rief er lachend.

Und Ranchouppe kam auch bald als Consul nach irgend einer kleinen Hafenstadt in Spanien. Als Fourès von der Verheirathung hörte, rief er von Schmerz bewältigt:

„Als ich sie heirathete, war sie arm und ehrbar; Niemand begehrte sie als ich. Jetzt, da sie der Ehre bar ist, begehrt sie ein Jeder — das ist mir unverständlich."

Hätte dieser gute Fourès die Sprache der alten Römer gekannt, er hätte mit dem Dichter ausgerufen:

„O, miseras hominum mentes, o pectora coeca!"

Man hörte Jahre lang nichts von dem Ehepaar Ranchouppe. Eines Tages aber tauchte Bellilotte, die den Gatten in Spanien gelassen oder verlassen hatte, in Paris wieder auf, und bald war viel die Rede von einer „Madame de Ranchoup". Dieselbe wohnte in der Rue Napoléon und lebte auf ziemlich großem Fuße.

„Madame de Ranchoup", schreibt einer ihrer Freunde,

„war jung, hübsch, geistreich, eine Freundin der Künste und selbst Malerin; sie war sehr vergnügungssüchtig, gab viel Geld aus und schien den Werth desselben garnicht zu kennen. Bälle, der Besuch der Theater, Spazierritte, Spazierfahrten nahmen die Dame sehr in Anspruch.“ *)

Anhänglichkeit für den, der inzwischen Kaiser der Franzosen geworden war, schien sie nicht mehr zu haben, wohl aber hatte sie das dringende Verlangen, ihm einmal irgendwo und irgendwie zu begegnen. „War sie in einer Gesellschaft,“ sagt General Paulin, „so suchte sie sich stets einen Platz aus, auf dem sie von jedem Eintretenden sofort bemerkt werden mußte; sie versäumte keinen Maskenball in der Erwartung, sie würde den Kaiser treffen. Auf einem dieser glänzenden Bälle, welche beim Fürsten von Neufchâtel auf dem Boulevard des Capucines, oder bei Herrn de Champagny oder Herrn de Cabacérès stattfanden, war sie auch in der That so glücklich, den Kaiser unter einem stahlgrauen Domino zu erkennen und hatte sich in neckischem Gespräche die größte Mühe gegeben, auch von Napoleon erkannt zu werden. Ich weiß nicht, was sie gehört oder was ihr gesagt sein mochte, sie war mit einem Mal so vor Freude außer sich, daß ich es zu schildern nicht vermag.“

Diese Madame Fourès de Ranchoup war ebenso wie alle die Frauen, die Napoleon geliebt hat, mögen sie Josephine, Marie-Louise, Walewska oder wie immer heißen — sie hat ihn zuletzt vergessen.

Die Fourès war eine Josephine von niederer Herkunft und mit schlechten Manieren. Unter der Restauration wurde sie auch Royalistin. Da die Herzogin von Abrantes in ihren Memoiren behauptet hatte, die Fourès habe die

*) Général Baron Paulin: „Souvenirs.“

Gefangenschaft mit Napoleon auf St. Helena zu theilen sich erboten, so wurde sie von der Fourès dahin zurechtgewiesen, daß dies ihr ganz und gar nicht eingefallen wäre; wie sie zu solchem Anerbieten hätte kommen sollen!

Damit drehen wir dieser Dame nicht ohne ein Gefühl von Ekel den Rücken.

IV. Capitel.

Bonaparte verheimlicht sorgfältig außereheliche Zerstreuungen. — Er findet in den Frauen nichts wie Mittel zur Erholung von der Arbeit. — Frau Branchu. — Frau Grassini, der Kaiser läßt sie nach Paris kommen. — Fräulein Duchesnois und Fräulein Georges. — Erstere in den Tuilerien. — Der erste Consul wenig liebenswürdig. — Fräulein Georges und der erste Consul in Ohnmacht. — Fräulein Bourgoin von der Comédie française. — Chaptal. — Ein Auftritt im Ministerium des Innern. — Frau Jouberthon und General Bonaparte. — Frau Junot in Malmaison. — Besuche des ersten Consuls in aller Tagesfrühe. — Eine junge Frau in tausend Aengsten. — Ein ärgerlicher Auftritt. — Mißstimmung und Eifersucht.

Aus seinem zweiten Feldzuge in Italien war Bonaparte bedeckt mit den Lorbeeren von Marengo zurückgekehrt. Er erschien damals wie ein von der Vorsehung auserseheues Werkzeug und Frankreich glaubte an ihn.

Die Frauen waren dabei nicht die Letzten, und es hat vielleicht nie einen Mann auf Erden gegeben, für den die Frauen so geschwärmt hätten. Daß Napoleon diesen Stimmungen und der wiederholten Untreue Josephines gegenüber selber kein Ausbund von Tugend wurde, das ist erklärlich genug: übrigens strafte er auch seine eigenhändig niedergeschriebenen Worte, die uns Fr. Masson in

seinem Buch „Napoléon inconnu“ übermittelt, Lügen; sie lauten:

„Ein Mann soll sich dem Drängen seiner Sinne nur dann hingeben, wenn es seine körperliche Erhaltung fordert.“

Lasterhafte Geschmacksrichtungen, die ja stets die Folge von einem Mißbrauch natürlicher Neigungen sind, hatte Napoleon allerdings nicht, aber daß er obigen, von ihm ausgesprochenen Gedanken zur Norm seines Wandels gemacht hätte, kann Niemand behaupten.

Wenn Bonaparte in Aegypten sein Verhältniß mit der Fourès nicht weiter zu verheimlichen gesucht hat, so lag dies daran, daß man dort sozusagen unter sich war, und dann war ja Cairo weit, weit von Frankreich entfernt. In Paris war das anders, in Paris war es nöthig, solche wilde Verhältnisse, denen er doch nicht entsagen mochte, vor der Oeffentlichkeit zu verstecken. Er hatte ein gewisses Gefühl für die Schicklichkeit, eine öffentliche Schamhaftigkeit, wenn man so sagen darf, welche weder Ludwig XIV., noch Ludwig XV., noch Franz I., noch Heinrich IV. besaßen; er begriff, daß in dem Zustande der socialen Auflösung, in welchem sich Frankreich befand, er als erster Beamter mit gutem Beispiel voranzugehen habe. Wenn er so schwach war, seine Aufführung nicht in Uebereinstimmung mit diesem Gedanken zu bringen, wenn er einen Theil der ihm zur Verfügung stehenden Machtfülle dazu benutzte, sich persönlich von solchen Grundsätzen loszusagen, wenn er, um es mit einem Worte zu sagen, meinte, die Moral wäre gut für Andere, wenn er sich Zerstreuungen, wie sie früher bei den Königen gang und gäbe gewesen waren, hingab, so hütete er sich doch, mit solchen Dingen der Oeffentlichkeit ins Gesicht zu schlagen. Er wußte sehr gut, daß es mit Pflicht und Ehrbarkeit unverträglich ist, die Frau nach Gefallen zu wechseln, sich

je nach dem sinnlichen Appetit zu versorgen — er that es dennoch, aber — heimlich. Wenige unter seinen Zeitgenossen, selbst als es sich noch um den nur kleinen Consularhof handelte, haben um die Liebeshändel des großen Mannes etwas gewußt. Auch bewahrte er trotz Allem eine gewisse Zärtlichkeit für seine Gemahlin, die am häuslichen Herde mit ihren feinen und gewinnenden Manieren walten zu sehen, ihm angenehm ist — von Liebe zu ihr war dabei keine Rede, von Liebe keine Spur bei ihm zurückgeblieben; er vertheilte nur noch, je nach dem Zufall der Begegnung, einzelne Brocken.

Es ist bemerkenswerth in Bezug auf die übrigens stets nur kurze Zeit währenden Liebschaften Napoleons, daß er keiner dieser Damen auch nur den geringsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte einräumte.

„Er kam oft", sagt Roederer,*) „darauf zu sprechen, daß der Einfluß, welchen in Frankreich die Frauen auf öffentliche Angelegenheiten ausgeübt, ein verderblicher gewesen wäre; der Aufwand, den sie gemacht, habe die finanziellen Verhältnisse des Staates in Unordnung gebracht."

„Die Frauen", pflegte er zu sagen,**) „sind die Seele aller Ränke und Intriguen; man sollte sie auf das Innere ihrer Häuslichkeiten beschränken; sie aus den gesellschaftlichen Kreisen der Regierenden ausschließen; ihnen verwehren, in der Oeffentlichkeit anders zu erscheinen, als schwarz gekleidet und mit schwarzem Schleier."

Der Frau Rémusat gegenüber hat er sich eines Tages geäußert:

„An meinem Hofe sollen die Frauen gar keine Rollen

*) Roederer: „Oeuvres."

**) Arnault: „Souvenirs d'un sexagénaire."

ſpielen; ſie werden mich deshalb nicht lieben; was ich in dieſer Beziehung einbüße, aber werde ich an Ruhm gewinnen."

Von St. Helena ſtammt eine ganz ähnliche Bemerkung: „Wir Völker des Weſtens verſtehen uns nicht auf die Behandlung der Frauen, wir haben ſie verdorben dadurch, daß wir zu gut gegen ſie waren; wir haben ihnen eine Stellung angewieſen, die der unſrigen faſt gleichkommt. Die Völker des Oſtens legten mehr Verſtand und Gerechtigkeit an den Tag, indem ſie die Frauen für das Eigenthum der Männer erklärten; die Natur hat ſie auch in der That zu unſern Sclavinnen beſtimmt. Es iſt nur eine Folge unſerer Verkehrtheit, daß ſie zu behaupten ſich erlauben, unſere Souveräninnen, unſere Gebieterinnen zu ſein; ſie mißbrauchen gewiſſe Vorzüge, welche ſie haben, um uns zu verführen und zu unterwerfen. Auf Eine, die uns etwas Gutes eingiebt, kommen Hundert, die uns zu Thorheiten verleiten." *)

Er hatte in mancher Beziehung wohl nicht unrecht. Er war von früh an ſehr hinter den Frauen her, fügte ſich daher auch leicht unter die, die er liebte; er hatte aber gleichzeitig Charakter, und die traurigen Enttäuſchungen, welche ſeine Liebe zu Joſephine ihm eingetragen hatten, bewirkten, daß ſchließlich der Mann den Vortritt vor dem Liebhaber nahm — ſein Charakter hat ſeine Liebe überwunden. Wie in ſo vielen anderen Fällen, und für ſo viele andere Menſchen war auch für ihn das Unglück ſein Lehrmeiſter. Um es zu verſtehen, ſein Herz zu bändigen, muß man zuvor wenigſtens einmal von ſeinem Herzen gebändigt worden ſein. Die Enttäuſchungen in ſeiner Liebe übten einen großen Einfluß aus auf den Charakter

*) Napoléon Bonaparte: „Oeuvres littéraires" IV. 485.

Napoleons. In seiner Jugend war er träumerisch gewesen, ein Anzeichen für eine zur Liebe neigende Individualität; seine Erfahrungen machten ihn traurig, und seine aufreibenden Beschäftigungen wandelten diese Traurigkeit allmählich in eine fortwährende üble Laune.

Man kann Einen, der nicht zu amüsiren ist, nicht amüsiren wollen.

Auch wurde Napoleon nebenher sceptisch. Auch das ist sehr natürlich, wenn Einer, wie es hier der Fall ist, den ganzen Reichthum an Liebe, den er besitzt, sein ganzes Herz einem andern Herzen giebt und gleich hinterdrein bankrott wird.

Trotzdem wird man gewahr, wie von Zeit zu Zeit die Naivetät früherer Jahre bei dem so gründlich Getäuschten wieder zum Durchbruch kommt und hinter dem großen Kaiser der Schulknabe von damals hervorguckt.

Zunächst suchte er jetzt Nichts als Zerstreuung bei den Frauen, Zerstreuungen in seiner schweren Arbeit, seiner großen Aufgabe, ein Führer seiner Nation zu werden.

Wer aber wäre für solche Zerstreuungen passender als eine Dame vom Theater? Diese Damen haben gewöhnlich Geist, Witz, Talent; sie sind nicht allzu schüchtern, oft hübsch, und wenn sie dies nicht sind, so sind sie so geschickt, sich den Anschein zu geben, als ob sie es wären, ja sie sind so pfiffig, daß sie Einen glauben machen können, sie wären hübscher als Andere, die wirklich hübsch sind. Damals spielte in Paris das Theater eine größere Rolle im Leben als jetzt, und die Königinnen der Bühne mußten natürlicher Weise die Aufmerksamkeit des angehenden Monarchen auf sich lenken. Zudem liebte Bonaparte die Musik. Eine Künstlerin, welche mit voller Seele die erhabenen Eingebungen großer Componisten wiederzugeben versteht, beeinflußt auch die Seelen ihrer Zuhörer, das

Herz, welches aus ihrer Stimme ſpricht, berührt andere Herzen — Napoleon war den magiſchen Einflüſſen der Bühnenkunſt überaus zugänglich!

Will man Joſeph und Lucian Glauben ſchenken, ſo wäre die Liſte der Bühnenbekanntſchaften ihres großen Bruders während der Conſularzeit eine ziemlich lange.

Frau Branchu von der Oper ſteht an der Spitze. „Das hätte," ruft Lucian, „wohl Niemand gedacht: dieſe arme Madame Branchu, die ſo prachtvoll ſang und ſo entſetzlich häßlich war!"

Bekannter iſt Bonaparte's Verhältniß zu der ſchönen, der weithin glänzenden Graſſini geworden. Daſſelbe entſpann ſich nicht erſt, als er zur Krönung in Mailand war, wenn der „Mémorial" es auch behauptet und Fräulein Avrillon es beſtätigt. Man hat ſchon gehört, daß während des erſten Feldzuges in Italien Bonaparte die Primadonna des Scalatheaters zu Mailand erobert hatte, hat auch vernommen, daß er, ſei es aus Liebe zu Joſephine, ſei es aus Politik, ſich der Graſſini gegenüber ablehnend verhielt. Nach Marengo aber, als die großen Feſte in Mailand ſtattfanden, fand eine Annäherung ſtatt.

Er war ja ſchon, ſo verkünden die Chroniſten, damals (1796) durch die theatraliſche Schönheit und den himmliſchen Ton der Stimme für die Graſſini eingenommen. Jetzt erſt ließ er die Graſſini zu ſich entbieten; ſie erinnerte ihn auch gleich daran, daß ſie gerade zu der Zeit debutirt habe, als er das erſte Mal in Italien war.

„Ich ſtand damals", ſagte ſie zu ihm, „in der vollen Entwickelung meiner Schönheit wie meines Talentes. Es war nur von mir und meinen Arien in der Oper „Die Sonnenjungfrauen" die Rede. Ich verführte alle Augen, entflammte alle Herzen, nur der junge General war kalt geblieben: und gerade er war es, er allein, der mich etwas

anging. Wie seltsam! Wie unerklärlich! Geringschätzig blickte ich auf das mir zu Füßen liegende Italien. Mir lag nichts daran, wohl aber an einem Blick von Ihnen, er wurde mir nicht zu Theil — jetzt, General, beachten Sie mich, während ich es nicht mehr werth, während ich Ihrer nicht mehr würdig bin!" *)

Der erste Consul wollte sich wohl überzeugen, ob sie nicht doch noch der Beachtung werth wäre — als Bourrienne eines Nachts in sein Schlafzimmer trat, um ihm die Uebergabe von Genua zu melden, fand er ihn — in den Armen der Diva!

Als Bonaparte Italien verlassen und wieder in Paris war, kam auch die Grassini dorthin, allerdings weniger in ihrer Eigenschaft als Sängerin, als der einer Maitresse des ersten Consuls.

„Sie war", sagt Fouché, „mit einer Gage von 15000 Francs monatlich engagirt, glänzte auf der Bühne wie in den Concerten der Tuilerien durch den hinreißenden Zauber ihrer Stimme. Da Bonaparte der rasend eifersüchtigen Josephine kein Aergerniß bereiten wollte, waren seine Besuche bei der Grassini nur sehr flüchtige. Diese Art und Weise aber konnte auf die Dauer bei der stolzen und leidenschaftlichen Künstlerin nur Mißfallen finden; sie verließ denn auch bald in Gesellschaft des berühmten Geigers Rode, auf den sie ihre Liebe übertrug, Paris."

Napoleon ließ sich durch solche Erfahrungen von seiner Vorliebe für die Damen vom Theater vor der Hand nicht abschrecken — nur ein Wort noch über die Grassini. Als sie ihrer Leidenschaft für Rode genug gethan, traf sie wieder in Paris ein, und die Bewunderung für sie und ihr Talent war die nämliche geblieben wie früher. Sie

*) Fouché: „Mémoires" I. 233.

war noch so schön, so gut wie immer, und ihre herrliche Contralto-Stimme hatte unter den schmelzenden Geigentönen, von denen sie in letzter Zeit begleitet worden war, nicht gelitten.

„Sie war überall gern gesehen, willkommen und beliebt, sie hatte etwas natürlich Wohlwollendes, dabei Originelles; das sonderbare Gemisch von Italienisch und Französisch, welches ihrer Sprachweise eigen war und hinter welchem sie kleine gewagte Scherze und Pikanterien so graciös zu verstecken wußte, daß die Prüdeste sich nicht verletzt fühlen konnte, stand ihr reizend." *)

Die Ancelot hat wohl, indem sie diese Skizze entwarf, an ein geflügeltes Wort der Grassini gedacht, über welches sich ganz Paris damals vor Lachen ausschüttete. Es handelte sich um den Orden der eisernen Krone, welchen der Kaiser soeben dem Sopranisten Crescentini verliehen hatte. Man spottete über die Verleihung, und in einem Salon des Faubourg St. Germain hatte sich eben ein Herr in den wegwerfendsten Worten über die Decoration, die doch sonst nur an Helden des Schlachtfeldes verliehen wurde, ergangen, als die Grassini sich in voller Majestät von ihrem Sessel erhob und in feierlichem Tone und mit feierlicher Bewegung frug, ob denn „der Herr die „Blessur" (Verwundung) Crescentini's für nichts halte".**) —

Der erste Consul hat wohl nur für kurze Zeit Nachsicht mit der Häßlichkeit der Branchu gehabt, andere, hübschere Damen belehrten ihn, daß Talent die Schönheit nicht immer ausschlösse. Der Musik folgte jetzt die Tragödie, d. h. einige Damen vom Théâtre Français folgten der Branchu und Grassini.

---

*) Mme. Ancelot: „Foyers éteints."

**) War wie alle römischen Sopransänger Castrat.

Es waren Fräulein Duchesnois und Fräulein Georges Weimer. Die erstere, sehr häßlich, war auf der Bühne, besonders als Phädra, ein Bild classischer Vollendung; die Georges, wie sie unter Weglassung ihres Familiennamens genannt wurde, war dagegen bildschön, allerdings eine nur mittelmäßige Schauspielerin; sie war eine Schülerin des Fräulein Raucourt, hatte kein schönes Organ, sie wirkte hauptsächlich durch ihre äußere Erscheinung.

Als diese beiden Damen am Théâtre Français debutirt hatten, erhob sich unter den Besuchern ein heftiger Zank, welcher der Damen der Vorzug gebühre; Paris theilte sich in zwei Lager, gerade wie früher, als die beiden Sterne Fräulein Clairon und Fräulein Dumesnil am Theaterhimmel glänzten; parteilos blieb Niemand, die Bewunderer des Talentes, d. h. der Duchesnois, aber schienen doch den Sieg über die Bewunderer der Schönheit, d. h. der Georges, zu behaupten.

Ein officieller Journalist und Kritiker, Herr Geoffroy, dem es bekannt war, daß der erste Consul anfing, sich für Fräulein Georges zu erwärmen, erlaubte sich in einem seiner Artikel die Behauptung, daß die Georges denn doch der Duchesnois überlegen sei. Es brach in Folge dessen ein förmlicher Aufruhr unter dem Theaterpublikum aus, Tinte floß in Strömen, und es möge hier ein Brief der liebenswürdigen Gräfin Pauline Beaumont an Pasquier, welcher von der Sache handelt, Platz finden:

„Endlich bin ich einmal dazu gekommen, mit Fräulein Duchesnois zu frühstücken, ich bin entzückt, entzückt in der vollen Bedeutung des Wortes, und es ist mir unmöglich, Denen zu verzeihen, welche die Künstlerin herabsetzen und sie dumm finden; sie ist einfach, naiv, etwas zerstreut, findet man aber ein Mittel, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so beleben sich sogleich ihre Augen, ihr Gesicht

wird schöner; auch spricht sie dann gut, drückt in wenigen Worten ihre Gedanken aus, versteht auch schnell, was man ihr zu verstehen geben will: es handelt sich nur darum, die zarten Saiten ihres Inneren zu berühren. Den Männern gegenüber ist sie voll ernster Würde, den Damen gegenüber sehr ehrerbietig. So benimmt sich gewiß Keine, die dumm ist."

Es sei hier zugleich erwähnt, daß Bonaparte eines Abends Mlle. Duchesnois nach der Vorstellung zu sich entbieten ließ.

So erschien denn die große Tragödin in den Tuilerien! Man führte sie in die „Garçonwohnung", welche sich der erste Consul in den Tuilerien hatte herrichten lassen, in der er vor den eifersüchtigen Späherblicken Josephines geborgen war oder geborgen zu sein glaubte. Von der Ankunft der Künstlerin benachrichtigt, ließ er ihr sagen, er wäre beschäftigt, würde aber bald erscheinen, und ließ sie bitten, sich inzwischen — zu entkleiden.

Die Aermste gerieth natürlich in nicht geringe Bestürzung über diese brutale Zumuthung, ging aber daran, dem Befehl Folge zu leisten. Sie nimmt den Hut ab, löst die Haken ihres Obergewandes, läßt dasselbe fallen, auch ihre Unterkleider, hat endlich nur noch eine einzige Hülle über ihren Gliedern. Er kommt nicht! Wahrscheinlich ist er immer noch beschäftigt, für Galanterie scheint er kein Verständniß zu haben. Eine Dame, von welcher ganz Paris spricht, eine gefeierte Künstlerin so zu behandeln! Unzweifelhaft, der erste Consul muß sehr beschäftigt, mehr beschäftigt sein, als ihm lieb ist — auf alle Fälle ein arger Mißbrauch seiner Alles beherrschenden Stellung. Es war im Monat September, die Gemächer, in welchen Fräulein Duchesnois ihn im H— erwartete, ungeheizt.

Endlich verliert die arme Dame die Geduld, faßt sich ein Herz und läßt dem ersten Consul sagen, er möge doch nicht vergessen, daß sie auf ihn warte. Nun aber wird Bonaparte, der noch nicht mit seiner Arbeit zu Ende war, seinerseits unwillig und ruft dem Lakaien zu, sie solle doch in Gottes Namen gehen. Offenbar hatte seine Arbeit inzwischen die vorübergehende, aus dem Theater mitgebrachte Laune beschwichtigt, hatten die geschäftlichen Anforderungen den verliebten Gelüsten den Garaus gemacht.

Zornig entfernte sich die beleidigte Duchesnois, und Bonaparte hat auch nie wieder den Wunsch, sie in den Tuilerien zu sehen, geäußert.

Anders wirkte die Schönheit der Georges auf ihn; auch diese Dame beschied er eines Abends in die Tuilerien, ließ sie jedoch nicht lange „Act stehen". Sie war ja von so göttlich schönem Gliedergefüge und bot Alles reichlich, was man von einer Maitresse nur wünschen kann.

„Glaube mir, Lucian," sagte Bonaparte eines Tages zum Bruder, „es ist nicht nothwendig, daß unsere Frauen schön sind; in Bezug auf unsere Maitressen ist das jedoch etwas Anderes; eine häßliche Maitresse würde ja die erste ihrer Pflichten, sagen wir die einzige ihrer Pflichten, nämlich die, schön zu sein, verleugnen."

Erbaulich sind derlei Aeußerungen nicht, man darf sie aber nicht verschweigen, denn das Betragen Bonaparte's stimmt zu ihnen.

Fräulein Georges hatte, ehe sie des ersten Consuls Wohlgefallen fand, schon dem Bruder Lucian Freude gemacht.

Lucian wollte gern die Georges zu seiner Maitresse machen, hatte sich zu dem Zwecke hinter die Raucourt, von der oben die Rede war, gesteckt und ihr einen schönen Kuppelpelz in Aussicht gestellt. Es wird behauptet, daß

nach einem lukullischen Souper, welches Lucian der Raucourt gab, ein schriftlicher Contract zwischen beiden abgeschlossen und unterzeichnet wurde, nach welchem die Kupplerin von dem wüsten Gesellen die Summe von 100 000 Francs und eine Jahresrente von 10 000 Francs erhalten sollte.*)

Lucian gab jedenfalls seinen eigenen Anschauungen Worte, wenn er dem Bruder Consul eines Tages versicherte, die Georges wäre eine der schönsten Frauen Europas. Worauf dieser bereitwillig sein Einverständniß mit den Worten kundgethan haben soll: „Ich glaube, Du hättest ohne die Befürchtung einer Täuschung sagen können: die Schönste.“ Für Lucian aber war für den Augenblick Frau Jouberthon die Schönste der Schönen.

An den ersten Besuch der Georges in den Tuilerien knüpften sich intime Beziehungen zwischen ihr und dem ersten Consul, welche eine ganze Weile anhielten.

„Die Unterhaltung dieser Dame“, sagt Constant,**) „gefiel dem Consul und erheiterte ihn; ich habe ihn oft hell auflachen hören, wenn die Georges ihm bei ihren Besuchen pikante Anecdoten auftischte.“

Bonaparte gab sich alle Mühe, den mächtigen Schutz, den er der Georges angedeihen ließ, geheim zu halten, allein das Publikum, das sich ja so lebhaft für die Nebenbuhlerschaft beider Künstlerinnen interessirte, kam doch dahinter, und man wunderte sich nicht wenig, daß Madame Bonaparte der Georges trotzdem einen prachtvollen scharlachrothen und reich in Gold gestickten Mantel zum Geschenk machte. Uebrigens hatte Josephine ja auch der Duchesnois jenen kostbaren Ueberwurf verehrt, den dieselbe in der

*) Reichard: „Un hiver à Paris sous le Consulat“ p. 351.
**) Constant: „Mémoires.“

Rolle der Phädra trug. Witzlinge erzählten, sie schicke den Damen, um „ihre Nacktheit zu kleiden", diese Gewänder. Daß Josephine über diese Allotria ihres Gemahls unterrichtet war, unterliegt ja keinem Zweifel.

Als eines Tages Bonaparte sich bis zur Erschöpfung müde gearbeitet hatte und für seine nervöse Aufregung, in einem Besuch der Georges ein Arcanum vermuthend, diese in die Tuilerien hatte einschmuggeln lassen, trug sich — die Tuilerienuhr hatte gerade zwei geschlagen — etwas Schreckliches zu. Die Alarmklingel ertönt! Alles springt aus den Betten, man stürzt in die Gemächer Bonaparte's, man findet ihn ohnmächtig und die schreckensbleiche Georges in ängstlicher Sorge um ihn beschäftigt. Auch Josephine kam fliegenden Schrittes daher: sie hält dem Gemahl ein Riechfläschchen unter die Nase, während die Georges, welche nichts anhatte als jenes dünne Gewand, welches man wohl als zweite Epiderme bezeichnen hört, ihm den Kopf hält und aus einer Karaffe Wasser auf die Schläfen träufelt.

Endlich kommt Bonaparte wieder zu sich, geräth auch sogleich in die fürchterlichste Wuth, als er Josephine gewahrt, er stößt Scheltworte gegen die Freundin aus, daß sie das ganze Schloß alarmirt habe; seine leidenschaftliche Aufwallung war so heftig, daß er einer zweiten Ohnmacht nahe war. Josephine zieht sich zitternd zurück, auch die Georges schlüpft aus der Thür. Bonaparte hat der Georges nie ihren Mangel an Kaltblütigkeit verziehen, Josephine aber von da an das Erdenklichste versucht, um ihren Gemahl einmal in flagranti zu ertappen. Die Rémusat weiß ja von einer spaßhaften Excursion zu erzählen, welche Josephine eines Nachts unternahm, um den Treulosen zu überraschen — diese Genugthuung sollte ihr erst, wie man sehen wird, drei Jahre später in St. Cloud werden.

Ihrer launigen Stimmung über die Ereignisse in den inneren Gemächern der Tuilerien, namentlich über das zarte Verhältniß zwischen Georges Weimer und Napoleon Bonaparte machten die Pariser auf alle Weise Luft, namentlich auch dadurch, daß sie bei Aufführung des „Cinna" die Verse:

„Verführte ich Cinna . . . so werde ich noch viele Andere verführen", rasend applaudirten.

Man sah die Georges oft, wenn sie das Theater verließ, direct nach den Tuilerien fahren. Bonaparte, der sicher sein wollte, daß er in seinen Zusammenkünften mit ihr nicht von Josephine gestört würde, ließ schließlich in der Allée des Veuves ein kleines Haus, eigens für seine galanten Stelldichein bestimmt, miethen.*)

Da es stets Leute giebt, die Verstecktem mit Vorliebe nachspüren, Geheimnisse gern ergründen, und da an der Spitze derselben Josephine mit ihrer Einsicht in Einzelheiten, mit ihren zahlreichen Spionen, wie schwatzhaften Kammerzofen, wichtig thuenden Lakaien u. s. w. stand, so gab es in Paris zur Consularzeit ein unglaubliches Durcheinander von Klatschereien.

Das Verhältniß des ersten Consuls zu Fräulein Bourgoin, die ebenfalls Schauspielerin am Théâtre Français war, aber wurde auf anderem Wege ruchbar. In der „Biographie Michaud" ist Folgendes zu lesen:

„Wenn Fräulein Bourgoin auch nicht die höchste Stufe ihrer Kunst erreicht hatte, so war sie doch durch ihre lustigen Einfälle und ihre schlagfertigen Bemerkungen zu einer gewissen Berühmtheit gelangt; vielleicht ließ sie ihrer Vorliebe für Schlüpfrigkeiten etwas zu sehr die Zügel schießen, aber der Ton naiver Komik, mit der sie dieselben

*) Constant: „Mémoires."

vorbrachte, und ihr reizender Mund ließen dieselben unangefochten hingehen. Weder der Luxus, in welchem sie lebte, noch der hohe Rang ihrer Liebhaber, zu denen gekrönte Häupter und — wie man sagte — auch Bonaparte zählte, änderten etwas an ihrer naiven Ursprünglichkeit."

Das „wie man sagte" der „Biographie Michaud" ist durch Chaptal in seinen „Mes souvenirs sur Napoléon" zur Thatsache geworden.

Der erste Consul arbeitete eines Abends gemeinschaftlich mit Chaptal, damals Minister des Innern, in seinem Cabinet, als die Burgoin angemeldet wurde. Da die hübsche Tragödin seit einiger Zeit die Maitresse des Ministers war, fielen diesem jählings die Schuppen von den Augen, schnell raffte er seine Papiere zusammen, ergriff sein Portefeuille und verschwand. Zu Hause angelangt, schickte er ohne Verzug sein Entlassungsgesuch ein.

Es scheint beinah, als habe Bonaparte dem Minister, an dessen Stelle er damals Lucian setzen wollte, absichtlich diesen Streich gespielt. War die Art, wie Bonaparte Herrn Chaptal die Freundin abjagte, originell, originell war auch die Art, wie Chaptal zur Bourgoin gekommen war. Die junge Dame wurde ihm eines Tages von dem späteren kaiserlichen Präfekten und Geliebten der Prinzeß Elisa und endlich Minister unter Carl X., dem Baron Capelle, vorgestellt. Capelle war damals im Ministerium des Innern beschäftigt und zufällig auf dem Corridor einem jungen Mädchen begegnet, welches gerade dabei war, die zerknitterten Kleider wieder etwas in Ordnung zu bringen. Dabei liefen der armen Kleinen die hellen Thränen über die Wangen; Capelle blieb stehen und frug sie mitleidvoll, warum sie denn weine. Nun erst erkannte er die Bourgoin, welche eben am Théâtre Français debütirt hatte.

„Ich komme eben", sagte sie, „aus dem Bureau des Herrn Esménard, der sich in der abscheulichsten Weise an mir vergangen hat."

Sie ging dann auch gleich zu einer Schilderung der Einzelheiten in dem gewaltthätigen Betragen des Herrn Esménard über.

„Wenn er wenigstens nicht so garstig, so abscheulich häßlich wäre, dieser Esménard", fügte sie hinzu.

Sie hatte währenddem aufgehört zu weinen, und fing an zu lächeln; lächelte dem eleganten, hübschen jungen Manne, der sich so theilnahmsvoll nach ihrem Ach und Weh erkundigte, gerade ins Angesicht.

Das Ereigniß war doch ein derart außergewöhnliches für die heiligen Hallen eines Ministerii des Innern, daß der junge hübsche Mann, mit Namen Capelle, der im Stillen den frechen Esménard wohl beneiden mochte, seinem Chef, Herrn Chaptal, Bericht erstattet. Chaptal war ganz außer sich vor Zorn und beschied sogleich — Herrn Esménard nicht — sondern Fräulein Bourgoin in sein Cabinet. Er ist der jungen Künstlerin gegenüber die Leutseligkeit selbst gewesen, hat ihrem Mißgeschick eine zweite Auflage hinzugefügt. Diesmal beklagte sich die Künstlerin nicht und hatte auch bei Fortsetzung ihrer Beziehungen zu Chaptal keine Veranlassung dazu.

Die Bourgoin war sehr hübsch, hatte namentlich wunderschöne Augen, sie verstand es, ihren äußern Vorzügen durch ein schabernäckisches, an witzigen Bemerkungen reiches Geplauder einen noch ganz besonderen Reiz zu geben; und der „Chemiker-Minister" wie man Chaptal nannte, hatte seine helle Freude an ihr gehabt.

Sie wurde erst schlecht auf ihn zu sprechen, als er sie selbst zugleich mit seinem Portefeuille ohne Weiteres preisgab und nannte ihn seitdem, da sie sich rächen wollte und

die Begriffe, was ein Chemiker und was ein Apotheker war, untereinander rührte, nur noch „Papa Clystier“.*)

Es wird behauptet, die Bourgoin habe in Bezug auf Bonaparte's etwas rüdes Betragen ihr gegenüber mancherlei Kummer gehabt, allein dieses Weh ist allen Frauen eigen, die nicht dahin gelangen, den Geliebten zu nasführen oder wenigstens nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen — sie klagen und jammern. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Bonaparte sehr viele ihrer Wünsche unerfüllt ließ. Vielleicht ist sie unter der Restauration nur deshalb eine so begeisterte Royalistin geworden, weil sie sich auch an Napoleon rächen wollte. —

Die Liebeshändel des ersten Consuls hätten sich zu der Zeit, wenn man auf Bruder Lucian's Worte etwas geben will, nicht nur auf Damen vom Theater erstreckt, er hätte auch mit der geschiedenen Frau eines Geschäftsmannes, eines Agenten, zu thun gehabt, die sehr hübsch, aber nicht streng in ihren Sitten gewesen wäre: nämlich der Frau Jouberthon. Die Dame hätte Bonaparte's Huldigungen abgelehnt; dagegen die Lucian's angenommen. So wäre die spätere Feindschaft zwischen den Brüdern erklärlich.

Lucian hat sehr wohl gewußt, daß er eine Lüge verbreitete, und wenn er erzählt, der Bruder Consul hätte sich soweit vergessen, die neue Schwägerin eine „Troddel“ zu nennen, so fügt er hinzu, es wäre deshalb geschehen, weil die Jouberthon ihm den Laufpaß gegeben hätte bei seinen Bewerbungen um ihre Gunst.

Lucian hat sehr wohl gewußt, daß die Frau, welche er heirathete, sich dem ersten Besten hinzugeben pflegte, und daß wenn Napoleon sich auch nicht einmal im Vorüber-

*) Barras: „Mémoires“ III. 175.

gehen mit ihr einließ, es geschah, weil sie ihm nicht gefiel, er konnte ja bekanntlich geschiedene Frauen für den Tod nicht leiden! Daß diese übrigens in der That auffallend schöne Venus vulgivaga ihre Angel auch nach Bonaparte geworfen hat, ist mit Sicherheit anzunehmen. Da er nicht anbiß, so rächte sie sich durch allerhand boshafte Ausstreuungen. War Lucian so blind verliebt, daß er ihr Alles geglaubt hat, was sie ihm sagte? —

Daß Madame d'Abrantes sich ebenfalls gerühmt hätte, Liebe im Herzen des ersten Consuls erweckt zu haben: der Renommage wegen, ist nicht anzunehmen. Schwerlich ist die folgende Mittheilung, welche wir ihr verdanken, eine Erfindung:

„Während des Sommers 1803 war Madame Bonaparte in die Bäder von Plombières gereist. Sie wußte, wieviel ihrem Gemahl daran lag, ein Kind zu haben, und um die ewige Angst vor einer Scheidung los zu werden, erschien sie alljährlich während der Saison in Plombières, dessen Quellen den Ruf hatten, den Frauen zu Mutterfreuden zu verhelfen. Während Josephines Abwesenheit aus Malmaison hatte sich dort Hortense, die Gemahlin Louis, eingestellt. Ihre Anwesenheit war für nothwendig erachtet worden, damit die Frauen der Adjutanten Bonaparte's, die Damen Lauriston und Junot, ohne daß Redereien entstanden, dort verbleiben konnten. Man hatte keinerlei Aenderungen in den Einrichtungen des täglichen Lebens getroffen; man ging viel auf die Jagd, des Abends wurden Glücksspiele gespielt, oder man plauderte, man amüsirte sich nach Möglichkeit und kam eigentlich aus dem Lachen garnicht heraus — o diese glücklichen Tage von Malmaison im hellen Sonnenlicht der Jugend! Es heißt, auch Bonaparte wäre nie so aufgelegt, so liebenswürdig gegen Jedermann, als gerade während der Zeit der Abwesenheit

Josephines gewesen. Er war damals noch stets guter Laune, jagte sich im Garten mit den Frauen, ließ sie Verse declamiren, amüsirte sich am Barrespiel mit ihnen und Abends an dem großen grünen Tisch im gelben Salon an einem Glücksspiel, bei dem er sie gar zu gern „beschummelte". Die Männer der Damen hatten in Paris zu thun und kamen nur dann und wann auf Besuch zu ihren Lebensgefährtinnen.

Eines Morgens, Frau Junot schlief noch fest, wie man nach lustig verbrachtem Abend mit zwanzig Jahren schläft, als ein heftiges Klopfen, nicht an der Thür, sondern dicht neben ihr, sie weckte — neben ihrem Bett steht Bonaparte und lacht was er kann!

Frau Junot reibt sich die Augen, weiß nicht, ob sie wacht oder träumt; auch nicht, ob sie mitlachen oder böse sein soll.

„Ja, ja! Ich bin es, Mme. Junot, warum so erstaunt?"

Wegen der Hitze hatte die Dame bei offenem Fenster geschlafen und unwillkürlich blickte sie ins Freie; über die Kronen der Bäume im Park blickte lächelnd der blaue Himmel, das Laub war noch nächtig dunkel, thaufrische Luft zog mild fächelnd über die Blumen auf dem Rasenplatz und trug deren Duft zum Fenster herein; Frau Junot langte nach ihrer Uhr und hielt sie Bonaparte vor sein Gesicht!

„Ah!" rief dieser gelassen, „es ist erst fünf Uhr, da können wir ja plaudern."

Er rückte sich bei diesen Worten einen Fauteuil an das Bett, nahm ein großes Paket Briefschaften, welches er bei sich trug, heraus und blätterte darin. Er that gerade so, als wäre er in seinem Cabinet.

„Aber, General, wozu machen Sie das selber, das ist doch Bourienne's Sache," bemerkte die Junot, die sich schnell von ihrem ersten Schreck erholt hatte.

„Später, ja. Einstweilen muß ich noch Alles selber machen, ich darf keine Bitte, keine Reclamation übersehen.“

Er war auch alsbald ganz vertieft in seine Papiere, sprach dazwischen ab und zu nur ein paar Worte, hier und dort eine Randnote machend. Es machte ihm offenbar ungemein viel Spaß, am Bett einer jungen reizenden Frau sich dieser Bureauarbeit zu unterziehen.

„Sieh da,“ rief er plötzlich, „hier ist ja auch ein Vezir-Brief!“ Er entfernte dabei ein Couvert nach dem andern, auf jedem standen die Worte: „An den ersten Consul. Eigenhändig.“ Er wurde schließlich unwirsch über die zahllosen Umhüllungen, welche er zu entfernen hatte, betrachtete inzwischen seine Hände, indem er sie hin und her wandte, und sagte, als spräche er zu sich selber:

„Ich hoffe, sie sind rein.“

Endlich war das letzte Couvert erbrochen, es entstieg ihm ein eigenthümlicher Geruch, ein Wohlgeruch, wie die Damen der feinen Welt ihn damals besonders liebten. Frau Junot wurde aufmerksam, sie roch an dem Couvert, bemerkte auch, daß die Handschrift auf dem Briefe die einer Dame war. Bonaparte stieß ein nervöses Gelächter aus, wie es ihm eigen war, wenn ihm etwas mehr ärgerlich als lächerlich vorkam.

„Eine Erklärung“, sagte er wegwerfend, „keine Kriegserklärung, sondern eine Liebeserklärung! Eine schöne Dame liebt mich, wie sie schreibt, liebt mich seit dem Tage, da ich dem Directorium den Friedenstractat von Campo Formio überreichte, an welchem Tage sie mich zum ersten Mal sah. Wenn ich sie empfangen wollte, so möchte ich nur dem Posten am Gitter von Bougival sagen lassen, er solle eine Dame in Weiß, welche „Napoleon“ sagen würde, passiren lassen.“

„Um Gottes Willen," rief Frau Junot, „lassen Sie sich auf nichts ein, es wäre höchst unbedacht."

Bonaparte richtete einen sonderbaren Blick auf die Sprecherin.

„Es kann Ihnen doch gleichgültig sein, Madame, ob ich zu dem Stelldichein gehe oder nicht, was kann es Sie angehen?"

„Wie? Sie fragen, was mich das anginge? Wenn es nun nichts ist als eine Falle, die man Ihnen stellt? Es giebt gerade jetzt so viel böse Menschen."

Noch immer haftete der sonderbare Blick auf der jungen Frau, eine Art von Schelmenblick.

„Ich sagte das nur des Scherzes wegen," fuhr er fort; „glauben Sie, ich wäre so einfältig, an einen solchen Köder zu beißen? Sie müssen nur wissen, daß ich täglich dergleichen Briefe bekomme; bald handelt es sich um ein Stelldichein in den Tuilerien, bald im Luxemburg; die einzige Antwort, welche ich den schönen Schreiberinnen gebe, ist diese."

Und er schrieb an den Rand die Worte: „dem Polizeiminister übersandt."

Es schlug sechs Uhr vom Kirchthurm zu Rueil.

„Teufel ja!" rief er, „schon sechs! Adieu, Madame!"

Er näherte sich dem Bett, kniff durch die Decke hindurch die Frau Junot in einen Fuß, lachte freundlich, als wolle er sich dadurch für die Freiheit, die er sich erlaubt hatte, entschuldigen und ging trällernd von hinnen.

Frau Junot, noch immer ganz erstaunt über den sonderbaren Auftritt, hörte, wie er mit seiner melodielosen, nur an falschen Tönen reichen Stimme einen Gassenhauer intonirte, den er bevorzugte, wenn er sehr gut aufgelegt und zufrieden mit sich selbst war.

Sie aber war zufrieden, daß dieser Besuch nicht

Univ. of California

zu Schlimmerem geführt hatte und ging an ihre Tagesgeschäfte wie immer. Als der Abend kam, trat plötzlich im Salon der General an sie heran und flüsterte ihr zu:

„Jetzt gehe ich an das Gitter."

Die Junot warnte wiederholt und der General trat, nachdem er sie am Ohr gezupft und sie wieder einen Augenblick seltsam angestarrt hatte, in das Billardzimmer.

Am andern Morgen spielte genau dieselbe Scene.

„Aber, Madame Junot, ich bitte Sie," meinte er eintretend, „wie können Sie bei offenem Fenster schlafen, das ist lebensgefährlich, besonders für Frauen, die so schöne Zähne haben wie Sie; wenn Sie dieselben nun verlören, sie sind gerade so schön, wie die ihrer Mama . . . wahre kleine Perlen."

Dabei setzte er sich nieder, kreuzte die hageren Beine und ging wieder an die Durchsicht der Briefschaften. Dann plauderte er über die neuesten Pariser Scandalosa und gab über verschiedene Themata Sprüche von sich, stand auf und verabschiedete sich wieder mit einem Kniff in den unter den Bettdecken versteckten Fuß: den alten Refrain summend, ging er von hinnen.

Um weiteren derartigen, ihr überaus peinlichen Besuchen vorzubeugen, ertheilte Frau Junot ihrem Kammermädchen den Befehl, Niemanden, wer immer es sei, zu so früher Stunde einzulassen.

„Wenn es nun aber der erste Consul wäre?" frug die Zofe.

„Ihm öffnest Du ebensowenig wie Anderen!"

Man machte an diesem Tage eine Spazierfahrt nach Butard. Der erste Consul nahm Gelegenheit, der Junot einige Artigkeiten, besonders über ihren Muth, zu sagen.

Höfliche Redewendungen war man an ihm nicht gewohnt, namentlich wenn sich eine an die andere reihte, wie

in diesem Falle. Die Theilnehmer an der Partie blickten einander erstaunt an und meinten, Frau Junot müsse sehr hoch stehen in der Gunst des ersten Consuls — hatten nicht auch einige Kammerkatzen gesehen, wie um 6 Uhr Morgens der General aus den Gemächern der Frau seines Adjutanten getreten war?

In Butard angelangt, sagte Bonaparte:

„Ich werde übermorgen den Herrschaften hier ein kleines Frühstück geben; vorher und nachher soll Jagd sein; ich hoffe, wir werden uns gut unterhalten, also: um zehn Uhr übermorgen früh ist Rendez-vous hier."

Es ereignete sich weiter nichts. Zu gewohnter Stunde war man zurück, der erste Consul schloß sich in sein Cabinet ein und verließ dasselbe auch nicht, um zu Tisch zu kommen.

Als Frau Junot Nachttoilette machte, schärfte sie ihrer Jungfer nochmals ein, die Thür Niemandem zu unpassender Stunde zu öffnen und legte sich nieder. Der Schlaf blieb aus, denn sie machte sich allerhand Gedanken: würde ihr Befehl nicht am Ende den General verletzen? War es aber nicht andererseits für sie sehr unschicklich, in aller Tagesfrühe, allein und im Bett denselben zu empfangen? Bonaparte war noch jung, man wußte, daß er sehr stürmisch sein konnte, und dann war er ja doch verheirathet! In Malmaison erfuhr man zudem Alles, als ob die Wände hohl wären; horchende Ohren hörten das Fallen einer Stecknadel!

Was bezweckte der seltsame Mann eigentlich mit seinen Besuchen? Hatte er nicht vor versammeltem Staatsrath das geflügelte Wort fallen lassen: der Ehebruch ginge nur den Sopha etwas an? — Oh fi donc! Madame Junot war von all diesen Gedanken arg beunruhigt. Dann dachte sie wieder daran, daß der General sie als Kind auf seinen Knieen gewiegt hatte, daß sie verheirathet und

zwar an einen Mann verheirathet war, der zu den treueſten Freunden und Helfern Bonaparte's zählte — an dieſer treuen Ergebenheit konnte unmöglich der General zum Verräther werden! — Aber hatte er ſie nicht in den Fuß gekniffen? Sie nicht mit einem ſo ſeltſamen Blick angeſtarrt? — Sie wollte gleich jetzt fort — zur Stunde nur fort von Malmaiſon, nach Paris zu ihrem Gatten, den ſie liebte, war ſie doch erſt unlängſt mit dem braven, guten Junot verheirathet: wie würde er ſich freuen, wenn ſie mit einem Mal bei ihm einträte. „Süße, kleine Laurette," würde er rufen, „wo kommſt denn Du mit einem Mal her?" Und ſie würde ihm antworten: „Ich konnte die Trennung von Dir nicht länger ertragen . . . ich liebe Dich . . ."

Endlich ſchlief ſie ein, wachte aber bei Tagesanbruch wieder auf, ein Geräuſch mußte ſie geweckt haben: es war nichts. Im Nebenzimmer ſchnarchte die Zoſe. Wenn dieſe es nun nicht wagte, den General abzuweiſen, wenn er käme? Was dann? Das Beſte wäre, ſie ſchlöſſe ſich ein und nähme den Schlüſſel an ſich. Sie erhob ſich, ging zur Thür; die Thür war unverſchloſſen, der Schlüſſel ſteckte außen! Obwohl ſie darüber nicht wenig in Zorn gerieth, ſagte ſie jetzt nichts, ſchloß ab, nahm den Schlüſſel an ſich und legte ſich wieder nieder.

Gegen 6 Uhr ließen ſich Schritte vernehmen, ſie kamen näher — man klopfte, man klopfte wieder. Die Kammerzoſe flüſterte durch die Thürritze, wahrſcheinlich um zu verſichern, daß ſie nichts wiſſe von der Abſperrung der Thür und dem Verſchwinden des Schlüſſels. Die Schritte entfernten ſich wieder — der General war fort.

Allein damit waren die Beſorgniſſe nicht entfernt, welche Frau Junot erfüllten. Sie weinte, ſie weinte jetzt in der Befürchtung, eine Thorheit begangen zu haben, daß

der General sich über ihren Mangel an Zutrauen beleidigt fühlen möchte, er war immer so gut, so freundlich zu ihr — sie schlief wieder ein.

Da wurde plötzlich die Thür aufgestoßen und der General trat ein; wie das möglich geworden war, darüber nachzudenken fehlte es an Zeit, denn er brach alsbald in die heftigen Worte aus:

„Denken Sie denn, man will Sie ermorden?"

Frau Junot hatte so viel Geistesgegenwart, ruhig zu erwidern, sie habe vermeiden wollen, Besuche durch das Zimmer ihres Kammermädchens zu empfangen.

Finster und fast drohend ruhte Bonapartes Blick auf ihr; mit jener halb pfeifenden, halb zischenden Stimme, die ihm bei zornigen Aufwallungen eigen war, rief er:

„Morgen haben wir in Butard unsere Jagd. Sie haben es doch nicht bereits vergessen? Wir werden früh aufbrechen, und damit Sie zur Zeit fertig sind, werde ich mich selbst einstellen, um Sie zu wecken. Und da Sie hier nicht unter einer Rotte von Tartaren leben, so brauchen Sie sich nicht, wie es geschehen ist, zu verbarrikadiren. Auch sehen Sie ja wohl ein, daß Ihre Vorsichtsmaßregeln mich nicht verhindert haben, zu Ihnen zu gelangen — adieu!"

Diesmal summte er keine falsche Melodie, man hörte nur seinen stampfenden Schritt. Alle Dienstboten im ganzen Schlosse mußten ihn, wie er ihre Gemächer verließ, gesehen haben. Es waren ihr schon am Tage vorher auf der Promenade neidische Blicke einiger Damen aufgefallen — was mochte man sich nicht Alles über sie erzählen!

Wie der General sich Eintritt verschafft hatte, war nicht schwer zu ermitteln; er besaß einen sogenannten passe-par-tout-Schlüssel, der jede verschlossene Thür im

Schlosse öffnen konnte, das Kammermädchen aber hatte nicht gewagt, ihn aufzuhalten.

Frau Junot kam nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung, daß es für sie nach Allem doch unmöglich wäre, noch ferner in Malmaison zu bleiben, aber wie sollte sie ihr Fortkommen bewerkstelligen? Sie hatte so vielerlei zu berücksichtigen, Kränkungen zu vermeiden — sie wußte sich keinen Rath und fand nur einen traurigen Trost in Strömen von Thränen. Da wurde abermals die Thür aufgerissen; als sie erschreckt aufblickte, erkannte sie zu ihrer unbeschreiblichen Freude — Junot.

Sie sagte ihm, sie habe geweint, weil sie ihn so lange nicht gesehen habe; Junot glaubte es um so lieber, da es seiner Eitelkeit schmeichelte. Als es Abend wurde, wußte sie ihn durch die ausgesuchtesten Zärtlichkeiten zu veranlassen, über Nacht bei ihr zu bleiben. Junot war damals Gouverneur von Paris und durfte ohne Erlaubniß des ersten Consuls nicht eine Nacht ausbleiben; er übertrat die Vorschrift und blieb.

Am anderen Morgen, als es von Rueil herüber fünf schlug und die Hähne in der ganzen Nachbarschaft mit lautem Gekräh bestätigten, daß die alte Thurmuhr richtig ging, hörte Frau Junot den ihr bereits wohlbekannten Schritt den Corridor entlang kommen; sie hörte, wie der Schlüssel in das Schloß gesteckt wurde — in die geräuschvoll geöffnete Thür trat der erste Consul:

„Wie? Noch zu Bett, Frau Junot," rief er, „zu dieser Stunde an einem Jagdtage? Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt . . ."

Es ist kaum möglich, das Stutzen, das Erschrecken zu schildern, welches sich in den Zügen Bonapartes zeigte, als er auf dem Kopfkissen das Haupt Junots gewahrte. Einen Augenblick stand er wie versteinert da — Junot, der er-

wacht und kaum weniger erschreckt und überrascht war, faßte sich schnell und rief:

„Mein Gott, General! Ja . . . was führt Sie denn zu so früher Stunde zu unseren Frauen?“

„Ich kam, um Frau Junot zu wecken,“ bemerkte Bonaparte, der den Ton in der Stimme Junot's nachzuahmen schien, „da wir heute Jagd haben; ich sehe, daß sie einen noch früheren Wecker hat als mich. Ich könnte unangenehm werden, denn, Monsieur Junot, Sie sind hier als Contrebande.“

Dabei sah er Frau Junot mit einem Blick an, aus welchem die Wuth in Flammen schoß, während sein Mund gutlaunig zu lächeln versuchte.

„General,“ erwiderte Junot, „wenn es je einen Fehler gab, der eine Verzeihung möglich macht, so ist es der meinige. Hätten Sie diese kleine Sirene hier gehört, wie sie eine Stunde lang die süßesten Töne aufbot, um mich zurückzuhalten, ich glaube, Sie würden mir verzeihen.“

Bonaparte mit dem erzwungenen Lächeln erwiderte:

„Ich spreche Dich frei, durchaus frei. Madame Junot ist es, die bestraft werden muß.“

Dabei lachte er laut, allein so sonderbar, daß man von einem Gelächter eigentlich kaum reden kann.

„Damit Du siehst, daß ich nicht böse auf Dich bin fordere ich Dich auf, an unserer Jagd theilzunehmen. Bist Du zu Pferde hier?

„Nein, ich kam im Wagen.“

„Da soll Dir Jardin ein Pferd geben. . . Adieu, Frau Junot — stehen Sie rasch auf und beeilen Sie sich etwas.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, und Junot rief hinter ihm her:

„Würde man sich nicht für einen solchen Mann mit Vergnügen in Stücke hauen lassen!“

Er hatte keine Ahnung davon, daß der Mann, für welchen er sich wollte in Stücke hauen lassen, ihm die Frau hatte verführen wollen.

Bonaparte hatte es, wie sich denken läßt, der Frau Junot sehr übel genommen, daß sie auf diese Weise seinen Morgenbesuchen ein Ende machte; die hohe Meinung, welche er von sich selbst hatte, war durch Frau Junot, indem dieselbe jede Liebelei ablehnte, tief verletzt. Er ließ sie mehr als einmal während der Jagd seine üble Laune empfinden und zwar oft in geradezu tölpelhafter Form. Dabei ist es als merkwürdig zu erwähnen, daß er doch für die Frauen, welche seine Werbungen ablehnten, wiederum eine gewisse Achtung an den Tag legte, daß er diese reicher als andere, die ihm willfahrteten, zu beschenken pflegte. War das nun ein Beweis dafür, daß in ihm noch ein gewisser Sinn für Moralität bestand, oder wollte er nur den Edelmüthigen spielen?

Das Ende vom Liede war, daß Frau Junot unter dem Vorwande, ihre Mutter wäre erkrankt und sie müsse zur Pflege von Madame Permont nach Paris, um Urlaub bat.

„Und wann werden Sie zurück sein?“ frug Bonaparte.

„Sobald es hier meine Stellung erfordert. Ueber meine Wohnung mögen Sie verfügen, General, ich werde sie nicht wieder beziehen. darauf können Sie sich verlassen.“

„Thun Sie, was Sie wollen; gut wird es sein, wenn Sie sich heute Morgen noch entfernen. Nach diesen albernen Vorgängen werden wir gegenseitig kein Vergnügen an einander finden.“

Daß Bonaparte die Schlappe, welche ihm die Junot beigebracht hatte, nicht vergessen haben sollte, wie Viele

daraus herleiten, daß Junot bald darauf in Ungnade fiel, scheint uns nicht plausibel; wir möchten es lieber dem Leichtsinn Junot's und dessen Mangel an Umsicht in Sachen seines Berufes zuschreiben, wenn Bonaparte in seinem Vertrauen zu ihm erkaltete. Daß Bonaparte sich mit Frau Junot deshalb nie völlig wieder aussöhnte, weil ein unbestimmtes Gefühl von Eifersucht in ihm dadurch erweckt wurde, daß Frau Junot eine Neigung für Duroc an den Tag legte, das wäre eher möglich.

„Die Eifersucht", sagt sehr richtig La Rochefoucauld, „entsteht zugleich mit der Liebe; ist diese dahin, so bleibt von jener oft noch etwas übrig."

Bonaparte war bekanntlich der Meinung, daß von Freundschaft zwischen Männern und Frauen nur dann die Rede sein könne, wenn die Freundschaft durch die Hände der Liebe gegangen wäre: eines Tages fragte er — er war schon Kaiser — Duroc geradezu, ob dies in Bezug auf dessen Freundschaft zur Junot der Fall wäre.

Der Ober-Hofmarschall lachte statt aller Antwort, allein Bonaparte wollte dies nicht gelten lassen und fing wieder an:

„Warum antworten Sie nicht? Waren Sie einmal verliebt in Frau Junot?"

Nun betheuerte Duroc, daß dies nie der Fall gewesen wäre; er müsse sich allerdings selbst wundern, daß es einer so reizenden Dame gegenüber nicht der Fall gewesen wäre.

Das erklärte auch der Kaiser „für allerdings höchst auffallend"!

Die Abrantes schreibt an einer Stelle ihrer Memoiren, daß Napoleon stets überrascht war, wenn er eine gute, edle Eigenschaft an einer Frau bemerkte.

So auffällig wäre dies allerdings nicht, da er ja

weder bei Joſephine, noch bei deren Freundinnen, noch bei ſeinen Schweſtern, noch bei den hübſchen Damen ſeines Hofes Tugenden gefunden hatte. Wenn die Abrantes den erſten Conſul auch abwies, ſo hat auch ſie ſich ſpäter nicht als Tugendheldin erwieſen, es werden die Namen mehrerer Herren genannt, zu denen ſie in intimen Beziehungen geſtanden hat. Vielleicht betont ſie aus dem Grunde ihr damaliges ſittſames Verhalten in Malmaiſon.

Wir wollen keinen Stein auf die Herzogin werfen, ohne zugleich auf die zahlreichen Treubrüche Junot's hinzuweiſen, welche ſie ſo außer Faſſung brachten, daß ſie — es ſchließlich ebenſo machte wie die Anderen.

V. Capitel.

Der erste Consul in Boulogne. — Frau de Rémusat; sie ist allein bei dem General. — Das verliebte Naturell des ersten Consuls. — Ueble Reden. — Zerstreuungen, welche eine Italienerin Bonaparte bereitet. — Eine andere Liebesgeschichte. — Die Phantasie eines Tages. — Frau de Baudeu und ihre Beziehungen zum Kaiser. — Bruch und Rache. — Frau Duchâtel; ihre Heirath; wie die Dame aussah. — Vorsichtsmaßregeln, welche Napoleon trifft, wenn er sie besucht. — Ränke aller Art. — Eifersucht Josephines. — Verschiedene kleine Ereignisse. — Eifersuchtsscene in St. Cloud. — Die Spaziergänge im Park von Malmaison. — Der Kaiser verläßt plötzlich die Duchâtel und söhnt sich mit der Kaiserin aus. — Josephine hält der Frau Duchâtel eine Standrede.

Als es aus war mit dem in Amiens geschlossenen Frieden, hatte sich der erste Consul nach Boulogne zur Besichtigung der Armee verfügt. Er wohnte in Pont-de-Briques, woselbst man eine schöne, geräumige Baracke für ihn erbaut hatte. Herr de Rémusat, welcher damals Palast-Präfect war, begleitete ihn; gleich nach seiner Ankunft wurde dieser Herr von einem typhösen Fieber befallen, und seine Frau eilte aus Paris zu seiner Pflege herbei.

Der erste Consul hatte für Frau de Rémusat eine gewisse Achtung, soweit ihm dies dem weiblichen Geschlecht gegenüber möglich war. Er hatte eines Tages gehört, wie

die junge, etwa zwanzigjährige Frau sich über englische Dichter, namentlich Shakespeare ausgelassen hatte, und war betroffen, solche Kenntnisse bei einer Frau zu finden. Man war ja allerdings im Vergleich zu den Zeiten der Fronde und Ludwig XIV. vorgeschritten, allein Bonaparte glaubte, die Kenntnisse der Frauen stünden im Allgemeinen auf demselben Niveau, wie die seiner Mutter und die seiner Schwestern. Er ließ Frau de Rémusat, sowie sie im Lager eingetroffen war, zu sich bitten, sie folgte auch, wie wohl mit einigem Widerstreben, der Einladung. Der General schloß sie in seine Arme — das war bei einem Mann, der mit den Zeichen seiner Zuneigung zu kargen pflegte, viel. Er sagte ihr auch einige Artigkeiten über die Eile, mit welcher sie zur Pflege ihres Gemahls herbeikäme, und über den glücklichen Einfluß, den ihre Aufopferung unzweifelhaft auf den günstigen Verlauf der Krankheit haben würde.

„Ihre Gegenwart wird Ihren Gemahl heilen, Sie werden sehen."

Frau de Rémusat war von der traurigen Veranlassung zu ihrer Reise, den Strapazen derselben, auch von der überraschenden Aufnahme, die ihr der erste Consul bereitet, so angegriffen, daß sie weinen mußte, sie mochte wollen oder nicht. Bonaparte war eifrig bemüht, sie zu trösten, und lud sie schließlich ein, mit ihm das Frühstück einzunehmen.

Die Thränen waren getrocknet, die Unterhaltung lebhaft, plötzlich rief Bonaparte:

„Ich sehe wohl ein, Madame, daß es mir obliegt, eine so junge Dame, die mitten in einen dichten Haufen von Kriegern hineingerieth, zu beschützen."*)

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires."

Wahrscheinlich um einer solchen Pflicht besser genügen zu können, mußte Frau Rémusat täglich mit ihm frühstücken und zu Mittag speisen; er hatte die Angewohnheit, auf sein Frühstück nur eine Viertelstunde zu verwenden, das Mittagsmahl aber zog er wohl etwas in die Länge, falls Niemand außer Frau Rémusat an demselben theilnahm. Wie Madame de Longueville, die sich gern, wie sie schreibt, mit sich selbst und Andere mit ihrer Person beschäftigte, die es vorzog, schlecht von sich selber zu reden, als garnicht, so wählte auch Bonaparte meist sich selber zum Thema seiner Unterhaltung mit der Rémusat: „er erging sich in Betrachtungen über seinen eignen Charakter, er stellte sich so dar, als wäre er stets ein Melancholiker gewesen."

„Ich hatte", sagte er unter Anderem zu seinem Tischgast, „mir in der Militärschule zu Paris einen entlegenen Winkel ausgesucht, um, darin versteckt, nach Gefallen träumen zu können. Träumereien hing ich stets gern nach. Als ich dann in die Armee getreten war, langweilte ich mich in meinen Garnisonen; ich machte mich daran, Romane zu lesen, und fand auch an dieser Lectüre einiges Vergnügen. Ich machte den Versuch, selber Romane zu schreiben, dadurch erweiterte ich meine Phantasie. Sie mischte sich auch bald mit den positiven Kenntnissen, die ich erlangt hatte, und oft unterhielt ich mich damit, zu träumen, nur um hernach die Träumereien mit der Sonde der gesunden Vernunft und des Erlernten zu prüfen. Ich versetzte mich mit Hülfe der Phantasie in eine ideale Welt, und untersuchte dann, inwiefern sich diese von der, in der wir leben, unterscheide. . . Ich liebte vor Allem Ossian, und zwar aus eben dem Grunde, der meine Freude am Brausen der Meereswellen, am Rauschen des Windes hervorruft."

Das waren sehr schätzenswerthe, vertrauliche Mittheilungen, die gewiß nicht ohne Eindruck blieben, denn die junge Frau errieth, daß Bonaparte, indem er so intime Regungen vor ihr offenbarte, ihr huldigen wolle. Daß zwischen Beiden Dinge vorgekommen wären, wie sie sich die Offiziere im Lager untereinander erzählten, ist völlig ausgeschlossen. Diese Herren konnten nicht begreifen, daß eine junge Frau stundenlang allein bei ihrem General weilen könne, um ernste Fragen zu erörtern. Daß diese übrigens durchweg von einem so tiefen, so erbaulichen Ernst waren, wie von Frau de Rémusat angegeben wird, das mag man ja bezweifeln, allein Gerüchte zu verbreiten, welche nicht nur in Boulogne, sondern auch in Paris der Tugend der jungen Frau zu nahe traten, dazu war gar keine Veranlassung.

Umsonst hat die Rémusat überall erklärt, daß ihre Unterhaltungen mit Bonaparte sich lediglich auf metaphysische Themata, auf Wissenschaft und Litteratur bezogen hätten, — umsonst hat sie geschrieben:

„Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß die Reinheit meiner Seele, die Empfindungen, welche mich zeitlebens an meinen Gemahl fesselten, es mir unmöglich machten, die Verdächtigungen zu beachten, welche in den Vorzimmern des Generals laut wurden, während ich seinen Mittheilungen zuhörte." — Umsonst! Fama erhob sich, und es beugte sich vor ihr eine gläubige Schaar.

Wie ist es möglich, sagte man sich, daß die Rémusat, die doch nach Boulogne kam, um den kranken Gatten zu pflegen, denselben verläßt, wenn es einem Frühstück gilt, oder einem Diner beim ersten Consul! Auch Josephine, die man eingeweiht hatte, war, wie bei derlei Gelegenheiten stets, eifrig dahinter, daß die allerschlimmsten Gerüchte sich verbreiteten und Glauben fanden.

„Madame Josephine hat mir gegenüber," sagt die Rémusat in ihren Memoiren, „zugegeben, daß sie damals Bonaparte Vorwürfe in Bezug auf mich gemacht, daß ihn dies dem Anscheine nach amüsirt, er sie auch völlig im Unklaren gelassen hätte." Josephine wäre dann bald, ohne noch weiter nachzuforschen, bei dem Gedanken zur Ruhe gekommen, daß es sich nur um sehr flüchtige Beziehungen gehandelt haben könne.

Uebrigens darf man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Frau Rémusat doch wohl den Versuch gemacht hat, die Rolle einer allmächtigen „Favoritin" zu übernehmen, wie es später Frau Duchâtel that, daß Bonaparte jedoch alsbald ihr Spiel durchschaute und sie aufgab. Daher zeigt sich bei der Rémusat seitdem auch eine unverkennbare üble Laune, sowie sie von Bonaparte, und später vom Kaiser Napoleon spricht.

Die Rémusat hätte bei der Geradheit ihres Charakters, falls sie sich eines Fehltrittes bewußt wäre, sicherlich die folgenden Worte nicht niedergeschrieben:

„Wie wirst Du mich, allmächtiger Gott, empfangen, wenn ich an den Stufen Deines heiligen Richterthrones den ängstlichen Bericht eines guter Werke fast baren Lebens niederlege! Dürfte ich Dir reden von den paar Tugenden, die einfältige Menschen mir nachrühmen, weil sie nicht wußten, daß dieselben von keinen Opfern begleitet sind. Dürfte ich mich rühmen, tugendhaft gewesen zu sein, während Du mir sagen kannst, daß ich glücklich war!"

Sie erklärt also, daß sie tugendhaft war, sie erklärt so in der Stunde, in der man keinen Sinn mehr für Schein und Flitter hat, in der eine Lüge nicht mehr über die Lippen will, sie erklärt so in der Stunde, welche Bossuet die „Stunde Gottes" nennt. —

Im Lager von Boulogne hatte der erste Consul mehrere,

aber nur ganz flüchtige Verhältnisse, unter anderen eins mit einer sehr hübschen Frau, einer geborenen Italienerin, welche um die Ehre eingekommen war, ihn in seinen Mußestunden zerstreuen zu dürfen. Bonaparte hatte bei der ungeheueren Masse von Arbeit, die er zu bewältigen hatte, keine Muße, nach allen Regeln der Kunst ein zartes Verhältniß einzufädeln, um dann auf hundert Umwegen an jener Stelle anzulangen, wo man auf einer Seufzerbank in zärtlichen Träumereien das Weitere abwartet. In der Liebe wie auf dem Schlachtfelde forderte er den Sieg heraus.

Eines Morgens, während sein Kammerdiener Constant ihm beim Ankleiden behülflich war, unterhielt er sich mit dem General Murat. Die Unterhaltung war sehr ungebunden und Bonaparte klagte, daß es ihn entsetzlich langweile, Tag für Tag nur mit „schnauzbärtigen Kerlen“ zu thun zu haben. Das war offenbar ein Wink, man möchte ihm von Frauen sprechen. Constant, der von dieser Unteredung spricht, benutzt die Gelegenheit, um zu bemerken, daß er nie und zu keiner Zeit beauftragt gewesen wäre, dem Gebieter Frauen zuzuführen, er würde sich derartigen Aufträgen auch nie und nimmer unterzogen haben, dazu wäre er zu wenig „grand seigneur“.

Murat, der als Schwager die Bedenken des Kammerdieners nicht hatte, und den Wink Bonaparte's sogleich verstanden hatte, begann von einer jungen Genueserin zu erzählen, welche hübsch, geistreich, sehr lebhaft wäre und Nichts so sehnlich wünsche, als sich dem größten Manne der Zeit nähern zu dürfen. Bonaparte bewilligte auch sofort die erbetene Zusammenkunft, und Murat zog sich zurück, glücklich im Bewußtsein, zweien Menschen zugleich einen Dienst erwiesen zu haben.

Sowie die Dame in Boulogne eingetroffen war, er-

hielt Bonaparte durch Murat Nachricht, er instruirte seinen Kammerdiener dahin, die Wunderholde, wenn es dunkel geworden wäre, in einem Wagen aus ihrer Wohnung abzuholen. Constant, von dem wir noch eben so stolze Worte hörten, gehorchte bereitwillig — sein Schaden war es ja nicht, und eine wohlwollende Nachsicht gegen die Schwächen seines berühmten Gebieters setzte ihn über alles Weitere hinweg. Er hatte sie bis an die Pforte des hinter der Baracke des Feldherrn gelegenen Gärtchens zu führen.

Die Schöne, die bisher so frischen Schrittes auf ihr Ziel zugegangen war, strauchelte an diesem Pförtchen, ihre nervöse Erregung war eine so große, daß sie in Thränen ausbrach. Bonaparte, welcher keine Frau weinen sehen konnte, hatte hundert Trostworte bei der Hand, und die Italienerin, beglückt von dem huldvollen Empfange, trocknete ihre Thränen. Erst um drei Uhr Morgens ging im Schlafzimmer Bonaparte's die Klingel: das Zeichen für Constant, die Dame zurückzugeleiten.

Der Consul hatte offenbar ein gewisses Wohlgefallen an der Fremden gefunden, denn er ließ sie noch vier oder fünf Mal kommen und sah sie später als Kaiser noch einmal in Rambouillet. Der geschwätzige Kammerdiener erzählt, die Dame wäre gütig, einfach, leichtgläubig, nichts weniger wie ränkesüchtig gewesen, und habe nie den Versuch gemacht, aus ihrem Verhältniß, das übrigens nur vorübergehend gewesen sei, Vortheil zu ziehen.

Constant spricht noch von einer Anderen unter den „Augenblicksfavoritinnen", welche sich seinem Herrn förmlich in die Arme geworfen, ohne ihm Zeit zu lassen, ihnen auch nur eine einzige Artigkeit zu sagen:

„Fräulein L. B.", sagt er, „war sehr hübsch, hatte auch Geist und war voll Wohlwollen; hätte sie eine gute statt einer schlechten Erziehung genossen, sie wäre gewiß eine

hochachtbare Dame geworden. Ich habe alle Veranlassung zur Annahme, daß ihre Mutter auf der Suche war, ihrem zweiten Manne einen mächtigen Beschützer zu finden, und daß sie, um ihren Zweck zu erreichen, sich an der Jugend und den Reizen ihrer Tochter vergriff. Ihres Namens entsinne ich mich nicht mehr; sie war aus adligem Geschlecht. Die Tochter war sehr musikalisch und hatte eine angenehme Stimme. Lächerlich und anstößig erschien es mir, daß sie einmal vor einer großen Gesellschaft bei ihrer Mutter in sehr leichtem Costüm als Balleteuse mit Tamburin und klappernden Castagnetten auftreten mußte und dem Tanz eine Serie von allerhand mehr gewagten als graziösen Stellungen folgen ließ. Die junge Dame brachte also keine besonders zarten Gefühle für ihr Verhältniß zum ersten Consul mit, sie hatte auch nur den einen Kummer, daß dasselbe keinerlei Dauer hatte. Die Mutter aber war darüber in voller Verzweiflung. Mit einer geradezu empörenden Naivetät rief sie: „Sehen Sie meine arme Liese an: diese fieberhafte Röthe! Das ist der Schmerz, sich vernachlässigt zu sehen. Armes Kind! Wie freundlich wäre es von Ihnen, Monsieur Constant, wenn Sie veranlassen wollten, daß man nach ihr verlangte.“ Um eine abermalige Annäherung, von welcher Mutter und Tochter sich so viel versprachen, herbeizuführen, kamen beide Frauen nach St. Cloud in die Capelle, wo während der Messe die „arme Liese“ den Kaiser mit Blicken überschüttete, vor deren Unkeuschheit Frauen, die dieselbe bemerkten, erröthen mußten. Vergebens! Der Kaiser beachtete sie nicht mehr.“

Der mit soviel Sittenstrenge auftretende Kammerdiener — eine Sittenstrenge, welche inmitten der allgemeinen Immoralität noch besonders ehrenfest erscheint — dieser Constant, der nie seine Würde den Galanterieen seines Gebieters geopfert zu haben behauptet, war in Bezug auf

die moralischen Eigenschaften derjenigen Leute, mit welchen er verkehrte, nichts weniger als schwierig: das Weib, welches die Tochter an Napoleon verkaufte, gehörte in seinen Freundeskreis — das läßt tief blicken!

Es scheint, als ob man sich an diesen „Monsieur Constant" vielfach gewendet habe, um an seinen Herrn heranzukommen, und zwar nicht etwa in Geschäftssachen, welche den Staat oder die Armee angingen, sondern lediglich in Angelegenheiten der Liebe. Constant hält es für nöthig, an einer anderen Stelle seiner Memoiren sich hiergegen nochmals zu verwahren:

„Ich habe mich in solche Dinge zu mischen, stets von der Hand gewiesen. Ich bin wohl auf indirectem Wege hin und wieder ausgehorcht, zuweilen auch direct von Damen, welche es nach dem Titel einer Favoritin gelüstete, angegangen worden, allein — ich sage noch einmal — ich habe mich auf solche Sachen nicht eingelassen, mich vielmehr darauf beschränkt, den Pflichten zu entsprechen, welche mir mein Amt auferlegte: um Anderes habe ich mich nicht gekümmert. Obwohl Seine Majestät sich darin gefielen, die Gebräuche der alten Monarchie wieder einzuführen, so ließ man doch die geheimen Obliegenheiten eines ersten Kammerdieners des ancien régime links liegen, und ich habe mich wohl gehütet, sie für mich zu verlangen. Andere waren weniger gewissenhaft. General L . . . z. B. sprach eines Tages zum Kaiser über eine sehr hübsche junge Dame, deren Mutter in Paris ein Spielhaus hielt und deren Wunsch es war, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Dieser empfing sie auch, aber nur ein einziges Mal; wenige Tage darauf war sie verheirathet. Später wollte der Kaiser sie einmal wiedersehen und ließ sie zu sich entbieten. Aber die junge Frau ließ sagen, sie gehöre sich selbst nicht mehr und lehnte alle Angebote ab. Der Kaiser war keines-

wegs böse darüber, rühmte vielmehr Madame D ... wegen ihrer Pflichttreue und billigte ihr Verhalten durchaus."

War die Aufmerksamkeit der Leser einen Augenblick auf die unzuverlässigen Erzählungen des geschwätzigen Kammerdieners hingelenkt, so nehmen wir jetzt den chronologischen Faden der Berichterstattung wieder auf.

Napoleon hatte sich zum Kaiser ausrufen lassen und machte unter großem Aufwande eine Rheinreise. Die Kaiserin und ein Theil ihres Haushaltes waren mit von der Partie; unter den Damen befand sich auch Frau de Vaudey, die erst kürzlich in den Dienst Josephines getreten war. Die Herzogin von Abrantes sagt:

„Frau de Vaudey wurde Palastdame — der Himmel weiß weshalb und wie. Es war wieder eine jener Ernennungen, wie die Kaiserin sie nach allerhand Belästigungen beim Kaiser durchzusetzen wußte. Dieser unterzeichnete, um die Quälereien loszuwerden, das betreffende Patent, und dann, nach drei Monaten etwa, wurden Veränderungen nöthig."

Frau de Vaudey ist eine sehr schöne Dame gewesen von großer Gestalt und hat etwas Stolzes, Selbstbewußtes in ihrem Wesen, ihrer Haltung gehabt. Sie verstand es, dadurch ihrer Schönheit etwas Junonisches zu geben und zugleich die Aufmerksamkeit des Kaisers zu erwecken. Sie wußte auch sehr gut, daß die Männer ebensowenig den stummen Schmeicheleien der Blicke, als denen zu widerstehen vermögen, die von schönen und beredten Lippen kommen. Fühlte Napoleon sich schon dadurch geschmeichelt, daß er eine Vicomtesse, eine „Freifrau" hatte heirathen können,*) so schmeichelte es ihm vielleicht noch mehr, mit

*) Der Herzog von Raguse erwähnt: „Der General fühlte sich durch seine Heirath geehrt, er war stolz darauf."

einer Dame, die dem Faubourg St. Germain entstammte, eine Liebschaft anknüpfen zu können, und es dauerte auch nicht lange, so war die schöne Baudey seine Maitresse.

Sie hatte sich um ihre Stellung am Hofe Josephines bemüht, um aus den traurigen pecuniären Verhältnissen, in welche sie durch die Revolution gerathen war, herauszukommen, sie hatte sich im Voraus schon, auf ihre bestechenden äußeren Vorzüge pochend, in die Rolle einer Favoritin, ganz nach Art vergangener Zeiten, hineingedacht.

Ohne abzuwarten, daß der Kaiser sie für ihre Dienstleistungen belohne, ging sie ihn auch alsbald um Geld an, welches auch nicht verweigert wurde. Sie hatte außer ihrer Vorliebe für Aufwand und sonstige kostspielige Neigungen auch viel Gefallen am „jeu", unter welchem Namen man alle Glücksspiele zusammenfaßt, welche erdacht wurden und werden. Sie führte stets ein Kartenspiel in der Tasche; in den Tuilerien, wenn sie den Dienst hatte, nahm sie jeden Offizier, der ihr in den Weg kam, „beim Schlafittig", um ein Partiechen mit ihm zu spielen; als Tisch genügte der erste beste Stuhl, auch eine Bank, zuweilen sogar ihre eigenen Kniee.

Als der Kaiser, den die eifersüchtige Josephine wahrscheinlich aufmerksam gemacht hatte, hiervon hörte, ließ er der Baudey durch den Ober-Hofmarschall sagen, sich künftig derlei Scherze nicht wieder zu erlauben. Die Dame merkte sich das und steckte, wenn sie Dienst hatte, keine Karten mehr in die Tasche. Da sie im Uebrigen nach keiner Richtung hin Bedenken hatte und fand, daß des Kaisers Freigebigkeit in Bezug auf ihre Gefälligkeiten zu wünschen übrig ließ, so setzte sie sich eines Tages hin und ersuchte Napoleon um 50 000 Francs. Dies geschah kurze Zeit nach Rückkehr des Kaiserpaares von der Reise; sie brauche, schrieb sie, die Summe sehr dringend. Es handle sich

in der That um eine Ehrenschuld — eine Spielschuld! Hinzu fügte sie noch, daß eine Dame wie sie, für welche die Ehre etwas Heiliges sei, in vierundzwanzig Stunden zahlen oder, falls sie dies nicht könne, sich umbringen müsse. Sie kenne das gute Herz, die Großmuth Seiner Majestät und nähme keinen Anstand, sich an Allerhöchstdenselben zu wenden in der Ueberzeugung, daß auch diesmal Seine Majestät die Rolle der gütigen Vorsehung übernehmen würden u. s. w.

Der Kaiser, bestürzt über das tragische Ende, welches ein unglückliches Paroli herbeiführen könnte, rief gleich nach Empfang des Schreibens den Adjutanten vom Dienst in sein Cabinet, unterrichtete ihn von dem, was vorlag, gab ihm 50 000 Francs und empfahl ihm die größte Eile bei der Ueberbringung, denn man wüßte nie, „was diese Teufelskinder, die Weiber, etwa thun könnten."

Frau Vaudey bewohnte in Auteuil ein hübsches Haus, und Rapp, der Adjutant, fuhr, was die Pferde laufen konnten, dorthin. Man führte ihn in einen Saal, in welchem um einen grünen Tisch eine heitere Spielgesellschaft saß; die Dame des Hauses, in eleganter Morgentoilette, präsidirte. Das Erscheinen des kaiserlichen Adjutanten in voller Uniform rief eine allseitige Bestürzung hervor, Scherze und Gelächter verstummten. Die Vaudey, welche natürlich sofort begriff, um was es sich handelte, zog Herrn Rapp ein wenig bei Seite, um ihm irgend etwas über die Veranlassung zur Anwesenheit so viel lustiger Gäste vorzugaukeln.

Der Adjutant verzog keine Miene, die seinen Mangel an Glauben hätte verrathen können, und berichtete dem Kaiser getreulich, was er gesehen hatte. Dieser verfügte, daß die Dame veranlaßt würde, sofort um ihre Entlassung einzukommen. Er wollte sie nicht direct fortjagen, weil er

das Faubourg St. Germain nicht in Aufregung versetzen wollte.

Die Vaudey aber wurde von da an eine Feindin Napoleons, ja, ihr Leben lang war sie fortan von nichts als Rachegedanken erfüllt; sie lief überall herum und verbreitete die abscheulichsten Gerüchte über den Kaiser; von Worten ging sie zu Thaten über, indem sie „Memoiren" schrieb. Es gelang ihr, das Manuscript vor dem Druck in das Cabinet des Kaisers zu schmuggeln. Napoleon bereute nicht, daß er die Dame vom Hofe verwiesen hatte, beseitigte aber einen Theil des Manuscripts, und gerade diesen scheint Constant später irgendwo aufgestöbert zu haben, denn seinen Inhalt finden wir in den Kammerdiener-Memoiren ausgestreut.

Als schlechte Zeiten über das Kaiserreich hereinbrachen, faßte die erzürnte Dame den Vorsatz, Napoleon zu tödten. Sie fand sich eines Tages bei Polignac ein, theilte ihm mit, in welch erfolgreicher Weise sie für die Bourbonen gewirkt habe und schloß mit einer Geldforderung für ihre Reise, einen Reisewagen und sonstige Kleinigkeiten, deren sie bedurfte, um dem „Usurpator" zu Leibe gehen zu können. Herr de Polignac wies der unternehmenden Frau, die sich erst beruhigt fühlte, als sie hörte, daß der Böse nun für immer auf einsamer Insel festsaß, die Thür.

Dieser Vorfall aber hat den Kaiser von weiteren Intriguen mit Palastdamen oder Vorleserinnen Josephines nicht abgeschreckt: er brauchte ja nur die Hand auszustrecken, und das war so bequem.

Man liebt nicht zum zweiten Mal so, wie man Josephine geliebt hat, und dann — — man wird älter, die Fähigkeit der Einbildung erlahmt und damit zugleich die zu lieben: man wird stumpf. Es ist von Liebe in den vielen wilden Verhältnissen, deren es von jetzt an schnell

mehr und mehr werden, eigentlich gar keine Rede mehr. Irgend ein großer Kenner des menschlichen Herzens und der Dinge dieser Welt hat einmal irgendwo gesagt: edle Gedanken, feste Entschlüsse hängen durch unsichtbare Fäden mit der Reinheit moralischer Grundsätze zusammen. Hatte Napoleon die Liebe*) aus seinem Dasein gestrichen, der Appetit der Sinne war ihm geblieben, Schlimmeres war an Stelle des Weggeworfenen getreten. Den Schein aber bewahrte er sorgfältig. Er schlief, so berichtet Bourrienne, stets bei Josephine.

Diese machte ihm wohl von Zeit zu Zeit, wenn die Eifersucht ihr keine Ruhe mehr ließ, eine heftige Scene, Napoleon aber ging stets auf Auseinandersetzungen ein, rechtfertigte sich und die alte Intimität trat wieder ein; Stürme kamen herauf, zogen aber ohne Schaden anzurichten vorüber.

Plötzlich begann das Spiel wieder, und wieder handelte es sich um eine „bequeme" Palastdame, diesmal aber war Napoleon in ein Netz gerathen, dem wieder zu entrinnen nicht so leicht war.

Es war eine junge, eben verheirathete und eben erst zu dem Blüthenflor der Damen Josephines zählende Dame, Frau Duchâtel. Ihr Gemahl war bereits hoch in Jahren, sodaß er ihr Vater hätte sein können; er war Mitglied des Staatsrathes. Solche Ehen haben oft das Eigenthümliche, daß erst dann Ruhe und Frieden am häuslichen Herde wird, wenn die Dame sich einen „amant" beigesellt hat. Zur Zeit der Könige waren sie sehr Mode, und wir hören aus jener Zeit, daß einst ein Ehemann am Hochzeitstage seiner Gemahlin sagte:

*) Wir hören sie auch von einer kundigen deutschen Dame, der Frau Sophie Schröder, als eine „gemeine Leidenschaft" bezeichnen.
Der Uebersetzer.

„Ich gestatte Dir Alles, bewillige Dir Jeden, nur keinen Fürsten und keinen Bedienten.“

Herrn Duchâtel, der festhielt an Ehre und Anstand, wäre es nie eingefallen, seiner Gemahlin so etwas zu sagen, und sicherlich bestand zwischen ihm und ihr auch keinerlei stilles Uebereinkommen in Bezug auf Fürsten. Er liebte seine Frau, schätzte sie mithin hoch und setzte Vertrauen in sie; man darf annehmen, daß ein volles Einvernehmen herrschte.

Aber doch dabei zu bemerken nicht unterlassen, daß Herr und Frau Duchâtel sich nur sehr wenig sahen und es anzunehmen ist, daß Frau Duchâtel den Kaiser öfter sah als ihren Gemahl. Napoleons überall hinfliegender Blick hatte natürlich sogleich den feinen, charakteristischen Kopf der Dame entdeckt.

Die Duchâtel verstand es, viel aus sich zu machen, dabei war sie von der Natur schon reich beschenkt. In ihren Zügen lag ein an Verachtung grenzender Stolz; sie hatte sehr schöne Zähne, denen sie alle Geltung zu verschaffen verstand, und eine fein geschwungene römische Nase, die sich selber Geltung verschaffte: vielleicht war die Nase ein wenig zu lang, jedenfalls war sie es, wie man hören wird, in den Augen Josephines. In ihrem Blick, sagt die Abrantes, hätte ein unwiderstehlicher Zauber gelegen, die tiefblauen Augen hätten es trefflich verstanden, diesen Blick in die Länge zu ziehen. Ja, ihre Augen besaßen die Fähigkeit, jedem Gefühl Ausdruck zu geben, ohne daß der Mund ihnen zu Hülfe zu kommen brauchte. In ihrem Charakter lag, wie die Rémusat herausfand, etwas Verstecktes, Erheucheltes. Sie war etwas mager, hatte aber viel Vornehmheit und Grazie in ihrer Haltung, ihren Bewegungen.

Diese hervorragenden Eigenschaften der Duchâtel er-

weckten von vornherein stille Befürchtungen bei Josephine, deren Eifersucht stets auf der Lauer war. Eines Tages unterrichtete sie sogar den Gemahl von ihren nagenden Sorgen, dieser aber lachte sie aus und that Alles, um sie zu beruhigen; da er aber gewahrte, daß er Josephine nicht überzeugt hatte, so that er, was er nur konnte, um das Wohlgefallen, das er längst an der Duchâtel fand, vor der Welt zu verstecken.

Die Festung capitulirte beim ersten Angriff!

Josephine aber machte das ganze Heer ihrer Spione mobil und rückte ihrerseits ins Feld.

Wie ein Schüler, der vor seinen Eltern eine Liebelei mit einem Dienstmädchen zu verstecken sucht, so wartete Napoleon stets, ehe er sich zu seiner Freundin verfügte, bis alles im Schlosse schlief; er war sogar so vorsichtig, den Weg aus seinen in der Duchâtel Gemächer auf Strümpfen, ohne Schuh oder Stiefel zurückzulegen.

„Einmal", so erzählt Constant, „war er, als der Tag graute, noch nicht zurück; in der Befürchtung, es möchte zu Unannehmlichkeiten kommen, ging ich, um der Kammerfrau der Frau D. zu sagen, daß es bereits Tag würde, und daß sie doch ihre Gebieterin darauf aufmerksam machen möchte. Etwa fünf Minuten später sah ich den ersten Consul in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung zurückkommen. Den Grund erfuhr ich auch alsbald: er hatte bei seiner Rückkehr eine zum Dienst der Mme. Bonaparte gehörige Frau gesehn, die ihn durch ein Fenster, welches nach dem von ihm zu passirenden Corridor hinaus lag, beobachtet hatte. Ich erhielt, nachdem er sich mit Verwünschungen über die Neugier ein wenig Luft gemacht hatte, Befehl, mich an den feindlichen Posten heran zu schleichen und ihm zu sagen, er werde davon gejagt werden,

wenn er ein Wort sage. Die Wachsame war denn auch so klug, den Mund zu halten."

In Folge dieses Vorfalles, und eingedenk der Worte Lafontaine's:

„Ich mag ein Vergnügen nicht, an welches sich Befürchtungen ketten", beauftragte Bonaparte seinen getreuen Diener, jenes Häuschen in der Allée des Veuves von Neuem zu miethen, in welchem er mit Fräulein Georges manches Schäferstündchen gefeiert hatte.

Josephine hatte, wie gesagt, eine solche Menge von Spionen an der Hand, daß auf Einen, der seiner Pflicht untreu wurde, zehn oder zwanzig Andre kamen, die nur zu bereitwillig ausplapperten, was sie wirklich gesehen hatten oder gesehen zu haben vorgaben. Dabei waren die Angaben meist so wenig klar und bestimmt, daß Josephine geraume Zeit in Zweifel darüber war, um welche von ihren Damen es sich eigentlich handelte. War es die Duchâtel? Hübsch genug war sie ja, um Bonaparte's Blicke auf sich zu ziehen, aber Eugen warb ja um deren Liebe, und Murat war hinter ihr her wie der Teufel hinter einer armen Seele. Murat machte ja der Duchâtel in so auffälliger Weise den Hof, daß man sich nur über eins wunderte: nämlich, daß seine Gemahlin, die eine intime Freundin der Duchâtel war, Nichts dazu sagte. — Nein! Die Duchâtel konnte es nicht sein, die den Gatten Josephines behext hatte.

Endlich ging der argwöhnisch Lauernden ein Licht auf — die junge Marschallin Ney ist es — gewiß, unzweifelhaft! Ihr macht er auf's eifrigste den Hof — die Ney ist die Schuldige! Verächtliche Blicke — kein freundliches Wort mehr für diese Creatur! Die arme Ney, die sich Nichts vorzuwerfen hatte, war davon so bestürzt, fühlte sich so unglücklich, daß sie aus dem Weinen garnicht herauskam.

Aber auch Josephine war unglücklich und ging zu Hortense, um ihrerseits zu weinen — geweint wurde viel am kaiserlichen Hofe! „Sieh nur Hortense," rief sie, „diese kleine Auguié, gegen die Du so gut gewesen bist in St. Germain, und der ich selbst so viel Freundlichkeiten erwiesen habe, diese . . Person verräth mich. Abscheulich! Wem soll man noch Vertrauen schenken."

Hortense tröstete die Mutter und nahm die „kleine Auguié", ihre Pensionatsfreundin, ins Gebet, überzeugte sich aber schnell, daß der Verdacht ihrer Mutter auf falscher Fährte war: die Marschallin Ney versicherte, daß sie sich vor Napoleon fürchte, und wenn derselbe ihr ab und zu eine Artigkeit gesagt hätte, so wäre es ihrerseits nur zu einem schüchternen oder linkischen Ja und Nein gekommen. Daß übrigens der unbegründete Verdacht der Kaiserin auch von Andern getheilt werde, ginge daraus hervor, daß Mme. Duchâtel sie in etwas ironischer Weise zu „ihrer großen Eroberung" beglückwünscht habe.

Diese Beglückwünschungen von der Duchâtel? Ja, war das nicht ein Fingerzeig? Sollte nicht dadurch die Duchâtel den Verdacht von sich selbst abzulenken suchen? Und dann die Freundschaft zwischen ihr und Caroline! Wäre an der Geschichte von der Buhlerei zwischen Murat und der Duchâtel etwas Wahres, würde Caroline wohl je die Liebste ihres Gatten an ihr Herz schließen? Und dann Eugen! Welche alberne Rolle ließ man ihn spielen — gewiß man wollte durch all dies nur die Wahrheit verdunkeln — Gewiß! Die Duchâtel war es, war Die, die man überwachen mußte. Und Duroc's respektvolles Wesen der Dame gegenüber? Die Duchâtel war die Auserwählte, sie und keine Andere!

Josephine kam auf den klugen Gedanken, Murat müsse den postillon d'amuor spielen und die geheime

Correſpondenz vermitteln; der arme Eugen aber, den die Duchâtel mit ihren langen ſengenden Blicken verzauberte, die klägliche Rolle eines „Lichthalters", wie man damals ſagte, ſpielen. Joſephine ließ ſich auch dadurch nicht von ihrem Verdacht abbringen, daß der Kaiſer ſich mehr wie ſonſt um ſie kümmerte, ſie ins Theater begleitete, länger mit ihr plauderte als ſonſt, kurzum ihr allerhand außergewöhnliche Artigkeiten erwies. Sie ließ trotzdem ihrer üblen Laune die Zügel ſchießen, ſie klagte und weinte, und es kam zu manchen heftigen Auftritten, die damit zu enden pflegten, daß der Kaiſer ſagte, es wäre mit ihr nicht zum Auskommen.

War des Abends Geſellſchaft bei der Kaiſerin, ſo ſetzte ſich ſtets Napoleon mit der Murat, der Rémuſat und der Duchâtel an einen Tiſch.

Auf das Spiel kam es ihm dabei weniger an, als auf ein pikantes Geplauder; als Thema wurde die Liebe bevorzugt; unglaubliche Dinge brachte der Kaiſer vor, indem er zwiſchenhin nach der Kaiſerin lugte, die ihrerſeits manchen verſtohlenen ſpionirenden Blick nach dem Spieltiſch hinüberwarf, an dem man ſoviel lachte und ſich ſo vortrefflich unterhielt. Von der Liebe ging man zur Eiferſucht über, und Napoleon machte in Beziehung auf ſeine Gemahlin manche, von ſeinen Partnerinnen wohlverſtandene, beißende Bemerkung.

Dieſe Taktloſigkeit war unzweifelhaft eine Huldigung an die Adreſſe der Duchâtel; der Triumph einer Maitreſſe iſt kein vollkommener, wenn der Mann nicht ſeine Gemahlin vor ihr herabſetzt — es iſt traurig, zu ſehen, wie das Genie dieſes ſeltenen Menſchen ſo oft ins Gedränge kommt mit den gemeinſten Seiten der menſchlichen Natur.

Mühſam unterdrückte die arme Joſephine, die jetzt eine andere geworden, die ihren Gemahl jetzt lieb hatte

ihre Thränen; Napoleon, dessen Charakter immer despotischer wurde, ergrimmte über jedes ihm in den Weg gelegte Hinderniß, und begegnete der eifersüchtigen Besorgniß seiner Gemahlin mit höhnischer Rohheit.

„Du hast Dich," so sagte er ihr wohl, „meinen Launen gegenüber unterwürfig zu zeigen, es einfach erklärlich zu finden, wenn ich mich auf diese Weise zerstreue. Ich habe auf alle Deine Klagen ein für allemal nur die eine Antwort: ich .. ich stehe außerhalb der übrigen Welt, Niemand hat mir Vorschriften zu machen.*)

Mme. de Rémusat betont in ihren Memoiren mehrfach die von ihr gemachte Beobachtung, daß Napoleon stets beim Anknüpfen eines wilden Verhältnisses liebenswürdiger in seinem Wesen Josephine gegenüber wurde, und daß er, wenn er hierfür nicht eine dankbare Anerkennung fand, sehr böse werden konnte.

Josephine hatte damals viel zu leiden, die Furcht vor der Scheidung, die Qualen der Eifersucht regten sie gewaltig auf und ließen ihr keine Ruhe, da ereignete sich — es war kurze Zeit vor der Krönung — Etwas, was den immer noch wirren, unstäten Gedanken eine Bahn wies. Berthier, damals Kriegsminister, gab ein Fest. Beim Souper hatten nur die Damen Sitzplätze; Josephine nahm an einem besonderen Tisch den Ehrenplatz ein und war von ihren Damen umringt. Der Kaiser, der einen Sitz ausgeschlagen hatte, promenirte um den Tisch herum, und sagte, sehr gut aufgelegt, jeder der Damen ein schmeichelhaftes Wort. Er hatte mit Josephine geplaudert und war so höflich gewesen, einem Pagen die Schüssel abzunehmen, um sie selbst der Kaiserin darzureichen.

Was hat nur Bonaparte — bei dieser Bezeichnung

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires" I. 115.

blieb Josephine auch, als von keinem Bonaparte mehr, sondern von einem Napoleon die Rede war — was hat nur dieser Bonaparte, dachte sie bei sich selbst, daß er heut so besonders liebenswürdig ist. Er will sicherlich Etwas vor mir verstecken.

Jetzt stand er gerade drüben zwischen der Frau Junot und der Duchâtel, die Letztere streckte die Hand nach einem Schüsselchen mit Oliven aus, welches, etwas entfernt von ihrem Platz, auf dem Tische stand. Der Kaiser schob sich zwischen die Stühle der beiden Damen, ergriff das Schüsselchen und reichte es der Duchâtel mit den Worten:

„Oliven sollten Sie des Abends nicht essen, Madame, sie werden Ihnen nicht gut bekommen."

Die Kaiserin, welche ihren Gemahl an der Stelle, wo er stand, nicht aus den Augen verlor, war sehr unruhig geworden, und dem Kaiser ihre lauernden Blicke nicht entgangen; er wandte sich schnell mit einigen Worten an Frau Junot:

„Und Sie, Frau Junot? Sie verschmähen Oliven? Sie thuen gut daran, doppelt gut, eine Frau Duchâtel nicht nachzuahmen, denn Frau Duchâtel ist in Allem unnachahmlich."

Die Duchâtel erröthete und der Kaiser entfernte sich, gefolgt von einem ihrer langen, sengenden Blicke.

Josephine hatte ihn aufgefangen, diesen vielsagenden Blick und war sogleich zu dem Entschluß gekommen, dem Flatterhaften eine neue Scene mit besonders viel Thränen und Klagen zu machen. Sie ließ zunächst Frau Junot einladen, am andern Morgen bei ihr zu frühstücken.

„Handelte es sich, liebe Junot, um Ihre bevorstehende Abreise nach Spanien, bei dem Gespräch, welches Sie gestern Abend bei Berthier mit dem Kaiser hatten?"

Junot war ja soeben zum Gesandten in Lissabon

ernannt worden, und hatte zugleich einen Auftrag an den Madrider Hof. Seine Gemahlin sollte ihn begleiten.

„Ja, Madame, er sprach zu mir von meiner Toilette und den Pflichten, die ich als elegante Französin hätte; ein Thema, über welches sich der Kaiser nicht häufig ausläßt."

„Und sprach der Kaiser auch zu Mme. Duchâtel über Toiletten?" frug Josephine mit einem Lächeln, in welchem sich alle Bitterniß ihrer Stimmung zu sammeln schien.

„Nein, Madame. Er hat ihr, soviel ich mich erinnere, gesagt, man dürfe des Abends keine Oliven essen!"

„So! Da er einmal Rathschläge gab, so hätte er ihr ja auch gleich sagen können, daß es lächerlich ist, die Roxelane zu spielen, wenn man eine solche Nase hat."

Die Kaiserin erhob sich bei diesen heftig hervorgestoßenen Worten und trat an den Kamin; auf demselben lag ein Buch, welches soeben die Genlis über Mlle. de la Vallière veröffentlicht hatte.

Dieses Werk, so unbedeutend es ist, machte damals großes Aufsehen, und in St. Cloud, in Malmaison, in den Tuilerien gab es kein Zimmer, in welchem nicht auf dem Nachttisch das Buch gelegen hätte — man glaubte nämlich, in demselben wären Anspielungen auf die Liebschaft des Kaisers mit der Duchâtel enthalten.

„Das ist ein Buch," rief Josephine, indem sie demselben einen Stoß gab, „welches allen Frauen, welche blond und mager sind, den Kopf verdreht. Sie halten sich alle für Favoritinnen. Aber man wird ihnen das schon legen. Ja, richtig! Liebe Junot, wissen Sie denn, daß man vor einigen Jahren uns mit einander verfeinden wollte, es war während ich in Plombières im Bade war. Aber ich habe Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, arme kleine Frau!"

Die Wahrheit ist, daß sie der Junot durchaus nicht Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Sie hatte die Berichte, welche man ihr bei der Rückkehr aus dem Bade gemacht hatte, als vollkommen glaubwürdig hingenommen. Man hatte ihr unterbreitet, daß der erste Consul des Morgens um fünf Uhr gesehen worden wäre, wie er gerade die Gemächer der Frau Junot verlassen habe. Sie hatte jedoch, geradeso wie später, als man ihr über den Aufenthalt der Rémusat in Boulogne Aehnliches mitgetheilt, kein Gewicht auf die Sache gelegt.

Das kleine Ereigniß auf dem Fest bei Berthier hatte sich kurz vorher zugetragen, ehe die Duchâtel in St. Cloud ihren Dienst als Palastdame antrat. Ihr Eintreffen war der Kaiserin, wie man sich denken kann, durchaus nicht angenehm, zumal ihr Verdacht die Tage her ein immer lebhafterer geworden war. Unfähig, wie Josephine war, ihre Gedanken unausgesprochen zu lassen, sprach sie sich gegen Frau Rémusat aus, und diese bot Alles auf, sie zu beruhigen. Schwer aber fiel es einigermaßen, Josephine das Gegentheil von Dem beizubringen, was sie beobachtet hatte — sie blieb auch bei ihren Befürchtungen.

Die von ihr seit lange ersehnte Gelegenheit, den Gemahl in flagranti, mitten im Ehebruch, zu ertappen, aber sollte sich ihr alsbald bieten. Die Gemächer des Kaisers in Saint-Cloud waren zu ebener Erde und lagen nach dem Garten hinaus. Im ersten Stockwerk, gerade darüber, und durch eine besondere Treppe mit den seinigen verbunden, lagen einige Räume, welche der Kaiser mit Möbeln hatte ausstatten lassen; auf diese Zimmer hatte Josephine ihr Augenmerk gerichtet. Wenn der Kaiser, so dachte sie bei sich, im Schloß eine Dame empfängt, so kann es nur dort sein..

Eines Morgens, die Kaiserin war umringt von einem

ganzen Schwarm von Damen, bemerkte sie, daß die Duchâtel den Salon verließ. Da dieselbe nicht zurückkehrte, so nahm sie Frau Rémusat bei Seite und sprach zu ihr:

„Jetzt, jetzt ist die Stunde da, die mir Aufklärung schaffen soll. Bleiben Sie mit der ganzen Gesellschaft hier im Salon, und wenn man fragen sollte, was aus mir geworden wäre, so sagen Sie nur, der Kaiser hätte mich zu sich rufen lassen."

Vergeblich bemühte sich Frau Rémusat, die Alles ahnen mochte, die Kaiserin zu beruhigen und umzustimmen, Josephine hörte nicht und ging — nur kleine Geister sind solchen Aufwallungen eines trotzigen Eigensinnes ausgesetzt, sie halten für Willensstärke, für Charakter, was doch nur Schwäche ist.

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa trat die Kaiserin durch eine andere Thür wieder in den Salon. Sie war ein Bild der Verwirrung, setzte sich an ihren Stickrahmen und machte bald hier, bald dort einen Stich, oder legte die Hände in den Schooß und blickte starr vor sich hin, stürmisch wogte ihre Brust, man merkte ihr an, daß sie in einer ganz fürchterlichen Aufregung war. Frau Rémusat saß ihr gegenüber in einer Ecke des Salons und beobachtete sie unter bangen Befürchtungen.

Josephine erhob sich plötzlich und befahl der Frau Rémusat, ihr zu folgen.

„Nun ist Alles, Alles aus," sagte sie, indem sie die Thür ihres Boudoirs hinter ihrer Begleiterin schloß. „Was ich befürchtet habe, hat sich als zutreffend erwiesen. Ich suchte den Kaiser in seinem Cabinet auf, er war nicht zugegen. Ich bin dann eine geheime Treppe emporgestiegen und an eine verriegelte Thür gekommen. Ich habe gehorcht und die Stimme Bonapartes und der Madame Duchâtel vernommen; ich habe laut angeklopft und mich

zu erkennen gegeben — Sie können sich den Schreck denken, den ich ihnen beigebracht habe! Es währte lange, ehe sie öffneten, und als sie es endlich thaten, zeigten sie sich Beide in einem Aufzuge, der keinen Zweifel mehr zuließ. Ich habe sie mit Vorwürfen überschüttet. Mme. Duchâtel fing an zu weinen; Bonaparte wurde so wüthend, daß ich kaum Zeit hatte, ihm zu entrinnen und mich in Sicherheit zu bringen. Ich zittere noch am ganzen Leibe und muß mich auf eine fürchterliche Scene gefaßt machen."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Außer sich vor Wuth stürzte plötzlich Napoleon herein. Die Rémusat zog sich zurück und betrat wieder den Salon, in welchem sie die Duchâtel vorfand, welcher man trotz all ihrer Verstellungskunst anmerkte, daß auch sie in gewaltiger Aufregung war. Jeder sah den Andern an, als früge er, was denn geschehen wäre, was denn vorginge; gesprochen wurde kein Wort. Die Luft war gewitterschwül.

Und richtig, wie dumpfes Donnerrollen hörte man alsbald Napoleons Stimme. Es waren rasch hervorgestoßene Worte, mehr geschrieen, gebrüllt, als gesprochen, man hörte das Krachen und Zersplittern von Möbeln Jeder schien zu fürchten, auch ihn möchte der Blitzstrahl treffen. Der Frau Duchâtel schien es an Muth zu fehlen, das Ende abzuwarten, sie erhob sich, rief nach ihrem Wagen und fuhr nach Paris. Auch die Anderen entfernten sich Einer nach dem Anderen, um nicht in den Verdacht zu kommen, sie wären Zeugen der fürchterlichen Ehestandsscene gewesen.

Der Kaiser war empört darüber, daß Josephine sich erlaubt hatte, ihn zu überraschen, hatte sie beschimpft, verflucht, Alles kurz und klein geschlagen, was ihm in die Finger gekommen war, und zuletzt bemerkt: er erwarte, daß sie sofort das Schloß verließe; die Scheidung werde

bald ihrer beleidigenden Spionage ein Ende machen und er die Ruhe finden, die ihm zugleich mit seiner Verheirathung abhanden gekommen sei. Er vergaß auch nicht, ihr zu sagen, daß es ihr am allerwenigsten zustünde, die Frage der ehelichen Treue zu stellen.

Von ihrer Tochter und von Madame Rémusat berathen, antwortete Josephine auf den Zorn des Kaisers mit Thränen, so gelang es ihr, ihn zu beruhigen, ihn zu versöhnen.

Sie fand sich in die peinliche Lage, eine andere Frau neben sich gestellt und an diese Huldigungen gerichtet zu sehen, die ihr allein gebührten; sie that weiter nichts, als daß sie nicht mehr mit der Duchâtel sprach. Allein das Leben in St. Cloud war Allen zur Hölle geworden; es bildeten sich zwei feindliche Parteien am Hofe, die eine erklärte sich für den Kaiser, die andere für Josephine. Beinahe jeden Tag gab es Streit, kleine ärgerliche Auftritte, inmitten derselben wie ein triumphirender Cäsar die Duchâtel.

Sie schien mehr und mehr den Kaiser zu beherrschen, und je sicherer sie ihrer Herrschaft über ihn wurde, desto nachlässiger wurde sie in ihren dienstlichen Verpflichtungen, desto hochmüthiger in ihrem Wesen der Kaiserin gegenüber — ja, es schien, als ob der Kummer Josephines ihr Spaß mache.

Die Eitelkeit eines solchen Weibes ist nur dann vollkommen befriedigt, wenn sie die Rivalin, die Gemahlin Dessen, den sie überwunden hat, an ihren Triumphwagen spannen kann.

So stand es damals am kaiserlichen Hofe, als Napoleon auf den Gedanken kam, einige Tage in Malmaison zuzubringen und seine Maitresse und den Hof mitzunehmen. Die Saison für einen Landaufenthalt war allerdings noch

nicht da, denn man war mitten im Winter und die Kälte ſtreng. Auch hatte man nicht die geringſten Vorbereitungen getroffen, die Säle und Zimmer in Malmaiſon waren nicht zuvor einige Tage geheizt worden: am erſten Tage des dortigen Aufenthaltes wußte man vor Froſt nicht wohin.

Aber weder der Kaiſer noch ſeine Freundin achteten darauf, ſie waren ja den ganzen Tag über beiſammen und hatten Gelegenheit, ſich am Feuer ihrer Herzen zu wärmen. Sie trugen Beide die größte Zärtlichkeit zur Schau und machten im winterlich erſtarrten Park lange Spaziergänge. Die junge Frau Savary, obwohl eine Verwandte der Kaiſerin, mußte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl an dieſen Promenaden theilnehmen; hinter den Gardinen der Fenſter im erſten Stock verſteckt ſtand die arme Joſephine und lugte hinaus, bis ſich die Spaziergänger hinter dem entblätterten Geſträuch verloren, während Thräne auf Thräne ihre Wangen herabrieſelte. Auch verſchaffte ſie ſich nicht ſelten die ſchmerzliche Zerſtreuung, ſich an die Glasthür zum Cabinet des Kaiſers zu ſchleichen und die Liebenden zu beobachten.*)

Mußte der Aufenthalt in Malmaiſon ſie nicht daran erinnern, daß in denſelben Räumen ſchon ähnliche Scenen geſpielt hatten damals, als der Kaiſer in Aegypten war, und daß damals auf ſie der ſchwere Vorwurf des Treubruches fiel? Sollten dieſe Erinnerungen ſie nicht nachſichtig ſtimmen? Nein, man verzeiht Anderen nie, was man ſich ſelbſt ſo leicht verzeiht.

Napoleon war damals derart in die Duchâtel verliebt, daß er, um länger mit ihr zuſammen ſein zu können, ſogar von der üblichen Treue in Erfüllung der Staats-

*) Mlle. Avrillon: „Mémoires.“

geschäfte abwich; dabei hatte schon damals, wie die Rémusat zu berichten weiß, die Duchâtel eine Ahnung davon, daß ihre Herrschaft sich dem Ende nähere, und in der That fand eines Tages ganz plötzlich der Coulissenwechsel statt.

„Weine doch nicht so viel," sagte Napoleon, als er eines Tages bei Josephine eintrat, „das war ja Alles ohne Bedeutung. Habe ich Dir Kummer gemacht, so vergieb mir und ich will Dir Alles sagen."

Josephine trocknete schnell die Thränen, lächelte und war ganz Ohr.

Napoleon unterrichtet sie nun von Allem, was geschehen war, verschweigt ihr keine noch so delikate Einzelheit, bekennt auch, daß er stark verliebt gewesen wäre, daß aber jetzt Alles vorbei wäre; er fügt hinzu: er glaube bemerkt zu haben, daß man ihn leiten wolle, das ließe er sich nicht bieten. Die Duchâtel habe ihm alle möglichen boshaften Winke gegeben. Er schloß mit dem Wunsche, Josephine möchte ihm behülflich sein, ein Verhältniß zu lösen, das ihm zu mißfallen anfinge.

Auch Napoleon gehört also zu den Männern, denen es an Muth fehlt, mit einer Frau zu brechen, auch wenn sie dieselbe nicht mehr lieben, sie sehen sich nach Hülfe um. Man kann sich denken, wie bereit dazu Josephine war! Sie ließ die Duchâtel zu sich rufen und hielt ihr in beinahe mütterlichen Worten vor, daß ihre etwas unüberlegte Handlungsweise zu allerhand unangenehmem Gerede geführt habe, daß man an einem Hofe stets bei der Hand wäre, selbst unbedeutende Vorgänge zu wichtigen Ereignissen aufzubauschen, nur um einen makellosen Ruf zu verunglimpfen. Sie ersuchte ihre Palastdame, ja künftig recht vorsichtig zu sein und Alles zu vermeiden, wodurch sie in den Verdacht des Leichtsinnes kommen könnte.

War Josephine mit ihren Auseinandersetzungen sehr

zufrieden, die Duchâtel war es nicht. Sie spielte die Beleidigte und sprach ihre Verwunderung darüber aus, daß man ihr Vorwürfe über derartige Dinge machen wolle. Ihr Benehmen habe keinen Anstoß erregen können, und es wäre höchst unerquicklich für sie, das Opfer der Bosheit irgend einer „alten Frau" zu sein, die neidisch auf ihre Jugend und einige vorübergehende Artigkeiten des Kaisers wäre.

Josephine that, als begriffe sie die Sticheleien der Favoritin nicht und entließ dieselbe mit herablassender Güte.

So ging einstweilen Alles noch den gewohnten Gang. Man hätte annehmen können, die Duchâtel werde sich in ihre Rolle als abgedankte Maitresse finden und den Hof verlassen, aber sie konnte es nicht — was hätte ihr Mann denken müssen?

„Es ist behauptet worden," sagt Frau Rémusat, „der Kaiser wäre noch wiederholt zu ihr zurückgekehrt; es könnte sich da nur um ganz flüchtige Begegnungen handeln: von einem Wiedereinlenken in frühere Beziehungen war keine Rede mehr."

Die Duchâtel nahm 1807 noch Theil an dem denkwürdigen Aufenthalt des Kaiserhofes in Fontainebleau, allein der Kaiser schien sie gar nicht mehr zu beachten — er war ja längst in neue Liebeshändel verwickelt.

VI. Capitel.

Das kleine Haus in der Allee des Veuves. — Mangel an Vorsicht des Kaisers, wenn er auf Liebesabenteuer geht. — Frau Récamier und der Eindruck, welchen sie auf Napoleon macht. — Er fühlt sich leidenschaftlich zu ihr hingezogen. — Kleine Ereignisse aus der Vergangenheit. — Undankbarkeit der Frau Récamier gegen Napoleon. — Fouché als Abgesandter Napoleons bei der schönen Juliette. — Die Unterredungen in Clichy. — Fouché macht der Frau Récamier den Vorschlag, Palastdame zu werden. — Prinzessin Caroline ist die Verbündete Fouché's. — Juliette lehnt, beeinflußt von ihrer Umgebung, ab. — Die „anmeldenden Damen". — Der Kaiser und die Tochter eines Thürstehers. — Der Kaiser und die Theorie der Liebe. — Unüberlegte Aeußerungen des Kaisers. — Fräulein Mars.

Es scheint, als spräche Constant in seinen Memoiren von der Duchâtel, wenn er von einem Ereigniß erzählt, welches sich zu Anfang des Kaiserreiches zutrug. Er schreibt:

„Eines Abends gegen Mitternacht ließ mich der Kaiser zu sich rufen, verlangte nach einem schwarzen Frack und einem Cylinderhut und befahl mir, ihm zu folgen. Wir, Prinz Murat hatte sich angeschlossen, bestiegen zu Dreien einen Wagen. Cäsar war der Rosselenker; nur ein Lakai zum Oeffnen des Wagenschlages wurde mitgenommen, dieser und Cäsar waren in Civilkleidern. In einer kleinen Gasse ließ der Kaiser halten. Er stieg aus, ging ein paar

Schritte, klopfte an ein Thor und trat allein in das Haus. Prinz Murat und ich waren im Wagen zurückgeblieben. Es verging Stunde um Stunde und eine gewisse Unruhe bemächtigte sich unserer. Das Leben des Kaisers war zu oft schon in Gefahr gewesen, als daß wir nicht an irgend einen bösen, ihm gespielten Streich hätten denken sollen. Eine Einbildung pflegt unter dem Einfluß von Befürchtungen immer lebhafter zu werden: Prinz Murat brach in Verwünschungen aus, bald über die Unvorsichtigkeit des Kaisers, bald über dessen galante Abenteuer, bald über das Entgegenkommen der schönen Damen. Ich war ebenso beunruhigt wie er, suchte ihn aber dennoch zu beruhigen. Plötzlich sprang er aus dem Wagen, ich ihm nach. Eben wollte er an das Thor klopfen, als der Kaiser heraustrat; es war inzwischen schon Tag geworden. Der Prinz sprach von unseren Beunruhigungen und den Bemerkungen, welche wir über des Kaisers Waghalsigkeit gemacht hatten.

„Kindereien!“ rief Se. Majestät. „Was hattet Ihr denn zu befürchten? Wo ich bin, bin ich zu Hause.“

Was hieß das? Das klang der unruhigen Besorgniß seiner Gefährten gegenüber wie Prahlerei. Wer konnte denn dafür einstehen, daß die Frau, zu der er Zutritt hatte, ihn nicht in einen Hinterhalt gelockt habe. Das Attentat vom 3. Nivôse lag noch nicht so gar lange hinter uns, Cadoudal's Verschwörung war nahe daran gewesen, zu verhängnißvollen Ereignissen zu führen. Lag es nicht nahe, zu befürchten, irgend eine Delila möchte unseren Simson den Philistern ausliefern?“ —

Zwischen dem Kaiser und der Duchâtel war es eben zum Bruch gekommen, Liebesgedanken lagen ihm zur Zeit fern: das Gewölk, welches sich am Horizont nach Oesterreich und Rußland hin sammelte, nahm seine ganze Aufmerk-

ſamkeit in Anſpruch. Da fiel ihm plötzlich eines Abends ein, daß Frau Récamier, welche er im Theater ſah, doch die hübſcheſte Frau von ganz Paris wäre. Mit dem Opernglaſe vor den Augen hatte er alle ihre Reize aufs Genaueſte geprüft und wunderte ſich nur, wie er bisher einer ſolchen Schönheit gegenüber kalt hatte bleiben können. In die Tuilerien zurückgekehrt, dachte er an nichts als an die ſchöne junge Frau. Das blendende Weiß ihrer Schultern, das entzückende Blond ihrer Haare — er wurde das Bild nicht mehr los und ſehnte ſich nach der ſchönen Récamier mit aller Gluth ſeines corſiſchen Naturells. Wie aber ſollte er es anfangen, auch hier den Eroberer zu ſpielen? Frau Récamier war ſchwerlich ſo leicht zugänglich, wie eine Vorleſerin oder eine „Dame zum Anmelden“; man behauptete, ſie wäre von unanfechtbarer Tugend, wußte aber auch, daß Herr Récamier ſeiner Gemahlin gegenüber keine Gattenrechte geltend gemacht hatte. Man fügte, ſich ins Ohr flüſternd, hinzu, daß ihre natürliche Beſchaffenheit, eine phyſiſche Eigenart, es ihr verſagte, an Liebe zu denken. Man ging aber noch weiter und behauptete, daß ihr Gemahl allein dieſe Fabel glaube, und daß die anbetungswürdige Juliette ſie ihm nur beigebracht habe, damit er ſie in Ruhe ließe. Sie hatte nicht die geringſte Zuneigung für den Gemahl, der in vorgeſchrittenerem Alter ſtand als ſie: ſie war zufrieden damit, ſein Vermögen ausgeben zu können. Ihre Freunde aber, wie Herr Mathieu de Montmorency, Herr de Monrond u. A., die doch genau wiſſen mußten, was es mit der Fabel für eine Bewandtniß habe, waren ebenfalls eifrig dahinter, dieſelbe zu verbreiten.

Alle dieſe Umſtände reizten die Stimmung des Kaiſers nur noch mehr, und ſein Verlangen nach der ſchönen jungen Frau fing an unwiderſtehlich zu werden.

Auch entsann er sich, sie früher im Hause des Directors Barras im Luxembourg gesehen zu haben.

Madame Le Normand, eine Nichte der Récamier, legt allerdings in ihrem „Souvenirs et correspondance de Madame Récamier“ betitelten Buche die Behauptung nieder, ihre Tante wäre nie zu den Gesellschaften im Luxembourg erschienen; ein einziges Mal nur habe sie die Einladung zu einem Balle bei Barras angenommen, und dies wäre nur aus Interesse für das geschäftliche Emporkommen ihres Gemahls geschehen — es steht jedoch unzweifelhaft fest, daß Juliette die gerade nicht in gutem Rufe stehenden Gesellschaften bei Barras häufig besuchte. Arsène Houssaye schreibt: er wisse aus bester Quelle, daß Madame Récamier sich zu diesen Gesellschaften gedrängt habe, und daß sie, so sehr sie darauf bedacht war, sich hinter ihrer Tugend zu verschanzen, es doch nicht verschmähte, mit der Tallien und anderen solchen Damen Cotillon zu tanzen. Wo hätte auch Madame Récamier ihre Schönheit anders zur Schau stellen können, als in den Salons, welche damals Mode waren?

Napoleon erinnerte sich, die Récamier, ebensowenig bekleidet oder vielmehr nur bekleidet mit ihrer Schamhaftigkeit wie die Hamelin, die Tallien, die Hainguerlot, diese Neu-Griechinnen, auf der Promenade von Longchamps gesehen zu haben, beäugelt und angelächelt von eleganten Muscadins. Hatte er sie nicht auch etwas später — diese Erinnerung war ihm allerdings nicht so angenehm — nach dem ersten italienischen Feldzuge auf dem Fest des Directoriums im Hofe des Luxembourg gesehen. Sie hatte sich, während Barras seine Rede hielt, von ihrem Sitz erhoben, um den glücklichen Feldherrn besser sehen zu können. War er damals der Löwe des Tages, sie war die erste der Modelöwinnen; sie konnte nicht über die

Straße gehen, ohne daß sie von zwei- bis dreihundert Bewunderern umschwärmt war. Als man sie bei jenem Fest stehend erblickte, trennten sich Aller Blicke von dem siegreichen Helden und wendeten sich der siegreichen Schönen bewundernd zu. Ja diese Bewunderung fand so laute Worte, daß Barras' schöngesetzte Rede dabei zu Schaden kam. Eine solche Concurrenz aber liebte der junge Bonaparte denn doch nicht und wandte den Kopf, um zu sehen, wer es wäre, der sich erlaubte, die Aufmerksamkeit von seiner Person abzulenken. Er that dies mit dem gebieterisch zornigen Ausdruck, welchen Horace Vernet auf seinem Bilde „Die Schlacht bei Jena", welches in der Versailler Gallerie hängt, in so vortrefflicher Weise auf der Leinwand fixirte. Frau Récamier wurde eingeschüchtert und setzte sich erröthend wieder nieder.

Drei Jahre später hatte Bonaparte sie wieder gesehen, aber diesmal war ihm eine angenehmere Erinnerung zurückgeblieben. Es war in der ersten Zeit des Consulats, Lucian, damals der Minister des Innern, war entbrannt in Liebe zu der schönen Récamier. Als er eines Tages dem ersten Consul ein Diner gab, dem ein Conzert folgte, waren auch Herr und Frau Récamier eingeladen. Nun war Bonaparte Gelegenheit geboten, die Modeschönheit einmal in der Nähe zu betrachten, auch einige Worte mit der Dame zu wechseln. Wir werden über das Ereigniß des Näheren unterrichtet:

„Der erste Consul befand sich im Salon und stand vor dem Camin, als Mme. Récamier, welche gerade eingetroffen war, zur Seite des Camins Platz nahm; sie richtete sogleich mit lächelnder Lippe einen Gruß an ihn; sie hat später behauptet, sie habe den ersten Consul für Joseph gehalten, welchen sie oft bei Frau Staël getroffen hatte, und daß dieser Irrthum sie zu dem freundlichen

Nicken ihres Hauptes veranlaßt habe. Bonaparte, ein wenig überrascht, erwiderte den Gruß bereitwillig; er wandte sich an Fouché, welcher neben ihm stand, und plauderte eine Weile mit diesem, während seine Blicke noch auf Mme. Récamier haften blieben. Er sprach offenbar von ihr, denn bald darauf begrüßte Fouché die schöne Juliette, um ihr zu sagen:

„Wissen Sie wohl, Madame, daß der erste Consul Sie entzückend findet."

Die Récamier fühlte sich gewiß durch die Botschaft Fouché's geschmeichelt, und dies mag man ihr wohl angemerkt haben.

Bonaparte wünschte sehr Beachtung bei ihr zu finden. Er nahm Lucians damals vierjähriges Töchterchen auf den Schooß, spielte mit der Kleinen wie in Gedanken verloren, blickte aber häufig zu der Récamier hinüber, ja er schien schließlich seine Nichte, deren Hand er in der seinigen hielt, ganz vergessen zu haben und in Träumereien verloren zu sein. Nun fing das Kind, dem es nicht passen mochte, seine Hand derart festgehalten zu sehen, an zu weinen:

„Ach! Arme Kleine", rief er, sich gleichsam entschuldigend, „ich hatte Dich ja ganz vergessen."

In diesem Augenblick näherte sich Lucian der Récamier und fing mit ihr zu plaudern an; sie verhielt sich ihm gegenüber ganz kühl und schien Nichts zu thun, um die Feuer seiner Seele zu schüren. Lucian unterhielt sich mit ihr über Clichy, einen herrlichen bei Paris gelegenen Landsitz, den Herr Récamier seiner Gemahlin eben geschenkt hatte. Hier mischte sich Bonaparte in die Unterhaltung mit der Bemerkung, es würde ihm Vergnügen machen, einmal nach Clichy zu gehen.

Elisa Baciocchi hatte scharfen Blickes bemerkt, daß der erste Consul sich für die Récamier zu erwärmen begann.

Sie wollte ihm behülflich sein und wandte sich mit einigen liebenswürdigen Worten an die Dame, die in der Aufforderung gipfelten, Mme. Récamier möchte doch ihren Platz bei Tisch neben dem des Consuls wählen; Elisa war es, die die fehlende Hausfrau ersetzte. Es ist ja erinnerlich, daß Lucian die Tochter eines Schenkwirthes, nachdem er sie zuvor verführt, zur Frau genommen hatte. Diese arme Christine war gut und bescheiden, aber ohne alle Bildung, und Lucian, der ihrer bald überdrüssig geworden war, genirte sich, sie in der Gesellschaft zu zeigen. Aus dem Grunde hatte er Elisa gebeten, die Hausfrau zu spielen. Der Aufforderung derselben, Mme. Récamier möchte sich bei Tisch neben den Consul setzen, gab Juliette, als die gesellschaftlich feiner Gebildete, keine Folge, sondern nahm etwas weiter entfernt Platz.

Bonaparte, der unzweifelhaft mit Elisa im Einvernehmen stand, ärgerte sich und wandte sich übelgelaunt an Diejenigen, welche noch keinen Platz gefunden hatten; Garat rief er zu:

„Setzen Sie sich dorthin, Garat."

Während alledem haftete sein Blick fortwährend auf Frau Récamier, und als er sah, daß Cambacérès sich neben sie setzte, rief er laut:

„Ah! Bürger Consul, Sie finden Platz neben der Schönsten."

Bonaparte saß bekanntlich nicht gern lange bei Tisch, und jeder, der mit ihm speiste, richtete sich danach ein; sowie der Consul aufstand, erhoben sich Alle und folgten ihm. Diesmal, vielleicht aus Rücksicht für Frau Récamier, blieb er länger sitzen und stand erst nach einer halben Stunde auf. Die Servietten wurden aus der Hand gelegt und man folgte Bonaparte in den großen Salon; bei dieser Gelegenheit näherte er sich der Frau Récamier und

redete sie in einer bei ihm seltenen, sehr verbindlichen Form an — das war bedeutsam!

„Haben Sie nicht bei Tisch gefroren", frug er.

Die Récamier verneinte lächelnd — sie konnte sehr hübsch lächeln!

„Warum haben Sie sich nicht neben mich gesetzt," frug er weiter.

„Das durfte ich doch nicht wagen . . ."

„Aber es war doch der Ihnen zustehende Platz."

Madame Baciocchi, welche die letzten Worte vernommen hatte, trat hinzu und bemerkte:

„Sehen Sie wohl, Madame, was habe ich Ihnen gesagt? Ihr Platz war an der Seite des ersten Consuls."

Als die Gesellschaft im Salon versammelt war, begann das Conzert; Garat, der unvergleichliche Sänger, ließ sich hören; er sang eine Gluck'sche Composition. Nach ihm sangen andere, dann folgte der lediglich instrumentale Theil des Conzertes. Dem Consul wurde die Sache aber bald langweilig und als gerade eine Pause eingetreten war, rief er mit lauter Stimme:

„Garat, Garat!"

Dabei schlug er mit geballter Hand auf die Tasten des Klaviers.

Garat eilte sogleich herbei; sang eine Arie aus „Orpheus" und riß, wie gewöhnlich, seine Zuhörer hin.

Frau Récamier, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, war ganz in die Zauber derselben versunken und schien es nicht zu bemerken, daß der erste Consul sie fortwährend fixirte; er war gewiß mehr von dem lieblichen Zauber dieser Gesichtszüge, als von dem der Kunst Garat's bewältigt. Endlich mußte wohl die Récamier instinktiv das unheimliche Feuer seiner Blicke fühlen, denn sie sah nach Bonaparte hin und schien die stumme Bitte an ihn

zu richten, sie doch nicht auf solche Weise in ihrer Kunstandacht zu stören.

Es giebt wohl keine Frau, die nicht ihre Freude daran hätte, ausgezeichnet zu werden, allein die Récamier fühlte sich in diesem Falle beunruhigt und war froh, als das Conzert zu Ende war. Jetzt näherte sich Bonaparte ihr und frug, ob sie die Musik sehr liebe. In dem nämlichen Augenblick aber tauchte auch Lucian neben ihr auf, der, immer in der Hoffnung, er werde das Widerstreben der jungen Frau besiegen, in jener emphatischen und anmaßenden Weise, welche ihm eigen war, zu ihr zu reden begann. Der erste Consul überließ ihm übellaunig das Terrain und auch Mme. Récamier entfernte sich bald von der Seite des Schönredners.

Das Antlitz der reizenden jungen Frau aber blieb in der Erinnerung Bonaparte's; der Ton ihrer Stimme, die Grazie, welche sich in der geringfügigsten ihrer Bewegungen zeigte, die tiefe Empfindung, welche sie augenscheinlich der Musik entgegenbrachte, regten die bereits etwas stumpf gewordenen Sinne Bonaparte's gewaltig auf. Es gesellte sich zu seiner leidenschaftlichen Stimmung auch in diesem Falle die Eitelkeit: jene Eitelkeit des Emporkömmlings, der die Schönste in ganz Paris sein eigen zu nennen sich für berechtigt hielt.

Er sann hin und her, auf welche Weise er hier den Eroberer spielen könne; er konnte in diesem Falle nicht gut so verfahren wie der Frau Junot gegenüber, konnte nicht in aller Tagesfrühe an das Bett der Récamier treten und ihr in den Fuß kneifen — auch hatte er ja mit diesen „Kunstgriffen" damals nichts erreicht. Da bot sich zu seiner nicht geringen Freude die Gelegenheit, der Dame einen Dienst erweisen zu können. Ob der Erfüllung eines Aktes der Milde, um den man ihn anging, persönliches

Intereſſe, d. h. die Hoffnung auf Erkenntlichkeit der Betheiligten, zu Grunde lag, welches ja den Werth der That verringern würde, bleibe dahingeſtellt; es iſt zu bemerken, daß hinter dem barſchen und ungeſtümen Weſen Bonaparte's ſich doch häufig der lebendige Wunſch verrieth, die Gemüther zu beruhigen, namentlich die zürnenden Royaliſten zu verſöhnen.

Herr Bernard, der Vater der Récamier, war verhaftet worden, weil er an den Intriguen der Royaliſten betheiligt ſchien. General Bernadotte, ſehr befreundet mit der ſchönen Tochter Bernard's, war ſogleich zum erſten Conſul geeilt, um von ihm einen Befehl an Fouché zu erbitten, daß keine Anklage gegen den unglücklichen Greis erhoben würde. Bonaparte hatte auch ſofort gewillfahrtet.

Es ſcheint, als habe die Récamier keine große Dankbarkeit an den Tag gelegt, ſondern ſich, verlockt von den Schmeicheleien der Royaliſten, dieſen und damit mehr und mehr der Oppoſition zugewendet, d. h. die neue Regierungsform gemißbilligt. Als ſie nun gar an der Prozeſſirung Moreau's ein auffallendes Intereſſe zeigte, wurde ſie vollends mißliebig bei Bonaparte. Als dieſer auf der Liſte der bei der Urtheilsfällung Anweſenden den Namen der Récamier las, rief er erzürnt:

„Was hatte denn Mme. Récamier da zu ſuchen!"

Allein er trug ſich trotzdem ferner noch mit dem Gedanken, die Dame, die nach wie vor ſeine Phantaſie beſchäftigte, zu gewinnen.

Er hatte ſich, als die Frucht ſeiner politiſchen Ausſaat gereift war, die Kaiſerkrone aufs Haupt geſetzt. Seine Beziehungen zur Duchâtel abgebrochen und ſein Herz — wenn man den Ausdruck brauchen darf — war frei; da tauchte plötzlich in ſeiner Erinnerung Frau Récamier auf, und er fing an, ſich mit ihr mehr als je zuvor zu be-

schäftigen. Fouché, der Schlaukopf, beeilte sich, ihm hilfreich die Hand zu bieten, den Treiber bei der Jagd zu spielen — vielleicht hatte er auch den directen Befehl dazu bekommen — wer kann es wissen!

Es war im Sommer 1805. Madame Récamier war gerade nach ihrer schönen Besitzung in Clichy hinausgezogen, und wurde dort von vielen Leuten aufgesucht, namentlich aber verkehrten bei ihr die Unversöhnlichen unter den Royalisten, wie Adrien, Mathieu de Montmorency, de Boullie, de Bonald u. A. Auch Herr Benjamin Constant fehlte nicht, der wohl damals nicht ahnte, daß er zehn Jahre später der Minister Dessen sein würde, den er in den Gesellschaften zu Clichy nicht anders als den Usurpator genannt hatte. Ferner verkehrte bei der schönen Frau auch Marschall Bernadotte, der eifrige Republikaner, der damals auch nicht ahnen konnte, daß er in fünf Jahren Kronprinz von Schweden sein würde. Auch Mme. de Staël war ein ständiger Gast in Clichy: sie vielleicht hatte eine Ahnung von Dem, was ihr bevorstand, nämlich von ihrer Landesverweisung, die sie mit ihren aufwieglerischen Reden gegen die neue Regierung und den „Robespierre à cheval", so wohl verdient hatte. Seite an Seite mit dieser sich bildenden Oppositionpartei, die man „la petite église" (die kleine Kirche) nannte, traf man auch in den Cirkeln der Récamier Anhänger des Kaiserreiches, wie Saint-Jean-d'Angely, Junot, Fouché u. s. w. Ja, der Letztere gehörte zu den eifrigsten Besuchern von Clichy — die Dame des Hauses mochte sich wohl im Stillen über diese häufigen Besuche des Polizeiministers allerhand Gedanken machen, allein sie schrieb doch immer wieder Fouché's Besuche dem Zauber zu Gute, welchen sie auf Männerherzen auszuüben sich bewußt war. Da Fouché außerdem bemüht war, ihr jeden Gefallen zu thun, namentlich alle Vergünstigungen

zu verschaffen, die sie für ihre Freuden wünschte, so war sie gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst.

Fouché hatte bei seinen Besuchen zwei Ziele im Auge — Polizist nicht nur seiner äußeren Stellung nach, war er auch mit Passion und aus innerstem Antriebe ein Schnüffler; die Freunde des Récamierschen Hauses ganz in der Nähe zu beobachten, mit dem Auge des Vigilanten zu überwachen — welche Lust für ihn! Dann war er aber auch bemüht, die Recamier mit Napoleon zu verkuppeln; er kam jedoch hierin nicht recht vorwärts, es war kein Erfolg zu verzeichnen. Endlich riß ihm denn auch die Geduld, und eines Tages — vielleicht von Napoleon dazu bestimmt — ersuchte er Frau Récamier um die Gunst einer Unterredung unter vier Augen, und erhielt auch eine Einladung zum Frühstück. Mit lächelnder Miene, im Stillen siegesbewußt, trat anderen Tages Fouché bei ihr ein. Die Unterhaltung währte lange, sie drehte sich fast ausschließlich um politische Themata. Fouché erging sich in väterlich-milden Vorwürfen darüber, daß die Dame des Hauses den Feinden des Kaisers Zutritt bei sich gewähre, und dadurch den Dank außer Augen ließe, welchen sie doch demselben schulde. Er erinnerte an den Fall Bernard und erklärte, ihr Vater wäre damals dem Tode, mildesten Falles der Deportation nach Sinnamary verfallen gewesen. Er fügte auch hinzu, wie peinlich es den Kaiser berühre, so wenig Dankbarkeit bei einer Dame zu finden, deren Herz Jeder zu rühmen ebenso beflissen sei wie deren Schönheit. Er ersuche sie als Freund, nicht eine solche Feindseligkeit gegen den Kaiser zur Schau zu tragen, die, wenn sie auch ihren Freunden willkommen wäre, doch im Widerspruch zu den Gesinnungen stünde, welche sie nothwendiger Weise haben müsse. Er erinnerte an die Herzogin von Chevreuse, die, nachdem sie dem Kaiser den

Krieg erklärt hatte, doch schließlich vor einigen Bemerkungen desselben habe die Flagge streichen und sich dahin habe erniedrigen müssen, im kaiserlichen Haushalt eine Stellung anzunehmen. Der pfiffige Unterhändler sagte ferner:

„Und dann, Madame! Seit dem Tage, da der Kaiser Ihnen zum ersten Mal begegnet ist — es ist ja schon eine Weile her — hat er Sie nie vergessen, Sie nie aus den Augen verloren. Seien sie gescheit, Madame, verletzen Sie ihn nicht.“*)

Damit hatte Fouché das Terrain abgesteckt und ging vorläufig nicht weiter.

Die Récamier antwortete, daß sie sich garnicht mit der Politik beschäftige, ebenso wenig, wie irgend Jemand, der bei ihr verkehre, daß ihre Freunde, an deren Besuchen er weiter keinen Anstoß nehmen sollte, die Ansichten der Regierung möglicher Weise mißbilligten, daß sie selbst sich darum garnicht kümmere. Der Beweis sei ja der, daß Vertreter aller Parteien bei ihr verkehrten, was Fouché doch auch dem Umstande entnehmen könne, daß er selber zu ihren Freunden zähle.

Schon nach einigen Tagen erschien der Herr Polizeichef wieder.

„Wissen Sie wohl, Madame,“ rief er, während er im Park an ihrer Seite dahinschritt, „daß ich gestern eine Stunde lang über Sie gesprochen habe — errathen Sie, mit wem?“

„Wie soll ich das wissen oder errathen?“

„Mit dem Kaiser!“

„Mit dem Kaiser? Er kennt mich ja kaum.“

„Seit dem Tage, da er Sie zum ersten Mal sah, Madame, hat er Sie, wie ich Ihnen zu sagen schon so

*) Souvenirs et correspondance de Mme. Récamier.

frei war, nicht vergessen können. Er ist ganz unglücklich darüber, daß Sie sich unter seine Feinde mischen. Er klagt nicht Ihre eigenen Gesinnungen an, wohl aber Ihre Freunde."

Frau Récamier, in dieser Weise herausgefordert, erklärte, Sie gestehe offen, daß auch sie sich zu dem General hingezogen gefühlt habe. Der Ruhm seiner Feldzüge in Italien und Aegypten, die glänzenden Erfolge von Marengo hätten etwas Berückendes für sie gehabt. Das unvergleichliche Genie, mit welchem er die Trümmer des alten Frankreich und der Revolution zusammengerafft, mit welchem er aus Ruinen einen Staat geschaffen habe, mächtiger als alle Staaten Europas, habe sie zur Bewunderung, zur Begeisterung hingerissen. Als sie ihn so einfach, so liebenswürdig im Verkehr mit ihr auf jenem Feste bei Lucian gefunden habe, habe sich ihren Empfindungen eine hohe Achtung vor ihm beigesellt. Allein die Prozessirung Moreau's, die des Herzogs von Enghien, die Verfolgungen ihrer Freunde, die Verbannung der Madame Staël hätten sie abgekühlt und ihre Bewunderung herabgesetzt.

„Aber das sind nichts wie royalistische Anschauungen. Wie hätte denn der Kaiser anders handeln können? Sollte er nicht sein Leben gegen die Verschwörer vertheidigen? Uebrigens handelt es sich darum nicht. Sie sollten dem Beispiele der Mme. de Chevreuse folgen und an den Hof kommen. Dort ist Ihr Platz. Ich kann Ihnen nur versichern, daß der Kaiser glücklich wäre, Sie bei Hofe zu empfangen."

Frau Récamier blickte ganz erstaunt drein. Sie, die Plebejerin, erfüllt von den Anschauungen ihrer Freunde, welche in der Vorahnung, das Idol, zu dem ihr Weihrauch emporringelte, könnte durch den Pomp und Glanz des kaiserlichen Hofes — wie es ja schon vielfach geschehen

war — in Versuchungen gerathen, sie wahrscheinlich schon gewarnt hatten, sie glaubte, umschmeichelt von den Huldigungen der Montmorency und aller Häupter der Royalisten, ebenso wenig wie die Mitglieder der „petite église“ an die Dauer der Neuerungen — sie war der Meinung, daß sie doch in weit höherem Strahlenglanze dastehen würde, wenn ihre Freunde wieder am Ruder wären, als an diesem Hofe, dem die Ueberlieferung fehlte, und über den die Royalisten ihren beißenden Spott ausschütteten.

Sie erwiderte Herrn Fouché, sie könne unmöglich das Anerbieten annehmen; die Einfachheit ihrer Neigungen, ihre Schüchternheit, ihre Liebe zur Unabhängigkeit . . .

Fouché schmunzelte pfiffig zu ihren Worten und bot die liebenswürdigsten Phrasen auf, um sie umzustimmen. Er ließ sie den strahlenden Glanz schauen, der sie in einer Stellung am Hofe der Kaiserin erwarte: es handle sich für sie um eine Mission, eine Mission der Vorsehung, würdig eines so edlen Herzens wie des ihrigen — es wäre die Mission, mit dem ihr innewohnenden Takt den Kaiser zu leiten.

„Bedenken Sie nur,“ sagte er, „daß in seiner Lage der Kaiser eines Wegweisers, einer Freundin bedarf. Wo soll er eine solche finden? Zu seiner Umgebung zählt keine einzige Frau, die zu der Höhe einer solchen Aufgabe hinanreichte, keine, deren äußere Vorzüge verglichen werden könnten, mit Vorzügen, deren magischen Zauber ganz Paris anerkennt u. s. w.“

Jede Frau ist Schmeicheleien zugänglich, besonders aber dann, wenn dieselben von einer hochgestellten Persönlichkeit ausgehen. Als Madame Récamier sich trotzdem unentschlossen zeigte, fuhr der Polizeiminister eifriger fort:

„Ich glaube, Madame, meine Worte können Sie unmöglich verletzen — ich weiß, an wen ich dieselben gerichtet

habe. Niemand auf der Welt hat einen so tadellosen und allseitig als solchen anerkannten Ruf. Als Freundin des Kaisers wünschte ich Sie in den Tuilerien zu sehen, zum Besten des Landes wünschte ich es. Ach, wenn Sie nur eine Ahnung davon hätten, was Sie alles Gute thun könnten.. Ich wiederhole es, Madame, einer Freundin bedarf der Kaiser . . nicht einer . . einer Maitresse!"

Mme. Récamier war nur erstaunt, beleidigt fühlte sie sich ganz und gar nicht. Im Gegentheil, Fouché's Entschluß, sie zur Freundin, zur Rathgeberin, zur Egeria Numa's zu machen, gefiel ihr.

„Aber," bemerkte sie, „der Hofstaat der Kaiserin ist ja vollzählig. Ich möchte um keinen Preis, daß man meinetwegen der Frau de la Rochefoucauld den Posten einer Ehrendame nähme."

„Habe ich denn behauptet, man wolle dies thun? Ich hätte für den Fall etwas gesagt, was ich nicht meinte. Nein! Sie wären eben als Freundin der Kaiserin da . . und dadurch gleichzeitig Freundin des Kaisers. Ganz Frankreich würde glücklich sein, den wohlthuenden Einfluß auf diesen außerordentlichen, Frankreichs Geschicke lenkenden Mann von einer Frau ausgeübt zu sehen, welche eine neue Gesellschaftsklasse repräsentirt, alle Fähigkeiten, alle Macht derselben in sich begreift, das Capital und die Arbeit zugleich vertritt, ihre vielseitige Ueberlegenheit über die im ganzen Lande verhaßte Adelssippschaft darthuend. Welchen Triumph für Sie und für unsere neugestalteten socialen Einrichtungen! Ueberlegen Sie sich Das, was ich Ihnen vorschlug. An Ihr Herz, an Ihre Güte, an Ihre Vaterlandsliebe — vergessen Sie das nicht — appellire ich." —

Schon seit einigen Tagen war Frau Récamier damit beschäftigt, zu überlegen, war aber noch zu keinem Entschluß

gekommen, als sie durch eine Einladung der Prinzessin Caroline, der jüngsten Schwester Napoleons, zum Frühstück überrascht wurde. Sie folgte auch der Einladung und erschien in Neuilly. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen war auch Fouché bei Caroline Murat.

Diese war so liebenswürdig, als sie nur irgend zu sein vermochte, wenn sie ihren eigenen Vortheil im Auge hatte.

Man verfügte sich nach eingenommenem Mahl in den Garten; Caroline schlug vor, nach der Insel hinüber zu fahren, um unter dem frischgrünen Laubdach den doppelten Genuß der Einsamkeit und des traulichen Gespräches zu genießen. Sie leitete die Unterhaltung auf das Thema der Freundschaft, und bemerkte, daß die reinste Freundschaft die zwischen Mann und Frau wäre, sie beglücke das Herz am meisten, hebe den Mann höher und gestatte der Frau, ihre, die Menschheit veredelnde Mission zu erfüllen. „Die Freundschaft kann aber nur," fügte sie hinzu, „zwischen einem alle Andern überragenden Mann, einem Manne von Genie und einer Frau bestehen, welche allen Gaben des Geistes und des Herzens den so seltenen Vorzug beigesellt, auch rein und tugendhaft zu sein . . .

„Sehen Sie," fügte sie nach kurzer Pause hinzu, „giebt es auf der Welt einen Mann, der fähiger als der Kaiser wäre, dieses Glück der Freundschaft zu begreifen und seinem Werthe nach zu schätzen? Josephine . . sie zählt nicht! . . Ein Irrthum der Jugend! Mit ihr ist keine Unterhaltung möglich . . sie versteht Nichts, weiß Nichts . . Nein! Was dem Kaiser noth thut, ist eine Freundin . . er hat keine! Die Möglichkeit, eine solche unter den Damen des Hofes zu finden . . Mein Gott . . sie ist nicht vorhanden. Ich kenne keine; und das Publikum würde auch nur eine Maitresse sehen . . nein das ginge nicht an!"

Hier fiel Fouché, die Worte der Prinzessin lebhaft vertretend, ein und bemerkte, während Frau Récamier ganz in Gedanken verloren schien, auch er habe diese Idee gehabt, und wäre höchst erfreut, sie mit einer Schwester des Kaisers zu theilen. Er ersähe daraus, wie richtig die Idee wäre; er hätte leider jedoch bei einer früheren Unterhaltung mit Frau Récamier bemerken müssen, daß diese nicht Willens wäre, eine Stellung als Palastdame anzunehmen.

„Aber", rief die Prinzessin, als habe sie die Befürchtung, die schöne Juliette verwundet zu haben, „wenn unsere liebenswürdige Freundin den Titel einer Palastdame auszuschlagen für passend hält . . . für den Fall möchte ich, daß sie bei mir wäre, denn auch ich bedarf ihrer Freundschaft, bedarf der Leitung. Ich greife allen Einwendungen vor, indem ich bemerke, daß der Kaiser den Hofhalt der kaiserlichen Prinzessinnen auf demselben Fuße eingerichtet zu sehen wünscht, wie den seiner Gemahlin."

Hätte man statt des einfachen Postens einer Palastdame der Récamier den Posten als Ehrendame, welchen die de la Rochefoucauld innehatte, angetragen — wer weiß, ob sie nicht ja gesagt hätte. Die Eitelkeit hatte doch auf diese berühmte Dame viel mehr Einfluß, als man zugeben will; sie hat sich wahrscheinlich lediglich aus Eitelkeit entschlossen, bei ihren Freunden, d. h. Adrien und Mathieu de Montmorency, Christian de Lamoignon, Louis de Narbonne, welche sich noch nicht an Napoleon angeschlossen hatten, auszuharren.

Ein einfacher Posten als Palastdame? Das mußte man sich doch sehr überlegen, und dies that die kluge Juliette.

Prinzessin Caroline aber kam auf ihr Anerbieten zurück und sagte, daß, ganz abgesehen von dem persönlichen

Vergnügen, welches Madame Récamier ihr machen würde, indem sie sich bereit fände, man dadurch Josephines Eifersucht aus dem Wege ginge, die Kaiserin könne es ja nicht mit ansehen, wenn der Kaiser sich nur einen Augenblick mit einer hübschen Dame unterhielte!

Sodann kam man in der Unterhaltung auf Theaterereignisse zu sprechen.

„Ich sehe Sie oft im Theater," rief die Murat, „welche ist eigentlich die von Ihnen bevorzugte Bühne?"

„Die der Comédie française, Madame, besonders wenn Talma auftritt."

„O! Da würden Sie mir ja ein großes Vergnügen machen, wenn Sie meine Loge benutzen wollten; sie liegt im Parquet, und Sie haben nicht nöthig, Toilette zu machen. Ja? Wollen Sie mir versprechen, davon Gebrauch zu machen?"

Madame Récamier sah sich außer Stande, abzulehnen. Sie willigte ein und erhielt am folgenden Tage nachstehenden Brief:

„Neuilly, 22. Vendémiaire. Ihre kaiserliche Hoheit die Prinzessin Caroline benachrichtigt die Direction des Théâtre français, daß von heute an bis auf anderweitige Verfügung ihre Loge für Madame Récamier und die sich in deren Gesellschaft befindenden oder mit deren Erlaubniß erscheinenden Personen offen sein soll. Den zum Haushalt der Prinzessinnen gehörenden Personen, welche nicht ausdrücklich von Frau Récamier bezeichnet oder berufen sind, ist von heute an das Recht des Eintrittes versagt. Der Privatsekretär der Prinzessin Caroline. Ch. de Longchamps."

Das war also das Mittel, welches Napoleon anwandte, um sich mit der Récamier zu begegnen! Fouché

nicht allein, sondern auch die ihm in solchen Fällen stets gefällige Caroline mußten ihm beispringen. Der Kaiser hatte offenbar die Absicht, je nachdem seine Blicke aus Caroline's Loge erwidert werden würden, seine diplomatischen Vertreter zu ermächtigen, das definitive Erscheinen der jungen Frau am Tuilerienhofe zum Abschluß zu bringen — man sieht, daß der Apparat, welchen er in Bewegung setzte, ein bisher ganz ungebräuchlicher war.

Wie sie versprochen hatte, erschien die schöne Juliette denn auch im Theater français in der Loge Carolines. Diese Loge lag gerade gegenüber von der des Kaisers — wurde aber nur zweimal von ihr benutzt! Beide Male — war es Zufall oder geschah es absichtlich — war der Kaiser im Theater anwesend und hatte fortwährend sein Opernglas auf die der seinigen gegenüber liegende Loge gerichtet. Die auf Alles achtgebenden Hofleute waren natürlich alsbald der Meinung, der Frau Récamier stünde eine hohe Gunstbezeugung bevor.

Juliette hatte sich noch immer nicht über den ihr gemachten Vorschlag ausgesprochen und schien noch immer in Erwägungen vertieft, als eines Morgens Fouché sich wieder in Clichy einfand; er sah sehr heiter aus, sein Blick war förmlich triumphirend.

„Ah, Madame," rief er, „jetzt wird Ihre Unschlüssigkeit ein Ende haben. Ich bin es nicht mehr, es ist der Kaiser, der Ihnen die Stellung einer Palastdame anträgt. Ich habe Auftrag, in seinem Namen Ihnen dieselbe hiermit anzubieten."

Nach diesen Worten aber verschwand er schnell wieder im Gedränge der Besucher.

Frau Récamier hielt es nunmehr für angezeigt, ihren Gemahl von dem kaiserlichen Anerbieten zu unterrichten. Dieser, eine vollständige Null im Hause, ertheilte ihr Voll-

macht, zu thun, was ihr beliebe — das Ende vom Liede war, daß die Récamier ablehnte.

Fouché, empört über diesen Ausgang, hat seitdem allem Anschein nach stets in den bittersten Worten von der Gesellschaft, die bei Frau Récamier verkehrte, gesprochen und hat Mathieu de Montmorency verantwortlich für die Schlappe gemacht, welche er sich als „Diplomat in Schürzenangelegenheiten" geholt hatte.

Napoleon war derselben Meinung wie Fouché, zumal er aus Berichten von Polizeispitzeln erfuhr, daß es mit der Tugend der schönen Juliette auch nicht gar weit her, daß dieselbe vielmehr nur Façade und ein Mittel war, ihre Gunstbezeugungen noch schmackhafter zu machen, als sie es ja ohnehin sein mochten.

Das ablehnende Verhalten der Frau Récamier dem kaiserlichen Anerbieten gegenüber ist wohl auch der Grund gewesen, daß 1806 Napoleon keine Hand rührte, um das Haus Récamier zu retten, obwohl im „Mémorial" andere Gründe aufgezählt werden.

„Ich bin", sagte nach demselben Napoleon zu Junot, der ihn für die schlimme Lage des Bankhauses zu interessiren suchte, „nicht verliebt in die schöne Juliette und komme Kaufleuten nicht zu Hülfe, welche 600 000 Francs jährlich für ihren Hausstand ausgeben."

Hätte damals die Récamier den Posten einer Palastdame inne gehabt, Napoleon würde wohl anders gesprochen und gehandelt haben: das Haus Récamier hätte dann schwerlich bankerott gemacht.

Napoleon war Frauen gegenüber sehr freigebig: bezahlte er doch z. B. für Josephine jährlich etwa eine Million Schulden, der Frau Fourès während der ganzen Dauer des Kaiserreiches ein hohes Jahrgeld. Daß er Frau Récamier ihrem Schicksal überließ, als sich Verlegen-

heiten im Geschäft ihres Mannes einstellten, ist doch ein Zeichen, daß er ein gewisses Rachegefühl gegen sie mit sich herumtrug; dies kam auch nochmals zum Ausdruck, als Frau Récamier des Landes verwiesen wurde, wobei Fouché, der seinerseits seine damalige Schlappe nicht verschmerzt hatte, hülfreiche Hand bot.

Während Napoleon in voller Thätigkeit war, sich die Gunst der schönen Juliette zu erwerben, hatte er übrigens noch Zeit, rechts und links Blumen, die am Wege standen, zu pflücken. Er hatte gleich nach der Krönung in den Hofstaat der Kaiserin vier „Damen zum Anmelden" (demoiselles d'annonce) eingefügt. Nachdem sie ernannt waren, befand man sich in einiger Verlegenheit, weil man nicht recht wußte, was ihnen für eine Beschäftigung angewiesen werden könnte — neben dem Anmelden.

Es wurde bestimmt, daß sie sich in dem Salon aufhalten sollten, welcher mit dem Schlafzimmer der Kaiserin in Verbindung stand, sobald diese sich in ihren inneren Gemächern aufhielt. Erschien der Kaiser, so hatten die Damen die Flügelthüren zu öffnen; Madame de la Rochefoucauld nannte sie daher die „weiblichen Thürsteher": bei Adjutanten und Ordonnanzoffizieren hatten sie noch andere Spitznamen, die sich nicht gut wiedergeben lassen und Anspielungen enthielten auf ihre Dienstleistungen der Person des Kaisers gegenüber.

Die „Damen zum Anmelden" waren alle jung und hübsch und zogen hin und wieder einen flüchtigen Blick des Kaisers auf sich. Josephine wußte es, gerieth aber darüber in keine Gemüthsbewegung. Es befand sich unter ihnen auch die Tochter des vor dem Cabinet Napoleons aufgestellten Thürlakaien; sie war so hübsch, daß sie eine Zeit lang den Kaiser beschäftigte. Von ihr, vielleicht auch noch von einigen anderen, spricht die Rémusat, wenn sie sagt:

„Ein Mann wie Napoleon hat weder Zeit noch Stimmung für die Liebe; flüchtige Zärtlichkeiten bedeuten nichts, und Josephine selbst drückte gern in solchen Fällen die Augen zu, ja, sie war zuweilen so gefällig, diesen vorübergehenden Launen des Kaisers die Wege zu bahnen."

Der Historiker darf nicht so nachsichtig sein wie Josephine, er muß diese Beziehungen, und wären sie auch noch so flüchtig, buchen.

Joseph le Maistre, der bekannte Philosoph, versagt Napoleon den Beinamen „des Großen", weil derselbe keine Moralität besessen habe. Gewiß! Wenn ein Mann nur Achtung verdient, je nachdem er Herr über seine Sinne ist, so hat Napoleon allerdings keinen Anspruch auf die Bezeichnung. Es wäre vielleicht gut gewesen, er hätte in Bezug auf sich selbst jene Worte verwerthet, die er einstmals an einen Andern richtete:

„Wenn man", sagte er, „seine moralischen Gebrechen kennt, wie Sie, mein Herr, so muß man seine Seele gerade so in Pflege nehmen, wie einen wunden Arm oder ein krankes Bein."

Die Vorsichtsmaßregeln, welche er traf, um nicht ertappt zu werden, wenn er auf Abwegen war, beweisen, wie wohl er wußte, daß „sein Arm wund" oder „sein Bein krank" war.

Charakter zeigt sich nicht darin, daß man seine Fehltritte versteckt, sondern darin, daß man sie zu vermeiden sucht. Napoleon gab gern edlen Empfindungen Ausdruck, Frauen gegenüber aber versagten sie stets. Sein einziges Verdienst in dieser Richtung war, wie schon gelegentlich einmal betont wurde, das, daß er den Frauen keinerlei Einfluß auf seine Entschließungen einräumte.

Eines Tages hat er in Boulogne zu Frau Rémusat gesagt:

„Die Liebe ist nichts für mich. Denn was heißt Liebe? Eine Leidenschaft, welche das Universum bei Seite schiebt, um nichts zu sehen als den geliebten Gegenstand. Ich bin nicht geschaffen, mich einer solchen Ausschließung zu überlassen."

Er vergißt da etwas, was ihm früher passirt war. War seine erste Liebe, die zu Josephine, nicht von der alles Andere ausschließenden Art gewesen? Napoleon wollte gern für einen Mann angesehen werden, der über die Gebrechen der Menschheit erhaben ist.

Sein damaliges Alleinsein in Boulogne mit der liebenswürdigen jungen Frau, die ihm aufmerksam zuhörte, hatte wohl seine Phantasie etwas erhitzt, denn er sagte hinterher noch:

„Ich habe stets viel von der Analyse gehalten und würde, das kann ich Ihnen sagen, Madame Rémusat, falls ich mich ernstlich verlieben sollte, meine Liebe Stück um Stück zerlegen."

Ginge er jetzt in der Erinnerung an ein Zerlegen seiner Liebe Stück für Stück, als rein könnte er nur die zu Mlle. du Colombier anerkennen und müßte sich sagen: diese Dame hättest du heirathen sollen — an ihrer Seite hättest du Glück, Zufriedenheit gefunden, allein sie ging ihm verloren, diese reine Liebe, und mit ihr Vieles: ihm sowohl wie Frankreich! . . .

Napoleon hatte keine gute Erziehung genossen: jene Erziehung des Herzens, die wir dem Einfluß von Vater oder Mutter verdanken, fehlte ihm ganz. Er mußte, es war eine Nothwendigkeit, wenn man die sittenverderbte Zeit bedenkt, der seine Jugend angehört, er mußte der Narr der ersten besten Coquette werden, die ihm über den Weg lief und abgefeimt genug war, seine Liebe zum Altar zu schleppen.

Schnell verflüchtigte sich diese Liebe; von Josephine entzündet, wurde sie auch von Josephine erstickt. Die naive, vertrauensselige Begeisterung wandelte sich in Bitterniß und Grimm; weil er von Josephine getäuscht war, deren Wahl doch ihm zur Last fällt, meinte er, alle Frauen wären Josephinen. Die Frauen, welche er um sich sah, seine Schwestern, die Palastdamen, die Frauen von Staatsräthen, Ministern und Generälen schienen ihm allerdings zu bescheinigen, daß die Tugend bei den Frauen nur ein leerer Schall, daß die Frauen zu nichts gut wären, als, wenn Einen die Laune anwandelt, sich an ihnen zu ergötzen, sie im Uebrigen mit ihrem Kleidertand, ihren Hündchen und ihrem Geklatsch allein zu lassen.

Unerwähnt soll es nicht bleiben, daß Napoleons isolirter Stand auf der Höhe der Macht, daß die Etikette Hindernisse sind, die der wahren Liebe wenig Raum bieten können. Man hatte in den Tuilerien keine Zeit, sich zu lieben: unter horchenden Ohren, lauernden Augen, überallhin schnüffelnden Nasen gedeiht die Liebe schlecht. Der kaiserliche Hof glich einem Wirbelwinde, dem nichts entging, der Alles in sich hineinriß.

Napoleon hatte nicht so unrecht, wenn er sagte, die Liebe wäre nichts für ihn; unrecht aber war es, daß er Vorleserinnen und Damen zum Anmelden u. s. w. um sich her versammelte, nur um Gelüsten zu fröhnen, die, getrennt von der Liebe, doch nur gemein sind.

„Die Kaiserin", so berichtet deren erste Kammerfrau, Mlle. Avrillon, „war unglaublich eifersüchtig, und doch umringte sie sich gern mit jungen und hübschen Damen; das hieß so viel, wie den Schritten ihres Gemahls Fallen stellen; hernach, wenn derselbe sich hatte fangen lassen, stellte sie ihn zur Rede, und es kam oft zu heftigen Auftritten. Da der Kaiser in solchen Fällen lediglich einer vorübergehenden

Laune folgte, so opferte er die Betreffende ohne Bedenken der Eifersucht der Kaiserin. Ja, er that mehr, und ich habe dies stets, wenn die Kaiserin davon zu mir sprach, gemißbilligt: er theilte ihr nämlich mehr mit, als sie wissen wollte, schilderte ihr gewisse verhüllte Unvollkommenheiten der Betreffenden u. s. w."

Aehnliches theilt die Rémusat mit:

„Wenn ihm eine Frau überdrüssig war, so kam es ihm garnicht darauf an, zu Josephine von seinem Verhältniß zu sprechen und ihr von den körperlichen Vorzügen oder Mängeln der Abgedankten zu erzählen." *)

Zu erinnern wäre dabei nur, daß diese beiden Chronistinnen nur Das nacherzählen, was ihnen Josephine mittheilte, und daß diese gern flunkerte, ja, wenn sie böse auf den Gemahl war, die abscheulichsten Dinge geradezu aus der Luft griff.

Soll sie solche Abscheulichkeiten vielleicht gar nur deshalb verbreitet haben, um den Eifer zu dämpfen, mit welchem die Damen ihrer Umgebung den Kaiser zu verlocken suchten?

In die Zeit, bei welcher wir in unserem Bericht angelangt sind, fallen auch die flüchtigen Beziehungen Napoleons zu Fräulein Mars; es fehlt darüber jedoch jede Einzelheit, nur eine Anecdote circulirt, welche nicht verschwiegen werden darf und an Glaubwürdigkeit — wenigstens in den Augen der Royalisten — dadurch gewinnt, daß die gefeierte Schauspielerin zur Zeit der Restauration ihre Anhänglichkeit an den gestürzten Heros ungenirt zur Schau trug.

An Sonntagen pflegten oft im Tuilerienhofe Paraden über die Garden stattzufinden. Einst gewahrte bei dieser

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires" I. 207.

Gelegenheit Napoleon in der Zuschauermenge Fräulein Mars; er spornt sein Pferd durch die Spalier bildenden Posten, welche dem Andrängen des Publikums wehren sollten, und ruft, in ihre Nähe gelangt, der Dame freundlich zu:

„Sie machen uns, wie ich sehe, endlich einen Gegenbesuch, Madame, für die vielen Besuche, welche wir Ihnen mit so großem Vergnügen im Theater français machten."

Durch diesen Auftritt wurde das zu den Paraden stets zahlreich herbeiströmende Publikum auf die Dame aufmerksam, die trotz ihrer Sicherheit auf der Bühne ganz verlegen wurde.*)

Auch hat man behaupten wollen, daß ihr Name „Mars" nicht ohne Beziehung zu dem Siege stünde, den der wieder erstandene Kriegsgott über die große Künstlerin gewonnen haben soll. Allein an sicheren Anzeichen dafür, daß intime Beziehungen zwischen der Mars und Napoleon bestanden hätten, fehlt es ganz; wir stoßen in den zeitgenössischen Memoiren nur auf unbestimmte Andeutungen.

*) „Mémoires d'un bourgeois de Paris."

VII. Capitel.

Reise Napoleons nach Italien. — Seine Neigung für eine Vorleserin. Eifersucht Josephines, Fräulein Lacoste wird fortgeschickt. — Die Entschädigung, welche der Kaiser ihr bewilligt. — Ein kleines Ereigniß in Stupinigi. — Fräulein Ida Saint-Elme. Heimliche Liebe. — Frau Gazzani; die Eifersucht im Palais. — Josephine möchte sie gern mit dem Kaiser überraschen. — Napoleon und die Königin von Baiern. — Eleonore Denuelle de la Plaigne, Vorleserin der Prinzeß Caroline. — Sie schenkt dem Kaiser einen Sohn. — Stephanie de Beauharnais. — Vorliebe des Kaiser für sie. — Ein Ereigniß, welches Zeugniß für diese Vorliebe giebt. — Ein kleiner Schwindel Stephanies. — Heirath. Die Prinzessin weigert sich, ihren Gemahl zu empfangen. — Ein seltsamer Honigmond. — Der Kaiser wird unangenehm. — Die Sache ist zu Ende.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1805 trat der Kaiser von Paris aus eine Reise nach Italien an. Josephine begleitete ihn; im Gefolge waren die Damen de la Rochefoucauld, d'Arberg, de Serrant und Savary, auch eine große Anzahl von Kammerherren, Adjutanten, auch mehrere Vorleserinnen und Damen zum Anmelden.

Es handelte sich um die Krönung des Kaisers in Mailand als König von Italien. —

Die Reise war ein Triumphzug. In Lyon vor Allem war die Aufnahme eine über alle Beschreibung begeisterte.

Da der Kaiser auf seinen Reisen gern so schnell wie möglich vorwärts kam, so hielt man sich nirgend lange auf, nur in Piemont, und zwar in Stupinigi, wurde eine Ausnahme gemacht.

Dort, zwei oder drei Meilen von Turin entfernt, lag ein kleines Jagdschloß, ein Lieblingsaufenthalt der früheren Könige von Sardinien. Man verweilte nur einige Tage. Während derselben fiel dem Kaiser unter den mitgenommenen Vorleserinnen das Fräulein Lacoste angenehm auf; sie war blauäugig, hatte einen schönen Teint und erst seit kurzer Zeit ihren „hohen" Posten inne. Die Avrillon berichtet, die Lacoste wäre eine Waise gewesen und von ihrer Tante, einer ränkesüchtigen Frau, erzogen worden.

„Die Lacoste hatte", schreibt sie, „eine sehr hübsche Figur und schönes, blondes Haar, nur war sie etwas mager; in ihrem Auftreten lag Sicherheit, vielleicht zuviel Sicherheit. Dabei aber war sie die Sanftmuth selbst, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, viel Geist, und in ihrem muntern Wesen etwas Verführerisches."

In dem kleinen, für den kaiserlichen Hofhalt allzu kleinen Schloß war es leicht für die junge Vorleserin, sich bemerkbar zu machen; ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, aber fiel ihr nicht ein. Sie schlug auch die Augen nicht nieder vor des Kaisers vielsagenden Blicken — was die Sprache der Augen in Stupinigi eingeleitet hatte, kam in Mailand zur Verhandlung: der Kaiser ließ der kleinen Lacoste sagen, er wäre Willens, ihr seine Huldigungen darzubringen; und diese zierte sich nicht weiter und ließ antworten, sie wäre gern bereit, die kaiserlichen Huldigungen in Empfang zu nehmen.

Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß Josephine die häßliche Angewohnheit hatte, den Kaiser auf

Schritt und Tritt von Zofen und Kammerfrauen beobachten zu lassen. Auch gab es einige Damen ihrer Umgebung, welche sicher vor den Nachstellungen des Kaisers, mit dem Wunsche sich Liebeskind bei der Kaiserin zu machen, derselben allerhand Beobachtungen unterbreiteten, welche sie gemacht zu haben glaubten, sie arbeiteten Hand in Hand mit den besoldeten Spionen Josephines.

So kam es, daß diese sehr bald von der neuen Verirrung des Kaisers im „Labyrinth der Liebe" hörte. Diesmal aber wich der Kaiser vor den Vorwürfen Josephines zurück und bekannte ohne Weiteres sein Unrecht.

Fräulein Avrillon, welche in Stupinigi die Blicke herüber und hinüber aufgefangen hatte, sagte — wenigstens versichert sie so — der Kaiserin kein Wort.

Hätte Josephine auf einen bloßen Verdacht hin die Vorleserin fortgejagt, so hätte ihre erwachte Eifersucht sich gewiß einer Anderen zugewendet; es wäre also Nichts dabei gewonnen gewesen.

Napoleon entschädigte mit „königlicher" Großmuth die Lacoste für den Schimpf, den er ihrem Ruf angethan hatte; setzte es auch bei Josephine durch, daß die Vorleserin nicht Knall und Fall, wie es bei anderen schon vorgekommen war, fortgeschickt wurde, sondern daß der Schein gewahrt blieb. Er ließ an die Tante einen Brief abgehen, in welchem dieselbe ersucht wurde, ihre Nichte in Mailand abzuholen. Außerdem war Napoleon derselben Meinung, wie Ludwig XIV., nämlich: daß die Damen, welche sich ihm hingegeben hatten, für die verlorene Ehre durch Ehrenbezeugungen entschädigt werden müßten, und verlangte, Josephine solle der Sünderin an einem Abend, an welchem großer Empfang stattfand, Zutritt in ihre Gemächer gewähren.

„Wie," rief Josephine entrüstet, „eine Vorleserin, eine

simple Vorleserin sollte ich in meinen Gesellschaften empfangen? Das ist ja noch nicht dagewesen! Wo bleibt denn da die Etikette?"

Schließlich, da diese Aufnahme in ihre Gesellschaft ja zugleich soviel bedeutete, als die Entfernung der Lacoste aus derselben, gab Josephine nach.

Mit einer ansehnlichen klingenden Entschädigung in der Tasche reiste die Lacoste ab, auch bewilligte der Kaiser ihr als Mitgift, für den Fall der Verheirathung ein nicht unbedeutendes Capital; die Folge war, daß die Lacoste alsbald unter die Haube kam und einen der haute finance angehörigen Herrn, der selber viele und dicke Geldsäcke, aber gar kein „Vorurtheil" hatte, heirathete.

Es ist merkwürdig, daß trotz dieser sich fort und fort wiederholenden Abschweifungen Napoleons das eheliche Verhältniß von den Zeitgenossen als ein im Allgemeinen durchaus gutes bezeichnet wird. Nur die Rémusat, welche strenger als die Andern über die Pflichten des Ehemannes seiner Frau gegenüber denkt, ist anderer Meinung; sie führt einige nicht uninteressante Einzelheiten auf, in welcher Weise die zahlreichen Treubrüche des Kaisers auf sein Wesen und Benehmen am häuslichen Heerde — in höfischer Sprache in den „intimen Gemächern" — einwirkten.

„Ich habe oft bemerkt," sagt sie, „daß, sowie Napoleon sich um die Gunst irgend einer weiblichen Person bewarb, er sich heftig, hartherzig, rücksicht- und theilnahmlos gegen seine Gemahlin benahm. Ob dies daher kam, daß sein despotischer Charakter es sonderbar fand, daß Josephine sich weigerte, seine Unabhängigkeit nach allen Richtungen hin anzuerkennen, oder daher, daß die Natur ihm nur ein geringes Maß zärtlicher Empfindungen hatte zu Theil werden lassen, und diese völlig in Anspruch genommen waren von der momentan Bevorzugten, ihm also Nichts

übrig blieb — das zu entscheiden, bin ich außer Stande. Er verfehlte nie, Josephine ein an Rohheit grenzendes Erstaunen zu zeigen, wenn er fand, daß diese seine Handlungsweise mißbilligte; er suchte ihr sozusagen mit mathematischen Formeln nachzuweisen, daß solche Zerstreuungen ihm erlaubt, für ihn eine Nothwendigkeit wären. Ich bin, so pflegte er zu sagen, kein Mann wie Andere, und Gesetze der Moral und Schicklichkeit bestehen für mich nicht."

Dergleichen Dinge sagte er, wie Josephine ihren Damen oft erzählt hat, nur wenn er zornig war darüber, daß Josephine ihn auf verbotenen Wegen ertappt hatte. Er wußte recht gut, daß die Gesetze der Moral und der Convenienz auch für ihn zu Recht bestanden, denn er versteckte sich soviel er konnte, wenn er ihnen zuwiderhandeln wollte, was er ja sonst nicht gethan hätte.

Schließlich ist denn Alles immer freundschaftlich beigelegt worden. Der Kaiser setzte Josephine auseinander, daß ihr das Recht nicht zustünde, die Empfindliche zu spielen, und aus Furcht vor der Scheidung schwieg diese auch, indem sie sich darauf beschränkte, zu weinen; sie wußte ja, welchen Einfluß Thränen auf Napoleon hatten. Späterhin mag sie auch wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß er wirklich über aller Moral erhaben war, da sie einige seiner wilden Verhältnisse begünstigte, ja einige seiner Maitressen zu ihren Freundinnen machte.

Die außerehelichen Zerstreuungen Napoleons während seines damaligen Aufenthaltes in Italien haben sich allem Anscheine nicht auf die Lacoste beschränkt.

Während des kurzen Aufenthaltes in Stupinigi — ob vor oder nach Anknüpfung der Beziehungen zur Lacoste, ist nicht gesagt — kam es zu anderen Liebesscharmützeln, von welchen in den Memoiren Constant's, d. h. in dem

letzten Capitel derselben, welches Villemarest, früherer Sekretär des Prinzen Borghese, schrieb, die Rede ist.

Dieser Herr de Villemarest ist es auch, welcher die Memoiren Bourrienne's und die Blangini's ergänzte. Er war bestens eingeweiht in alle Angelegenheiten des kaiserlichen Hofes, wie der kaiserlichen Familie, ihm waren alle die kleinen und großen Aergernisse bekannt, zu denen namentlich auch die kaiserlichen Prinzessinnen und die kaiserlichen Prinzen Veranlassung gaben; sein Bericht über die Vorgänge in Stupinigi darf nicht übergangen werden; möge der kritisirende Leser glauben, was ihm beliebt.

„In der Stube, welche ich bewohnte," erzählt Villemarest, „war eine Dame aus dem Gefolge Josephines, während der kaiserliche Hof in Stupinigi war, untergebracht. Der Kaiser war im Besitz eines Schlüssels, welche alle Thüren öffnete. Eines Nachts betritt er das Zimmer — jetzt das meinige, früher das der Dame — mit einer Blendlaterne in der Hand, setzt sich am Kamin nieder, und macht sich daran, die Kerzen anzuzünden.

Die Dame war nicht allein!

Wie das kam, bin ich außer Stande anzugeben, vielleicht hatte sie Furcht vor den Mäusen, deren es in Stupinigi in Menge gab. Kurzum ein kaiserlicher Adjutant befand sich im Bett der Dame. Bei dem ersten Geräusch des Schlüssels im Thürschloß war demselben klar, daß Niemand Anderes als der Kaiser einträte, und eiligst versteckte er sich zwischen Bett und Wand, indem er Alles mit sich riß, was seine Anwesenheit verrathen könnte. Der Kaiser näherte sich jetzt dem Bett, in welchem die Dame zu schlafen schien. Da gewahrte er ein Kleidungsstück, welches Louvet als das für Herren nothwendigste bezeichnet, von einem Beinkleide zu reden, wäre unhöflich. Ich kann

mir denken, mit welchen Blicken der Kaiser das Kleidungsstück durchbohrte; ruhig, nur in etwas strengem Tone, sprach er:

„Hier ist ein Mann! Wer er auch sei, ich befehle ihm, sich zu zeigen!“ So blieb dem Versteckten nichts übrig, als zum Vorschein zu kommen. Als Napoleon seinen Adjutanten erkannte, sagte er nichts als: kleiden Sie sich an. Dies geschah und der Offizier entfernte sich. Was hernach zwischen dem Kaiser und der Dame verhandelt wurde, weiß ich nicht, wahrscheinlich hat sie den Versuch gemacht, den Kaiser glauben zu machen, er habe nur eine Vision gehabt, es handele sich um keinen wirklichen Adjutanten, sondern nur um einen Adjutanten der Einbildung, wie Macbeths Dolch. Wird doch von einer Dame, die in ähnlicher Lage von ihrem Gatten überrascht wurde, erzählt, sie habe demselben mit weinender Stimme gesagt: „Ach, Du liebst mich nicht, denn Du glaubst, was Du siehst, und nicht, was ich Dir sage.“ Fest steht, daß am anderen Tage, als der Adjutant beim Morgenempfange erschien, der Kaiser mit keinem Worte des Vorfalles gedachte.

Gelegentlich dieser italienischen Reise, und zwar in Mailand, hat auch eine Mme. Ida Saint-Elme, so berichtet sie wenigstens selber, zweimal das Glück gehabt, mit Napoleon in nahen Verkehr zu treten; viel Glauben kann man ihren in acht Bänden niedergelegten „Mémoires d'une contemporaine“ nicht schenken. Das Werk, vielleicht nichts als die unlautere Speculation eines Buchhändlers, ist geschrieben von Lesourd, der einstmals Unterpräfekt in Sceaux war, von Herrn Malitourne und Karl Nodier; enthält auch einige Capitel, die einem Buche entstammen, dessen Verfasser Villemarest ist; unter einem Wust von Flausen aller Art sind kaum einige Körnchen

Wahrheit zu finden — man thut gut, sich bei dieser angeblichen Liebschaft Napoleons mit der Saint-Elme nicht aufzuhalten.

Es ist wiederholt zu betonen, daß trotz seiner Pürschgänge in den Revieren Amors der Kaiser seine Geschäfte keinen Augenblick vernachlässigte. Er wohnte in Mailand allen Festen bei, erließ Verfügungen über Verfügungen, welche die Organisation und die Verwaltung des neuen Königreichs betrafen. Erst nach Erledigung dieser Geschäfte verließ er Mailand wieder und kehrte über Genua nach Frankreich zurück; Genua veranstaltete ihm zu Ehren die herrlichsten Feste, die man sich denken kann; bei einem derselben begegnet er sich zum ersten Mal mit der schönen Frau Gazzani. In jeder Stadt, durch welche das Kaiserpaar kam, hatten die Behörden dem Ort angehörige Damen zum Ehrendienst gestellt: sie waren nicht ausschließlich aus den vornehmsten Geschlechtern, man hatte vielmehr besondere Rücksicht auf äußere Vorzüge genommen. Zu dieser Kategorie zählte die Gazzani. Sie war die Tochter einer Genuesischen Schauspielerin oder Tänzerin, jedenfalls die Schönste unter den Schönen.

„Ich habe nie", so erzählt die Avrillon, „eine Frau von solcher Formenvollendung gesehen. Es lag auch in ihren Gesichtszügen etwas Berückendes, worin es eigentlich bestand, weiß ich nicht; je mehr man sich in die Züge dieses Angesichts vertiefte, desto mehr fühlte man sich wie von einem Zauber gebannt. Aus ihren Augen strahlte eine himmlische Sanftmuth, sie schienen von Sammt zu sein; ihr Blick war wie eine Liebkosung; ihre Gestalt war schön, aber doch nicht in dem Maße, wie ihr Gesicht, sie hätte vielleicht voller sein können. Man mußte Frau Gazzani im Schmuck des Mezzaro sehen, jenes schleierartigen Tuches, mit dem die Töchter Genua's sich umhüllen, um zu be-

greifen, von wie hinreißender Wirkung die Frauenschönheit sein kann."

Frau de Rémusat schließt sich diesem Urtheil an, und redet in folgenden Worten von der schönen Genueserin:

„Schönere Augen habe ich in meinem Leben nicht gesehen, auch nie ein feineres, reizenderes Gesicht. Sie war von hoher Gestalt, ihre Bewegungen sehr gefällig; sie hätte vielleicht etwas stärker sein können. Sie war unbedingt unter den vielen schönen Frauen, die damals am kaiserlichen Hofe waren, die allerschönste."

Napoleon hatte nicht erst nöthig, sie im Schmuck des Mezzaro zu sehen, um von ihr bezaubert zu sein. Unter dem Vorwande, sich bei den Italienern beliebt zu machen, beschloß er, einige Herren und Damen seines neuen Königreiches an den Pariser Hof zu ziehen, und so wurde die Gazzani Vorleserin bei Josephine. Er war wohl sehr damit einverstanden, daß diese sich nie Etwas vorlesen ließ, auch sprach die neue Vorleserin das Französisch nur gebrochen. Er selbst aber war des Italienischen vollkommen mächtig, und man hatte daher keine Mühe, sich zu verständigen.

Talleyrand, der sich damals die erdenklichste Mühe gab, neben Josephine eine kaiserliche Maitresse zu stellen, hatte den Vorschlag gemacht, an Stelle der soeben entlassenen Lacoste die Gazzani zu ernennen — man kann sich denken, wie bereitwillig Napoleon das in ihm erwachte Verlangen hinter Talleyrand's Wünschen versteckte.

So erschien denn bald, nachdem der Hof wieder in Paris eingetroffen war, die Gazzani als Vorleserin an demselben. Der Kaiser wollte, wie er es bereits in Bezug auf die Lacoste versucht hatte, das Hofceremoniell auch zu Gunsten von deren Nachfolgerin ummodeln. Er verlangte für die Gazzani eine gewisse Gleichstellung mit den Palast-

damen, insofern es sich um das Ceremoniell des sogenannten Salon d'honneur handelte; dies war ein Prunkgemach, welches nur bei großen Feierlichkeiten in Betracht kam; natürlich erwachten Neid und Eifersucht alsbald, allein man hatte der Maitresse des Kaisers gegenüber nicht den Muth, diesen Stimmungen Ausdruck zu geben, und die beleidigten Palastdamen versteckten dieselben hinter einer gewissen sittlichen Empörung, welche vielen unter ihnen gar komisch stand. Die Alles neben sich in den Schatten stellende Schönheit der Italienerin war ihnen außerdem ein Dorn im Auge, und wenn an den Tagen des sogenannten „großen Empfanges" die Gazzani Platz nahm im Kreise, welcher die Kaiserin umringte, erhoben sich ihre nächsten Nachbarinnen gewöhnlich von ihren Sesseln, als fürchteten sie, ihre Tugend möchte leiden neben einer „Person", die so wenig von diesem kostbaren Gut besaß.

Frau Gazzani war anfänglich etwas betroffen darüber, allein sie war klug genug, sich den Anschein zu geben, als bemerke sie nichts, begegnete auch allen gegen sie gerichteten Feindseligkeiten mit der ihr eigenen Sanftmuth, und dadurch gelang es ihr in der That allmählich, Neid und Eifersucht zu besiegen, und aus der Quarantäne, welche man über sie verhängt hatte, entstand — wie uns berichtet wird — mit der Zeit mancher Freundschaftsbund. Durch ein besonnenes Erwägen ihrer eigenen Interessen waren die Damen unzweifelhaft zu der Einsicht gelangt, daß sie besser thäten, eine Genossin zu schonen, welche so viel beim Kaiser galt; von Freundschaftsbündnissen war dabei wohl weniger die Rede.

Josephine wußte natürlich alsbald Bescheid in Bezug auf den allerneuesten Treubruch des kaiserlichen Gemahls, allein sie war für die „schöne Genueserin", wie die Gazzani allgemein genannt wurde, voll Wohlwollen, ja, behandelte

dieſelbe mit einer gewiſſen Zuvorkommenheit. War ſie auch in der erſten Zeit ſehr beunruhigt darüber, ſich dieſe auffallende Schönheit als Vorleſerin aufgedrängt zu ſehen, und befürchtete ſie, dieſelbe möchte eine ihr gefährliche Herrſchaft über Napoleon gewinnen, ſo kam ſie doch allmählich auf andere Gedanken, und diesmal wollte ſie wieder einmal nichts ſehen, konnte aber doch der Verſuchung nicht widerſtehen, eine Ueberrumpelung des Liebespaares in Scene zu ſetzen.

„Eines Tages, als der Kaiſer in den ſogenannten kleinen Gemächern“ — ſo erzählt Conſtant — „mit Frau Gazzani ein Stelldichein hatte, gab er mir den Befehl, in ſeinem Cabinet zu bleiben, den Leuten, welche nach ihm fragen ſollten, und wäre es ſelbſt die Kaiſerin, zu ſagen, er wäre in ſeinem Arbeitszimmer bei der Arbeit. Die ſogenannten „kleinen Gemächer“ in den Tuilerien waren dieſelben, welche früher Herr Bourrienne bewohnt hatte; es führte direct eine Treppe aus dem Schlafzimmer des Kaiſers zu ihnen hinauf; ſie waren nur einfach möblirt und hatten einen zweiten Ausgang nach der ſogenannten „ſchwarzen Treppe“ hin; durch dieſe Treppe hatte Madame Gazzani Zutritt, während der Kaiſer die andere benutzte. Er und ſie waren erſt wenige Augenblicke beiſammen, als die Kaiſerin im Cabinet ihres Gemahls erſchien und frug, wo derſelbe wäre. Ich antwortete, ſagt Conſtant:

„Madame, in dieſem Augenblick iſt der Kaiſer ſehr beſchäftigt; er iſt im Arbeitszimmer und arbeitet mit einem Miniſter.“

„Conſtant, ich will ihn ſehen, ich will zu ihm.“

„Unmöglich, Madame. Ich habe den gemeſſenen Befehl, Seine Majeſtät nicht zu ſtören, ſelbſt nicht um Ihrer Majeſtät der Kaiſerin willen.“

Darauf wandte sich die Kaiserin, allem Anschein nach sehr verstimmt, um und entfernte sich, kam aber schon nach einer halben Stunde wieder, und da sie ihren Wunsch wiederholte, mußte ich auch meine Antwort wiederholen. Mir ging es nahe, zu sehen, wie sehr sie sich darüber ärgerte und grämte, aber ich konnte nur meiner Ordre entsprechend verfahren.

An demselben Abend, als der Kaiser sich zur Ruhe verfügte, sagte er zu mir in barschem Tone, die Kaiserin hätte ihm Alles gesagt. Ich hätte ihr, als sie nach ihm gefragt, geantwortet, er hätte ein Rendez-vous mit einer Dame und sich mit derselben eingeschlossen. Ich antwortete ruhig, Seine Majestät könnten das unmöglich glauben.

„Nein", rief er, rasch zu seinem alten freundschaftlichen Tone mir gegenüber zurückkehrend. „Ich kenne Dich gut genug und traue vollkommen Deiner Verschwiegenheit. Wehe den Schwätzern, wenn es mir gelingt, sie zu ermitteln."

Geschwatzt wurde allerdings bereits sehr viel, und das neue „Verhältniß" Napoleons war sozusagen in Jedermanns Munde, die Gazzani aber so klug, in keiner Weise auf die „hohe Stellung" zu pochen, welche ihr das Schicksal in den Schooß geworfen hatte: feierte sie Triumphe, so feierte sie dieselben in aller Stille.

Die Gazzani war ja, wie Frau Rémusat berichtet, von sanftmüthigem, unterwürfigem Wesen und gab dem Drängen des Gebieters wohl nur in der Ueberzeugung nach, daß es nicht erlaubt wäre, ihm Widerstand zu leisten.

Derselben Ansicht mußte auch wohl Herr Gazzani sein, denn er nahm als Ersatz für sein eheliches Unglück stillschweigend die Stellung eines Ober-Rentmeisters im Euredepartement an.

Sehr lebhaft war die Neigung Napoleons für die Gazzani doch nicht, hielt auch nur zwei Jahre vor: zuletzt traf er mit der schönen Dame nur noch selten zusammen. Auch über die Gazzani sprach er ohne Rückhalt zu Josephine, und dies war schon ein Vorzeichen dafür, daß die Sache von keiner langen Dauer sein würde; er unterrichtete auch diesmal, wie er es in Bezug auf die Duchâtel und viele Andere gethan hatte, Josephine von allen Einzelheiten seiner Schäferstunden. Ist dies ein Anzeichen für einen gänzlichen Mangel an Zartsinn und Schicklichkeitsgefühl, so zeigt es auch, daß seine Liebe zur Gazzani eben auch keine eigentliche Liebe, sondern nur ein Zeitvertreib war. Talleyrand, der ja den Kuppler gespielt hatte, wurde vom Kaiser, wie die Rémusat herausgebracht hat, noch ganz besonders darüber unterrichtet, weshalb die Dame trotz ihrer Schönheit den kaiserlichen Wünschen nicht ganz entsprach. Es ist eine alte Geschichte, daß, wenn Männer unter sich über Frauen sprechen, stets Einer den Andern an ergötzlichen Vertraulichkeiten zu überbieten sucht. Es gehört allem Anschein nach zum guten Ton, über Liebschaften sich in Einzelheiten zu verlieren, die pikant sein mögen, aber von einer Schamlosigkeit ohne Gleichen Zeugniß ablegen. Würden die Frauen dieses frivole Geschwätz hören, es würde sich die Zahl der Leichtfertigen unter ihnen schnell verringern.

Die Gazzani ist, während sie die „Favoritin" war, Niemandem zu nahe getreten, ja, es schien, als wäre sie bemüht, die Damen um Verzeihung zu bitten, daß sie schön wäre und ihrem Gebieter gefiele.

Ihre Anwesenheit am Hofe wurde auch Veranlassung, daß italienische Tänze in den Tuilerien in Aufnahme kamen, zugleich mit italienischer Musik; dabei hatte sie persönlich eigentlich gar keinen Einfluß. Um ihrer Stellung

als Vorleserin irgend einen durch das Hofceremoniell zu erklärenden Hintergrund zu geben, bestimmte der Kaiser, daß ihr die Oberaufsicht über die Diamanten Josephines anvertraut werde. Allein auch dieses Amt blieb nur ein Wort auf dem Diplom, den Schlüssel zu dem Schatzhause Josephines behielt nach wie vor die Avrillon. Diese „Hofsoubrette", wie sie wohl genannt wurde, befand sich stets bei der Hand, wenn ihre Gebieterin irgend welchen Toilettenwunsch hatte, der sich auf die Schaustellung ihrer zahllosen, herrlichen Precioſen richtete — das war so bequem!

In der Zeit nach der Rückkehr aus Italien hatte der Kaiser nur wenig Muße, um seinen neuen Liebling zu sehen. Der Krieg, der mit Preußen bevorstand, entriß ihn allen Nebenbeschäftigungen, sehr bald verließ er Paris, um bei Jena und Friedland neue Lorbeeren zu erkämpfen.

Hier müssen wir, ehe wir weiter gehen, einige Schritte rückwärts thun.

Als Napoleon nach der Austerlitzer Schlacht, d. h. nach dem Feldzuge in Oesterreich, während dessen es für zarte Verhältnisse auch keine Zeit gab, auf der Rückkehr nach Paris war, hielt er sich einige Zeit in München auf. Er hatte Baiern zu einem Königreich gemacht und als Preis dafür gefordert und erlangt, daß die Königstochter seinem Stiefsohn Eugen, der Vicekönig von Italien geworden war, „ehelich beigelegt" wurde, wie ein mittelalterlicher Chronist sich ausdrücken würde. Diese Tochter, Prinzessin Auguste, war zuvor die Verlobte des badischen Erbprinzen gewesen, und dieser sollte für den Verlust seiner Braut dadurch entschädigt werden, daß man ihm eine Nichte Josephines, Fräulein Stephanie de Beauharnais, als Gemahlin verschrieb.

Während der Abwickelung dieser wichtigen Geschäfte suchte Napoleon sich dadurch zu zerstreuen, daß er der

Königin von Baiern angelegentlich den Hof machte. Es war die zweite Frau des Königs, eine noch junge Dame; sie war nicht gerade schön, aber doch fesselnd in ihrer äußeren Erscheinung, hatte ein sehr vornehmes Wesen und viel feine Grazie. Sie mußte wohl einen starken Eindruck auf Napoleon machen, denn ihr gegenüber war er bemüht, die Manieren des Troupiers, den bärbeißigen Ton, der ihm sonst eigen, abzulegen. Er schien sich sogar mit der Hoffnung zu tragen, daß der Besieger der Oesterreicher bei Austerlitz auch der Sieger über frauliche Tugend in München werden würde — das war allerdings ein starker Irrthum! Der wundervolle Tact, mit welchem die Königin den kaiserlichen Seladon fernhielt, der complicirte Apparat der Etikette, mit welchem sie seinen Gelüsten Schranken wies, veranlaßten ihn bald, die Partie für verloren zu geben, zumal Josephine, welche sich zu den Vermählungsfeierlichkeiten eingestellt hatte, bereits in Eifersucht zu rasen begann. Sie beschuldigte die Königin der Koketterie und veranlaßte in der That die Abreise ihres Gemahls noch vor der angesetzten Zeit.

Der nach Paris heimgekehrte Sieger von Austerlitz war mehr denn je das Augenmerk jeder nur einigermaßen hübschen Dame in dem lustigen Tuilerienschloß.

„Der kaiserliche Hof," sagt General Baron Thiébault in seinen Memoiren, „so strahlend er von Pomp und Siegesruhm war, hatte nicht den Ruf einer großen Ehrbarkeit: es herrschte ein allgemeines stillschweigendes und von Josephine selbst gefordertes Einvernehmen dahin, daß dem Sieger kein Widerstand entgegenzusetzen wäre. Je mehr Werth eine Dame auf ihre Person legte, desto mehr hielt sie sich für verpflichtet, sich als Opfer darzubringen.

Man mußte nur dabei sein, wenn der Kaiser auf einem Tuilerienball erschien und den Saal betrat: trotz

eines gewiſſen ehrerbietigen Schauers, der eine Jede überrieſelte, wenn er zufällig in ihre Nähe kam, ſo ſchienen dieſe Damen doch in dem graciöſen Lächeln ihres Mundes, dem Schimmer in ihren Augen mit dem Dichter zu rufen:

O Du, des Landes König, ſei willkommen,
Dein Recht geht weit und ſoll uns frommen."

Nicht nur in den Sälen der Tuilerien, überall, wohin er kam, war er ein Magnet für die Blicke der Frauen. In den Paläſten der kaiſerlichen Prinzeſſinnen verkehrte mehr als eine ſchöne Dame, die ihr Netz nach ihm warf. Bei der Prinzeſſin Caroline z. B. war eine junge Vorleſerin — Conſtant bezeichnet ſie nur mit der Initiale ihres Vornamens „E" — es war Fräulein Eleonore Denuelle de la Plaigne, eine frühere Penſionärin der Erziehungsanſtalt der Campan in Saint Germain, welche bei ihrem Austritt aus derſelben einen Capitän im 15. Dragoner-Regiment Namens Revel geheirathet hatte. Die Ehe war nichts weniger als glücklich geweſen: es waren kaum zwei Jahr verfloſſen, als der Gemahl auf zwei Jahre wegen Urkundenfälſchung eingeſperrt wurde. Am 29. April 1806 war durch richterlichen Spruch die Ehe geſchieden worden.

Die junge Frau hatte ſchon vorher ihren Mann verlaſſen und durch Vermittelung der Mme. Campan eine Stelle als Vorleſerin bei ihrer früheren Penſionatsfreundin, der damaligen Annunziata Bonaparte, jetzigen Prinzeſſin Caroline Murat, erlangt. Sie war zu der Zeit 18 Jahre alt, von großer, ſchlanker, ſchöner Geſtalt, hatte viel Geſchmeidigkeit in ihren Bewegungen, auch eine gewiſſe natürliche Vornehmheit; ſie war brünett, ihre Augen, denen ſie einen Ausdruck zu geben verſtand, der zu ihrem koketten Weſen trefflich paßte, waren tiefſchwarz. War es Zufall, war es eine Folge der Schliche und Kniffe der jungen

Dame — eines Tages begegnete sie sich in den Gemächern ihrer Gebieterin mit dem Kaiser, der ihr, angelockt von ihren schönen Blicken, nicht entgehen konnte. Caroline, die bekanntlich stets bei der Hand war, wenn es sich darum handelte, dem Bruder in gewissen Dingen Gefälligkeiten zu erweisen, hatte sogleich bemerkt, daß Etwas im Entstehen war, und machte sich schnell ans Werk, indem sie hüben und drüben die sich entzündenden Feuer schürte; sie ging wie immer vorsichtig und schlau zu Wege. Eine Vertraute mußte ihrer Vorleserin die Anträge Napoleons überbringen, welche, wie anzunehmen war, von der jungen geschiedenen Frau nicht abgelehnt werden würden.

Die ersten heimlichen Zusammenkünfte fanden in den Tuilerien statt, sie dauerten nicht lange, höchstens zwei oder drei Stunden; fanden auch nicht oft statt — da wurde eines Tages Eleonore gewahr, daß sie guter Hoffnung wäre. Nun wurde eine kleine Wohnung für sie in der Rue de la Victoire, früher Rue Chantereine, No. 29, gemiethet.

Am 13. December 1806 genas Eleonore Revel, geborene Denuelle de la Plaigne, eines kräftigen Knaben, welcher in der Taufe den Namen Léon erhielt; die Geburtsakte besagen, daß er der Sohn von „Fräulein Eleonore Denuelle, Rentiere, 20 Jahre alt, Vater abwesend", war.

Der abwesende Vater vergaß seines Sohnes nicht; er überwies ihm sogleich bei der Geburt 30000 Frks. und die Prinzessin Murat übergab den neuen Weltbürger der Amme ihres Sohnes Achilles zur Pflege; Leo verblieb bei dieser Frau, welche Loire hieß, drei oder vier Jahre. Dann übergab ihn der Kaiser der Obhut seines Privatsekretärs Meneval, der auch für Leos Erziehung zu sorgen hatte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde der Knabe der Mme. Mère übergeben. Meneval, der sehr

gutherzig war, hat ihn nie aus den Augen verloren und sich die größte Mühe gegeben, etwas Tüchtiges aus dem „Grafen Léon" zu machen — vergebens. Leo war von Natur aus ein Phantast, ein unruhiger Geist; seine sonderbaren Einfälle trugen stets den Sieg über seinen Verstand davon; er war, obwohl geistig begabt, verworren und unstät. Er hat nach bewegtem Leben erst vor einigen Jahren die Augen geschlossen.

Was Eleonore betrifft, so traf sie zunächst der harte Kummer, daß Napoleon sie bald laufen ließ. Während des denkwürdigen Aufenthaltes, den der Hof 1807 in Fontainebleau nahm, erschien auch sie dort und zwar mit dem kleinen Leo. Es gelang ihr auch, bis an die Thür vom Cabinet Napoleons vorzudringen, und sich durch Constant anmelden zu lassen; der Kaiser aber erzürnte sich gewaltig, denn er empfing nur Personen, welche er zu sich beschieden hatte; Constant mußte der Besucherin sagen, es wäre ihr ein für alle Mal untersagt, ohne vorher ertheilte Erlaubniß vor dem Kaiser zu erscheinen; auch erhielt sie den Befehl, Fontainebleau sofort wieder zu verlassen, was sie auch that.

Wenn Napoleon die Mutter nicht wiedersehen wollte, so ließ er doch den kleinen Leo, dem er sehr gut war, oft zu sich bringen. Constant mußte ihn herbeiholen, und den Memoiren desselben ist zu entnehmen, daß der Kaiser dem Kleinen zahllose Spielereien und Leckereien gab und sich an den treffenden Bemerkungen seines Söhnchens höchlichst ergötzte. Der Kaiser pflegte ihn auch bei seiner inzwischen Königin von Naepel gewordenen Schwester Caroline, wenn dieselbe in Paris war, zu sehen.

Ch. Nauroy erwähnt in seinem Buch: „Les secrets des Bonaparte", Napoleon habe testamentarisch seinem unehelichen Sohn Leo 72000 Frcs. Rente hinterlassen und

im Artikel 37 der auf St. Helena am 24. April 1821 diktirten „Bestimmungen" sich also vernehmen lassen:

„Es würde mir nicht unlieb sein, wenn der kleine Leo später, falls er Lust dazu hätte, in den Verwaltungsdienst einträte." Dazu aber hatte Leo keine Lust; er fand nur Vergnügen am Faulenzen.

Eleonore, welche eine Rente von 22000 Frcs. bezog, verheirathete sich in zweiter Ehe mit einem Infanterie-Lieutenant Peter Philipp Augier, der 1812 als Rittmeister in einem Cürassierregiment im Lazareth zu Marienburg verstarb. In dritter Ehe wurde sie 1814 dem Grafen Karl August Emil Luxburg, einem baierischen Major, vermählt; dieser Herr kam 1840 als Gesandter nach Paris und starb dort am 30. Januar 1868. (Boulevard Malesherbes Nr. 20.)

Kaiser und Gemahlin waren noch nicht lange aus Deutschland zurück, als der Erbprinz von Baden in Paris eintraf. Der Friede von Preßburg, durch den ihm die Braut verloren gegangen war, hatte anderweitig, wie schon erwähnt, über ihn verfügt. Frauen spielen als Kriegsbeute von Alters her eine große Rolle: dem jungen Prinzen wurde die Tochter des Grafen Claudius Beauharnais, der ein Sohn Fanny de Beauharnais war, zuerkannt. Die Mutter Stephanies war eine geborene Lezai-Marnesia. Als der Graf, ihr Vater, Wittwer geworden war, wurde Stephanie, wie das „Mémorial" berichtet,*) einer Engländerin, Freundin der Mutter, zur Erziehung übergeben. Diese, eine kinderlose, sehr begüterte Dame, hat ihren Pflegling sozusagen adoptirt.

Zunächst wurde die kleine Stephanie nach Montauban

*) Mme. de Rémusat erzählt die Sache anders, allein in diesem Falle erscheint das „Mémorial" glaubwürdiger als ihre Aufzeichnungen.

gebracht, um bei Damen, welche früher den Schleier getragen hatten, die ersten Unterweisungen zu erhalten.

Als Bonaparte, damals noch erster Consul, durch Josephine von solchen Vorgängen erfuhr, will er — wie die Dictate von Sanct Helena behaupten — ausgerufen haben:

„Wie kannst Du nur zu so Etwas Deine Erlaubniß geben? Eine, die Deinen Namen trägt, unter dem Schutz einer Ausländerin? Noch dazu einer Engländerin, einer Feindin! Befürchtest Du nicht, daß Du dadurch Deinem Ansehen schadest?"

Hätte Josephines Ansehen nur durch diese Versäumniß gelitten? Das sind wieder Worte Napoleons, die man naiv nennen müßte, wenn sie wirklich gefallen wären, sie mahnen aber nur den Geschichtsforscher, das „Mémorial de Sainte-Hélène" cum grano salis zu würdigen.

Es wurde sofort nach obiger Unterredung ein Courrier gen Montauban geschickt, um Stephanie de Beauharnais nach den Tuilerien zu bringen; allein die früheren Nonnen, ihre Erzieherinnen, weigerten sich, das kleine Fräulein auszuliefern. Nun ging ein zweiter Courrier, und zwar an den Departementspräfekten ab, er solle sofort im Namen des Gesetzes das Kind bei den Damen mit Beschlag belegen und nach Paris schicken.

So geschah es: Stephanie weinte sich die Augen aus bei der Trennung und auf der Reise nach Paris; dort wurde sie sogleich der Campan übergeben. Es gefiel ihr in dem berühmten Institut vortrefflich, denn sie wurde als eine Verwandte der Gemahlin des ersten Consuls mit viel Zuvorkommenheit behandelt. Stephanie wurde mit der Zeit sehr hübsch, verführerisch hübsch.

„Ich habe," sagt die Abrantes, „nur wenige Frauen im Leben kennen gelernt, die mir so liebenswürdig erschienen wären, wie damals Fräulein Stephanie. Was es

immer an Beifall findenden Eigenschaften bei einer Frau giebt: Grazie, feine Manieren, ein reizendes Gesicht, Eleganz — Stephanie vereinte dies Alles in sich, sie schmeichelte dadurch den Blicken der Männerwelt, die Frauen aber verziehen ihr ihre Vorzüge, weil sie gut und zuvorkommend war."

Nun fragt es sich nur, ob der Prinz, der ihr zugedachte Gemahl, dieser seltenen Vorzüge würdig gewesen ist. Kaum! Denn die Abrantes tractirt ihn mit folgenden Worten:

„Er war der unangenehmste Mensch, den ich noch je gesehen habe. Er sah mit seinem sauertöpfischen Gesicht wie ein bestrafter Schulbube aus, als Prinz unangenehm, noch viel unangenehmer als zukünftiger Gatte!"

Diese Anschauung theilte allem Anscheine nach auch Stephanie, welche, obwohl zufrieden, einen Prinzen heirathen zu können, doch trostlos über die Häßlichkeit desselben war.

Ist die Sauce nur gut, so wird der Fisch gegessen — das ist ein altes, kerniges Sprichwort, und hat sich auch hier wieder bewährt: über der Heirath vergaß Stephanie den Geheiratheten. Auch der Prinz fand sich allmählich in den ihm von Napoleon aufgezwungenen Brautwechsel und gab sich alle Mühe, seiner reizend schmollenden Braut einiges Wohlgefallen abzugewinnen. Ehe er aber in den ruhigen Besitz dieses kostbaren Kleinodes kam — mein Gott, was mußten Hoheit nicht Alles ausstehen!

Er war schließlich verliebt in seine Braut geworden: diese schönen blonden Haare, dieser rosige Teint, diese hellblauen Augen, dieses Organ, sanfter als die lieblichste Melodie, hatten ihn windelweich gemacht. Obwohl er wirklich häßlich, allzu dickwanstig, sein Aeußeres mit einem Wort ohne allen Chic war, so hatte dieser Prinz doch ein vortreffliches Herz und war innerlich zart besaitet. Man

tadelte an ihm besonders auch sein befangenes, linkisches Wesen: es ist wohl möglich, daß der Pomp des kaiserlichen Hofes beängstigend und beklemmend auf ihn wirkte, wahrscheinlicher aber, daß das Wesen Stephanies ihn verwirrte. Auch hat man die Bemerkung gemacht, daß er überall einschlief. Das kam vielleicht daher, daß er Nachts nicht schlief, weil er an Stephanie denken mußte. Während solcher Schlummerepisoden, welche er sich am Tage gönnte, saß er auf einer Bank, einem Stuhl in den Vorzimmern — er träumte gewiß von Stephanie!

Diese aber besaß nicht die Fähigkeit, ihre eigenen, geschweige denn die Empfindungen eines Anderen zu prüfen, war auch noch zu jung, um dem plötzlich eintretenden Schlaf des Prinzen eine andere Deutung zu geben, als die, daß er ihr gegenüber eine Impertinenz wäre. Hierzu kam noch ihre Eitelkeit, sie glaubte nämlich, seit sie von Napoleon adoptirt war, sie wäre doch von besserem Holz geschnitzt, als andere Prinzlichkeiten; so fing sie an, ihrem Bräutigam mit abweisendem Hochmuth zu begegnen.

Napoleon fand Spaß an dem lebhaften Temperament Stephanies, an ihren Einfällen, ihrem Thun und Treiben und bemerkte auch, daß das Herz der kleinen munteren Elfe, das der Bräutigam nicht zu beschäftigen verstand, disponibel wäre. Anstatt nun seiner Adoptivtochter gute Rathschläge zu geben, sie auf die ernste Bedeutung des Schrittes hinzuweisen, der ihr zu thun bevorstand, anstatt sie auf ihre Pflichten aufmerksam zu machen, machte es ihm Spaß, sich wie ein Scholar in Stephanie zu verlieben.

Diese Thorheit wurde natürlich bemerkt, er war nämlich derart „verschossen", daß er in keiner Weise seine Stimmung zu verstecken versuchte. Es gelang ihm auch, Wohlgefallen bei der jungen Dame zu finden; mehr als sonderbar ist

es, daß er Die, aus der er etwas ganz Anderes zu machen vorhatte, zu seiner Tochter machte! Vergaß er denn ganz, daß er, indem er Stephanie adoptirte, die Pflichten eines Vaters gegen sie übernahm und daß diese denn doch mit den lächerlichen und sündhaften Gefühlen, die sich in ihm regten, in Widerspruch kamen?

Da der Titel einer kaiserlichen Adoptivtochter etwas ganz Neues war, so mußte in allen Schriften über Hofetikette und Hofceremoniell nachgeschlagen werden, welche Vorrechte damit verbunden werden könnten. Wie alle Verliebte es an sich haben, sich in ganzer Herrlichkeit, in schrankenloser Freigebigkeit dem Liebchen gegenüber zu zeigen, falls sie bemittelt sind, so geizte Napoleon nicht mit Schmuck und Ehren für seine Tochter.

Unter dem 3. März 1806 erschien ein kaiserlicher Erlaß in folgender Fassung:

„Da es Unsere Absicht ist, daß die Prinzessin Stephanie Napoleon, Unsere Tochter, alle Vorrechte genießen solle, die ihrem Range zustehen, so wird verfügt, daß dieselbe auf allen Festen, bei allen Gesellschaften, wie bei Tafel neben Uns Platz nähme. Für den Fall, daß Wir selbst nicht zugegen wären, soll sie zur Rechten Ihrer Majestät der Kaiserin sitzen."

Man sieht, wie diese anstößige Liebschaft den „Mann der Jahrhunderte" herabwürdigte; um eines so erbärmlichen Details seiner Haushaltung willen ließ er ein Decret ergehen! Die Presse war damals durch eine strenge Censur geknebelt, keine der Pariser Zeitungen konnte es wagen, auf solche Verirrungen des Genies öffentlich aufmerksam zu machen. In den Salons sogar wagte man nicht mehr zu sagen, was man dachte, aus Furcht, von einem geheimen Agenten des Polizeichefs gehört zu werden. Sicher in Bezug auf das Schweigen der öffentlichen

Meinung, folgte der Kaiser rückhaltslos seiner verliebten Laune und that was ihm gefiel. Er hielt es auch für angezeigt, den Senat von der Verheirathung der Nichte des ersten Gemahls, der früheren Maitresse des Herrn Barras, zu unterrichten. Dies geschah mit den Worten:

„Senatoren! Willens ein Zeugniß Unserer Zuneigung für die Prinzessin Stephanie de Beauharnais, Nichte Unsrer theueren Gemahlin, abzulegen, haben Wir die Prinzessin dem Prinzen Karl, Erbprinzen von Baden, verlobt. Und haben es dabei für passend erachtet, besagte Prinzessin an Kindesstatt anzunehmen. Diese Verbindung, ein Ausdruck der Freundschaft, welche uns seit mehreren Jahren mit dem Curfürsten von Baden verbindet, ist uns zugleich als übereinstimmend mit unserer Politik, und als das Wohl Unserer Völker fördernd erschienen. Unsere am Rhein gelegenen Departements werden mit Freuden eine Alliance begrüßen, welche für sie ein neuer Sporn sein wird, ihre Handelsverbindungen und eine gute Nachbarschaft mit den Unterthanen des Curfürsten zu pflegen. Die hervorragenden Eigenschaften des Prinzen Karl von Baden und die besondere Zuneigung, welche er für Uns bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt hat, bieten eine sichere Bürgschaft für das Wohl Unserer Tochter. Gewohnt zu sehen, daß Sie an Allem theilnehmen, was Uns angeht, haben Wir es für unzulässig gehalten, Ihnen noch länger die Benachrichtigung von einer Uns so angenehmen Verbindung vorzuenthalten."

Das war es, was Napoleon der urtheilslosen Menge zu sagen hatte, die mit weit aufgerissenem Munde, mit Begeisterung alle Schnurrpfeifereien officieller Kundgebungen zu verschlingen pflegt. Das war es, was Napoleon von Frau Klio in das große Buch der Geschichte eingetragen zu sehen wünschte. — Die Geschichte aber, dank

der Aufzeichnung der Chroniſten, nimmt ſchöne Phraſen nicht ohne Prüfung an: ſie findet das heraus, was die Erlaſſe nicht ſagten, ſie gewahrt, daß der Kaiſer in ſeine Adoptivtochter verliebt war und ſieht ſich mit aller Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Scenen der merkwürdigen, in den Tuilerien aufgeführten Comedie an: der Kaiſer adoptirt eine Nichte ſeiner Gemahlin, weil er in dieſelbe verliebt iſt, er verſucht dieſelbe zu verführen, ehe ſie ſich verheirathete — ſeine Gemahlin, Tante der jungen Dame, entbrennt in Eiferſucht und ſieht ihr Heil in der Beſchleunigung der Heirath — die Prinzeſſin endlich weiß vor Dünkel und Hochmuth darüber, daß ſie ein wichtiger Faktor am kaiſerlichen Hofe geworden iſt, nicht mehr wo hinaus, allem Anſcheine nach iſt ſie geneigt, ſich dem Adoptivvater hinzugeben; ihren Zukünftigen ſcheltend, ihn ſchlecht behandelnd: ihn, der der Einzige iſt, von dem ſie wirklich geliebt wurde — vor dieſem erſtaunlichen Schauſpiel iſt der Vorhang aufgerollt.

Sowie die Anzeige der Heirath an den Senat erfolgt war, erſchien auch der Befehl, daß die junge Prinzeſſin in den Tuilerien Wohnung zu nehmen habe. Sie bezog eine Flucht von beſonders für ſie hergerichteten Gemächern. Dort begann ſie ihre Lehrzeit als Souveränin und empfing die Deputationen der großen Staatskörperſchaften, darunter auch die des Senates.

Der Senat, ſei es, um ihr zu ſchmeicheln, ſei es aus Bosheit, hatte Herrn de Beauharnais, ihren Vater, zum Mitglied der Abordnung beſtimmt. Und es machte ſich recht ſonderbar, dieſen Vater, der ſo vollkommen die Pflichten gegen ſeine Tochter außer Acht gelaſſen hatte, vor dieſelbe hintreten zu ſehen und ihr Glück zu ihrer Heirath zu wünſchen.

An eine hohe Rangſtufe gewöhnen ſich die Menſchen

schnell, und Stephanie empfing mit einer keineswegs verlegenen Würde und Leutseligkeit die ihr dargebrachten Huldigungen: man war entzückt von ihren Erwiderungen.

Mit ihrem Einzug in die Tuilerien tauchten auch in Bezug auf die Etikettte allerhand Fragen auf. Der Kaiser erledigte dieselben, indem er kurz und bündig den Befehl ertheilte, Fräulein de Beauharnais habe überall und stets unmittelbar hinter der Kaiserin zu folgen — das erregte bei Vielen einen Sturm des Unwillens, namentlich bei den kaiserlichen Prinzessinnen und Prinzen — diese kleine Beauharnais sollte den Vortritt vor den Bonapartes haben! Das war doch unerhört — das ging denn doch über Alles. Verschwand denn vor den Augen dieses verliebten Menschen, des Kaisers, die ganze übrige Welt in ein Nichts? Wie stimmte dieses ganze Gebahren zu den Worten, welche der Herr und Meister einst an Frau de Rémusat gerichtet hatte, und in welchen er behauptet hatte, die Liebe wäre nichts für ihn, und wenn er sich doch einmal verlieben sollte, so wollte er Stück um Stück seine Liebe zersetzen. Ihm schmeichelte es, daß dieses reizende junge Mädchen sich zu einer Liebelei mit ihm bereit finden ließ — leicht kann ein genialer Mensch auf Abwege gerathen, wenn die Ehre nicht seine Schritte lenkt.

Die kleine Närrin, Fräulein Stephanie, gab sich in der That den Anschein, als halte sie Schritt mit den Stimmungen ihres Stiefpapas. Sie war ja noch so jung, so leichtfertig, hatte keine Erziehung genossen, durch welche eine gesunde Seele gestärkt wird und den Weg erkennt, der im Gewirr von hundert Irrpfaden ihr die Pflicht weist. Schwierig war es gewiß für sie, inmitten dieses Dunstes von Ehrenbezeugung, von Vergnügungen und Aufregungen den Kopf klar zu behalten. Sie behandelte ihren Bräutigam geringschätzig, weil sie sich einbildete, den Kaiser

zu lieben: es ist, als habe der Autor der „Maximes“ die folgenden Zeilen besonders für die reizende Prinzessin geschrieben:

„Oft glauben die Frauen, sie liebten, obwohl sie nicht lieben: die Beschäftigung, die ihnen die vom Manne begonnene Liebesintrigue bietet, die geistige Erregung, welche die Galanterie bei ihnen hervorruft, die natürliche Neigung zu dem Vergnügen, welches es gewährt, geliebt zu werden, der Schmerz, welchen ein abschläglicher Bescheid verursachen würde, Alles dies überredet sie, sie wären selbst voller Liebe, während sie nur voller Koketterie sind.“

Koketterie — das ist das richtige Wort für Stephanies Beziehungen zum Kaiser.

Während der Vorgänge nahm die Mißstimmung in der Familie Bonaparte gewaltig zu. Madame Mère preßte die dünnen Lippen aufeinander und stieß nur einige kräftige corsische Verwünschungen aus; ihre Söhne sagten dem Kaiser nichts ins Gesicht, tauschten aber, wenn sie unter sich waren, die giftigsten Bemerkungen aus, die Töchter aber wußten ihrem zornigen Unwillen keine Schranken zu setzen; Allem voran war die Prinzessin Caroline, welche die Gelegenheit benutzte, um Alles, was sich an Haß und Eifersucht gegen die Beauharnais die Jahre her in ihrer Seele angesammelt hatte, auszuschütten.

Stephanie lachte darüber und mit ihr der Kaiser.

So wurde die Lage eine immer gespanntere, die Zustände am kaiserlichen Hofe fingen an, unerträglich zu werden; Josephine war so schlau, sowohl gegen den Kaiser als gegen ihre Nichte Front zu machen. Dem Kaiser machte sie allerhand Scenen, der Nichte eindringliche Vorstellungen. Der Kaiser kam endlich auch mit seiner Gemahlin dahin überein, daß er in der That eine starke Neigung für das kleine Pensionsfräulein, welche man zu

verheirathen im Begriff war, hatte, aber das sie, Josephine, sich darum doch nicht so sehr zu beunruhigen brauche, da der Prinz von Baden der Einzige wäre, den die Sache anginge, daß es von demselben aber im höchsten Grade unpassend sein würde, wollte er in seinem Wesen zeigen, daß er bemerkte, was alle Welt bemerkte.

Endlich kam Napoleon dahinter, daß er sich nicht vor Frankreich allein, sondern vor ganz Europa lächerlich machen würde, falls er nicht kurzer Hand seiner unerlaubten Begierde Schranken setzte. Stephanie aber hörte sehr auf die Rathschläge und Zurechtweisungen der Tante. Gewonnen durch den mild-mütterlichen Ton dieser Ermahnungen bekannte sie Alles, schilderte ihr sogar, wie die Rémusat berichtet, die zuweilen mehr als lebhaften Anforderungen, die der Adoptivvater an sie gestellt hatte.

Der Kaiser hatte ja auch nichts anderes gewollt, bemerkte aber jetzt, daß Stephanie nicht mehr so bereitwillig auf seine „Scherze" einging, daß sie mehr Widerstand, als anfänglich und als von ihrer Leichtfertigkeit zu erwarten war, leistete.

Wenn Stephanie sich auch abwehrender gegen den Kaiser verhielt, gegen den Bräutigam wurde sie darum nicht freundlicher. Dieser, der Alles von der Zeit erwartete, hatte nur einen Wunsch, nämlich den, so rasch wie möglich den Trauakt vollzogen und seine junge Frau den gefährlichen Versuchungen dieses Hofes entrückt zu sehen. Endlich fand denn auch, am 8. April, in der Tuilerienkapelle die kirchliche Trauungsceremonie statt. Die Braut in ihrem weißseidenen, silbergestickten und rosagarnirten Kleide sah entzückend aus. Auf dem Haupte trug sie ein von Orangeblumen durchflochtenes Brillant-Diadem. Von den Schultern herab hing ein weißer, mit silbernen Sternen

verſehener und ganz mit Orangeblumen benähter ſchleierartiger Ueberwurf.

Sie trat mit graziöſer, unnachahmlicher Würde vor den Altar, wurde gefeiert von den bewundernden Blicken des geſammten Hofes, die ſich nie von ihr trennten, um den Geſichtsausdruck des Kaiſers — etwas Unergründliches — zu ergründen. Man wußte, daß er der Prinzeſſin die koſtbarſten Geſchenke, darunter einen überaus koſtſpieligen Diamantſchmuck, verehrt hatte, man wußte, daß er ihr eine Mitgift von 1 500 000 Francs gegeben und ſuchte nach einer Erklärung für dieſe großen pecuniären Opfer; übrigens hatte das geſammte Hofperſonal beträchtliche, dem Glanz der Toiletten zugute kommende Ausgaben gemacht. Auch Madame Rémuſat blieb nicht im Hintergrunde; ſie theilt mit, daß ſie ſich zu den großen Feſten ein Hofkleid von roſa Crepe, ganz mit Goldflitter bedeckt und mit Orangeblumen garnirt, habe machen laſſen, die Robe habe 60 Louisd'or gekoſtet. Die anderen Damen wären nicht weniger geputzt erſchienen.

Der Kaiſer, dem ſo viel verſtohlene Blicke galten, war nicht der Mann, ſeine innere Stimmung zu verrathen. Als die kirchliche Feier zu Ende war, reichte er der jungen Frau die Hand und ſchritt mit ihr, gefolgt vom ganzen Hofe, den Prunkgemächern zu: er hatte dazu das große Staatskleid angelegt, welches er mit einer ihm ſelbſt vielleicht mehr als manchem Anderen imponirenden Majeſtät zu tragen pflegte. Es fand ein Concert ſtatt und nach demſelben Ball, endlich ein Souper — daß die Neuvermählte ſogar vor Madame Mère bei dieſem Feſte den Vortritt hatte und rechts neben dem Kaiſer ſitzen durfte das war für die kaiſerlichen Prinzeſſinnen denn doch zu viel, ſie verſteckten ihre Stimmung hinter gelangweilten Geſichtern.

In der Nacht nach der Hochzeit, man weiß nicht recht weshalb, fuhr der Kaiser nach Saint Cloud, um dort zu schlafen, die Jungvermählte aber zog sich allein in ihre Gemächer zurück, welche sie verriegelte. Wenn sie die stürmischen Zuvorkommenheiten Napoleons abgewiesen hatte, sie konnte sich doch auch jetzt, da sie verheirathet war, nicht entschließen, die ihres Gemahls anzunehmen. Sie verweigerte ihm hartnäckig den Zutritt in ihr Gemach. Der Prinz, auf's Peinlichste berührt, verbrachte die Nacht im Nebenzimmer auf einem Sopha. Am anderen Tage, so glaubte er, würde Stephanie nicht mehr so unmenschlich sein; er täuschte sich: am anderen Tage war das Gemach wiederum abgesperrt und er wiederum genöthigt, die Wache vor der Thür zu beziehen. Dasselbe Ceremoniell galt für die nächstfolgenden Tage.

Als der Hof nach Saint Cloud übersiedelte, folgten ihm dorthin die Neuvermählten. Prinz Karl gefiel sich in der Hoffnung, daß der Wechsel der Residenz einen Wechsel im Benehmen seiner reizenden Frau herbeiführen würde — weit gefehlt! Stephanie hielt ihn nach wie vor fern, und der unglückliche Prinz verbrachte seine Nächte auch in Saint Cloud auf Sesseln oder Canapees im Vorzimmer; alle seine Bemühungen, sie durch Aufmerksamkeiten und galante Unterwürfigkeit umzustimmen, blieben erfolglos: es schien, als hätte Stephanie zugleich mit der Trauung ein Keuschheitsgelübde abgelegt.

Der junge Prinz fühlte die ganze Bitterniß seiner Lage und grämte sich so, daß er äußerlich zusehends abnahm: er hatte seit seiner ersten Begegnung nicht die geringsten Fortschritte in der Zuneigung Stephanies gemacht. Hätte er es so gemacht, wie Bonaparte damals mit Frau Fourès, vielleicht wäre er besser gefahren: es giebt ja

Frauen, deren Liebe man nur erobert, wenn man ihnen Gewalt anthut!

An einem Hofe weiß man bekanntlich Alles, was geschieht, und gerade solche Vorgänge, wie die, von denen hier die Rede war, sind für die Hofleute Leckereien: ein Scherz, ein Witz jagte den anderen, und endlich beschwerte sich der Prinz bei der Kaiserin und bat sie, sie möchte die Gnade haben, ihre Nichte zu seinen Gunsten zu beeinflussen und umzustimmen. Josephine willfahrtete auch, aber geschwätzig, wie sie war, und ebenso frivol wie die Anderen, die ihren Spaß an diesem sonderbaren Honigmond fanden, trug sie nur zur Vermehrung der Klatscherei bei, die sie noch mit pikanten Einzelheiten ausschmückte.

Natürlich wußte der Kaiser ebenfalls Bescheid. Stephanies Betragen gegen den Prinzen erschien ihm wie eine an seine Person gerichtete Schmeichelei; auch trat er für seine Adoptivtochter ein und Hoffnungen belebten von Neuem seine einigermaßen zur Ruhe gekommenen Empfindungen. Allein die Bestätigungen derselben ließ doch zu lange auf sich warten, und gerade so geschickt, wie er auf dem Schlachtfelde seine Stellungen änderte, so entschied er plötzlich: die Prinzessin habe Saint Cloud zu verlassen und sich mit ihrem Gemahl nach Karlsruhe zu verfügen.

Daß Josephine bei diesem Entschluß die Hand im Spiele hatte, ist ja wahrscheinlich, ebenso, daß die äußere Politik den Kaiser bestimmte.

Dies war das Ende einer Liebschaft, die dem Kaiser nichts eingetragen hatte als den Spott der Oeffentlichkeit. Viel Thränen kostete der Prinzessin der Abschied von Frankreich. In Baden, wo ihr von Seiten ihres von Allem unterrichteten Schwiegervaters ein etwas kalter Empfang zu Theil wurde, fehlte es ihr gänzlich an Trost. Ihr Gemahl hatte sich allmählich daran gewöhnt, sie in

Ruhe zu lassen, dies aber mißfiel ihr jetzt; sie klagte und jammerte in ihren Briefen nach Paris, und Napoleon, der sich von einer Schuld an diesem Eheunglück nicht freisprechen konnte, schickte endlich geheime Agenten nach Karlsruhe, welche der Prinzessin zu eröffnen hatten, es wäre für sie von der allergrößten Bedeutung, dem Prinzen Karl Kinder zu schenken, sie habe dem badischen Volke gegenüber Pflichten, ebenso wie gegen ihren Gemahl. Die Prinzessin fiel aus den Wolken, sah die von ihr begangenen Fehler reumüthig ein und änderte ihr Benehmen gegen den Prinzen, dem sie nicht mehr abstoßend, sondern sogar liebenswürdig, schmeichlerisch, ja auffordernd begegnete. Nun aber war es der Prinz, der sie kalt abwies, und es währte lange, ehe er den Versuchungen und dem hingebenden Eifer seiner Gemahlin nachgab; Stephanie kam zuletzt dahin, den Prinzen vollkommen wiederzugewinnen. Die Ehe, die so unglücklich begonnen hatte, wurde, wenn auch nicht eine geradezu glückliche, doch eine friedliche.

Meneval, der in Allem, was die Person Napoleons betrifft, von großer, ja zu großer Nachsicht ist, will den Grund zu dem schlechten Einvernehmen des prinzlichen Paares in der ersten Zeit der Ehe darin finden, daß der badische Hof sehr franzosenfeindlich war — das stimmt jedoch nicht mit der Wahrheit!

VIII. Capitel.

Der Kaiſer in Berlin. — Auftritt mit einer jungen deutſchen Dame. — Stumme Unterhaltung. — Unglück einer Berlinerin. — Die Königin von Preußen und das harte Auftreten Napoleons. — Der Kaiſer in Polen; ſeine Briefe an Joſephine. — Frau Walewska. — Napoleon verliebt ſich in ſie und ſchreibt ihr. — Es währt lange, ehe die ſchöne Polin capitulirt. — Das erſte Stelldichein. — Weitere Beziehungen. — Die Walewska kommt nach Schloß Finkenſtein zum Kaiſer und bleibt dort drei Wochen. — Ihre gegenſeitige Liebe. — Rückkehr des Kaiſers nach Paris. — Noch einmal Frau Gazzani. — Aufenthalt des Kaiſers und des Hofes in Fontainebleau. — Frau de B. empfängt Nachts einen Beſuch des Kaiſers. — Frau Savary.

Abgewieſen in ſeinen unlauteren Hoffnungen in Bezug auf Stephanie de Beauharnais, kehrte Napoleon in die Arme der Gazzani zurück. Allein die Politik fing an ein Wort mitzuſprechen, und der Krieg mit Preußen rief ihn ab.

Dieſer Krieg entzog ihn jedoch keineswegs den Zerſtreuungen, an welche er ſich bereits gewöhnt hatte. Auch diesmal war er es nicht, der ſie aufſuchte: ſie wurden ihm geboten, als wäre er in Paris.

Man behauptet, die franzöſiſchen Offiziere hätten

bei den schönen Damen in Preußen große Erfolge gehabt.*)

Einer derselben**) hinterließ ein Tagebuch, in welchem er auch von den Damen in Berlin spricht. „Sie sind," sagt er, „klein, schlank, haben etwas Lüsternes in ihrer Art und Weise, sind unternehmend, die Gesichtszüge sind fein und verlockend. Die Offiziere meiner Bekanntschaft, welche seit mehreren Monaten in Berlin sind, behaupten, daß diese Berlinerinnen sich ihrer Reize wohl bewußt sind, aber doch den Werth, den Preis derselben nicht durch langes Widerstreben erhöhen.

Die junge Dame, von welcher hier die Rede sein wird, theilte offenbar das Bewußtsein von ihrer Schönheit, denn sie nahm keinen Anstand, ihre Augen zum Kaiser zu erheben und sah auch von langem Widerstreben ab.

Eines Morgens, als Napoleon eine große Parade in Berlin abhielt, trat ein junges, von einer Matrone begleitetes Mädchen in den Kreis der Offiziere, welche ihn umringten, und bat, dem Kaiser eine Bittschrift überreichen zu dürfen. Sie wurde denn auch vor den Kaiser geführt, reichte demselben den Brief hin und erhielt die Antwort, daß der Inhalt noch an demselben Tage geprüft werden sollte. Die Frauen zogen sich darauf wieder zurück. Als der Kaiser in das Charlottenburger Schloß, in welchem

---

*) In einem Briefe, welchen unter dem 2. Mai 1809 Gneisenau an seine Frau richtete, befindet sich folgende, das oben Gesagte bestätigende Stelle: „Ihr schlesischen Frauen bekommt dann Eure alten Freunde, die Franzosen, wieder zu sehen. Denn ableugnen könnt Ihr es nicht, daß Ihr, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eine große Vorliebe für diese Fremdlinge habt und darum Eure weibliche Würde aufopfertet. (Pertz: Leben Gneisenau's.) D. Uebers.

**) Général Fantin des Odoards: „Journal" pag. 111.

er sein Hauptquartier hatte,*) zurückgekehrt war, las er die Bittschrift und rief sogleich seinen ersten Kammerdiener herbei:

„Constant," sagte er, „lies einmal die Petition, Du findest darunter die Wohnung der Frauen, die sie mir überreicht haben, Du wirst zu ihnen gehen, um zu sehen, wer sie eigentlich sind und was sie wollen."

Constant las das Schreiben, es ward in demselben lediglich um die Gunst einer Privat-Unterredung mit Napoleon gebeten.

Constant wurde, als er in der Wohnung der Damen erschien, sehr zuvorkommend empfangen; die Jüngere war von großer Schönheit und konnte höchstens sechzehn Jahr alt sein; die Aeltere war vermuthlich ihre Mutter, sie konnte gebrochen französisch sprechen, während die Jüngere kein Wort verstand. Constant frug diese, ob sie vielleicht lateinisch spräche, um sich dem Kaiser verständlich zu machen. Sie konnte auch diese Sprache nicht. Constant begriff nun, je mehr er die schöne junge Dame betrachtete, daß es auf eine Unterhaltung in Worten auch nicht ankommen würde. Er entnahm dem Kauderwelsch der Mutter, daß diese die Wittwe eines Offiziers war, und daß sie nach der Ehre verlange, sich und ihre Tochter dem Kaiser vorzustellen.

*) In der ersten Nacht, welche Napoleon im Charlottenburger Schloß zubrachte, wurde seine Ruhe auf eine tragisch-komische Weise gestört. Im Saal neben seinem Schlafgemach stand eine große Spieluhr, welche Trompetenstücke spielte. Mit einem Mal, es schlug gerade die Mitternachtsstunde, ertönt ein Geschmetter, daß alle Bewohner des Schlosses aus den Betten fahren — ein Ueberfall! Man hört jedoch nichts mehr, Alles ist wieder still. Wo mögen nur die frechen Trompeter stecken? Patrouillen setzen sich in Bewegung, Posten werden ausgestellt — Adjutanten und Diener bleiben auf — Nichts. Erst als am andern Tage die Mittagsstunde schlug, verrieth die alte Uhr ihren nächtlichen Spuk. D. Uebers.

Conſtant bemerkte, daß in dem Brief nur die Rede von einer Audienz für die Tochter wäre, es erſcheine daher geboten, daß dieſe ohne Begleitung käme — ſo ſchriebe es die Etikette vor. Die Mutter fügte ſich auch in dieſe Vorſchriften, und Conſtant erſtattete demgemäß Bericht an ſeinem Gebieter.

Es war nicht das erſte Mal, daß demſelben Anerbietungen dieſer Art gemacht wurden, obwohl er ſie, wie man bereits an anderer Stelle hörte, gewöhnlich an den Polizeichef verwies, denn er wollte nicht der Holofernes einer Judith werden; hier fiel es ihm ein, einmal eine Ausnahme zu machen, und zwar aus Rückſicht für die Schönheit der Bittſtellerin, von der Conſtant ihm Wunder berichtete. So erging Befehl, daß noch an demſelben Tage die Bittſtellerin ihm zugeführt werde.

Gegen 10 Uhr Abends verfügte ſich Conſtant mit einem Wagen nach der Wohnung der jungen Dame und holte ſie nach Charlottenburg ab. Nun wollte aber im letzten Augenblick die Mutter doch von der Parthie ſein, redete von Schicklichkeit, von Moral, gedachte der vielen böſen Zungen, die es in Berlin gäbe — ihre Tochter könne unmöglich mitten in der Nacht allein mit einem Herrn einen Wagen beſteigen — wäre doch die Ehre ihrer Tochter ihr theuerſtes Gut, und ſie habe als Mutter über derſelben zu wachen u. ſ. w. Es blieb dem Kammerdiener ſchließlich nichts übrig als nachzugeben. Im Schloß wurde ihr ein Cabinet angewieſen, in welchem ſie warten ſollte, und die Tochter dem Kaiſer zugeführt.

Als es Tag wurde, ging im Schlafgemach deſſelben die wohlbekannte Klingel, die ſtets mit ins Feld und auf Reiſen genommen wurde. Conſtant, der, beauftragt mit Ueberwachung der Alten, nicht zur Ruhe gekommen war, eilte ſogleich herbei. Napoleon gab Befehl, man ſolle ihm

4000 Frcs. herbeibringen, und übergab eigenhändig diese Summe der jungen Dame, die überglücklich das Häuflein Gold einstrich und sich wieder mit der Mutter vereinigte. Constant fuhr mit Mutter und Tochter nach Berlin zurück.

Der Kaiser, der bekanntlich über seine Liebesabenteuer kein Stillschweigen beobachtete, verfehlte nicht, da hier Josephine nicht bei der Hand war, dem Kammerdiener allerhand Mittheilungen zu machen, aus denen hervorging, daß die Berlinerin ihm sehr gefallen habe, besonders komisch wäre es gewesen, daß man gegenseitig kein Wort des Einverständnisses habe austauschen können, dies wäre jedoch insofern wieder vortheilhaft gewesen, als man sich gegenseitig nichts habe vorflunkern können.

Was das Schicksal der jungen Berlinerin betrifft, so theilt Constant, der übrigens der Einzige unter allen Memoirenschreibern ist, welcher die Geschichte erzählt, mit, daß die junge Freundin seines Gebieters von einem französischen Offizier entführt wurde. Dieser, der offenbar deutsch gesprochen haben muß, um der Geliebten einen Blick in die Falten seines Innern zu gewähren und sie mit seinem Vorhaben vertraut zu machen, scheint ebenso, wie sein Kaiser, viel Beifall an ihr gefunden zu haben.

Es war wenige Tage nach dem Wiedereintreffen in Paris, als Constant eines Morgens in der Rue Richelieu von einer nicht gerade elegant gekleideten Dame, welche einen großen, ihr Gesicht beinah verdeckenden Hut aufhatte, angeredet wurde; während sie sich entschuldigte, ihn auf der Straße anzureden, erkannte Constant zu seinem nicht geringen Erstaunen die Berliner Bekanntschaft. Die Dame sprach jetzt ziemlich geläufig französisch und erzählte von ihren Erlebnissen seit jener Nacht im Charlottenburger Schloß. Sie wäre so schwach gewesen, an die Liebesschwüre eines gewissen Obersten zu glauben, dieser aber habe sie

nur geheirathet in der Voraussetzung, der Kaiser werde den Gemahl einer, wenn auch nur im Vorübergehen Geliebten, im Avancement fördern. Da diese Voraussetzung nicht zutraf, hätte der treulose Oberst sie im Stich gelassen; sie wäre genöthigt gewesen, in Paris in einem öffentlichen Hause Unterkunft zu suchen, und befände sich in arger Noth, sie wolle gern in ihre Heimath zurück, allein es fehle ihr dazu das Geld.

Constant sprach am nämlichen Abend noch dem Kaiser von seiner Begegnung. Dieser freute sich zunächst darüber, daß seine Berliner Freundin französisch zu sprechen gelernt hatte, und verrieth den Wunsch, sie wiederzusehen.

„Davon rieth ich," so erzählt Constant, „ab und erzählte, was ich von den Erlebnissen der Bedauernswürdigen aus derem eigenen Munde gehört hatte; meine Worte hatten den Erfolg, daß Seine Majestät von dem Vorhaben Abstand nahmen, aber von tiefem Mitleid ergriffen wurden." *)

So erhielt denn Constant Befehl, wiederum 4000 Frcs. der Privatschatulle zu entnehmen und dieselben der Tiefgefallenen zu überbringen, und sie zu sofortigen Heimkehr aufzufordern. Diese wird wohl auch erfolgt sein, denn man hörte und sah seitdem von dieser flüchtigen Berliner Bekanntschaft nichts mehr.

Von andern galanten Abenteuern des Kaisers in Preußen verlautet nichts. Daß er von der Schönheit und Anmuth der Königin Louise hingerissen war, ist bekannt, ebenso, daß diese den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, zu benützen vergeblich versuchte, um für ihr besiegtes Vaterland weniger harte Bedingungen zu erlangen. Wir lesen in einem Briefe Napoleons an Josephine, datirt Tilsit, den 8. Juni 1807, Folgendes:

*) Constant: „Mémoires" II. 70.

Die „Königin von Preußen war wirklich die Liebenswürdigkeit selbst und voller Coketterie für mich — Du brauchst aber deswegen nicht eifersüchtig zu werden! Ich bin wie ein Wachstuch, an welchem all dergleichen Dinge abgleiten. Es würde mir zu theuer zu stehen kommen, hier den Galanten zu spielen."

Napoleon wußte recht gut, daß er bei dieser tugendhaften Fürstin den Galanten nicht spielen konnte, und war später bemüht, durch kleine Aufmerksamkeiten die Ungezogenheiten wieder gut zu machen, deren er sich in den Bulletins aus damaliger Zeit gegen die Königin Louise schuldig gemacht hat.*)

Wenn der Kaiser der schönen Fürstin gegenüber so starr blieb, so könnte das wohl auch noch einen andern, als einen politischen Grund haben. Er war nämlich schon wieder einmal „en chasse", d. h. verschossen, und zwar diesmal vielleicht mehr als je zuvor — seine Liebe zu Josephine von 1796 ausgeschlossen.

Es ist bekannt, daß er nach Ueberwindung der preußischen, der mit dieser verbündeten russischen Armee entgegenrückte, und daß der Kriegsschauplatz nach Polen verlegt wurde. Napoleon hatte sein Hauptquartier in Warschau, und weilte dort während des ganzen Januar von 1807. Er hatte sich im Schloß so glänzend eingerichtet, als es die Verhältnisse nur irgend gestatteten, und gab dem hohen polnischen Adel, der ja von einer Wiederherstellung Polens träumte, glänzende Feste. Ohne sich durch irgend ein Versprechen zu binden, unterrichtete er sich im Geheimen genau über die Leistungsfähigkeit des Landes in Bezug auf Menschen- und Pferdematerial, suchte im Uebrigen in keiner Weise die hochgehenden Hoffnungen

*) Was der Herr Verfasser für Aufmerksamkeiten im Sinne hat, ist unerfindlich. Der Uebers.

zu dämpfen. Es wurde ihm daher auch eine Begeisterung entgegengebracht, die schwer zu schildern ist; es wurden ihm die glänzendsten Feste gegeben; es fanden Bälle statt, zu welchen die Großgrundbesitzer Polens fünfzig Meilen weit herbeikamen.

Auf die eifersüchtige Beunruhigung Josephines, die sich in ihren Zuschriften ausspricht, erwidert er in einem Briefe aus Warschau:

„. . . Kurzum, Du hast Unrecht! In den Einöden Polens denkt man nicht an schöne Frauen . . . Gestern gab mir der Adel der Provinz einen großen Ball . . . recht hübsche, reich gekleidete Frauen — alle in Pariser Moden . . ."

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Napoleon, wie es nach seinen Briefen an Josephine den Anschein hat, sich so wenig um die schönen Polinnen kümmerte. Meinte er, Josephine zu beruhigen, wenn er ihr von Einöden, aber zugleich auch von Bällen sprach? Josephine wußte doch, daß es Bälle ohne Damen nicht giebt, und daß die Polinnen den Ruf hatten, hübsch zu sein; schließlich sprach sie unumwunden den Wunsch aus, sich in Warschau mit ihm zu vereinigen.

Die Rémusat ist der Meinung, daß Josephine Neigung zu einem Stallmeister, der zum Gefolge Napoleons zählte, gefaßt hatte und daß sie deshalb ihren Wunsch äußerte; wahrscheinlicher ist es jedoch, daß sie ein Vorgefühl von neuen Treulosigkeiten, zu denen die als etwas leichtfertig verschrieenen Schönen des Landes den Gemahl verlocken möchten, hatte.

Napoleon legte Widerspruch ein gegen ihre Wünsche: obwohl er in den Einöden Polens eine tödtliche Langeweile fühle, so wäre es doch für sie nicht rathsam, eine so weite und „gefährliche" Reise zu unternehmen. . .

„Alle Polinnen hier," schrieb er, „sind so gut wie Französinnen. Für mich aber giebt es nur Eine! Kennst Du sie? Ich würde Dir ihr Porträt entwerfen, aber ich müßte es so schön wie möglich machen, damit Du Dich in demselben erkennst. Die Nächte hier, so ganz allein, scheinen Einem recht lang."

Dabei war er im besten Wege, diese Nächte durchaus nicht lang zu finden und sich Gesellschaft zu verschaffen.

Auf einem der Bälle, die ihm der Adel gab, fiel dem Kaiser, der seit Berlin sehr zurückhaltend gewesen war und dem es jetzt wieder warm wurde beim Feuer der vielen, aus strahlenden Augen auf ihn gerichteten Blicke, eine junge, blonde, blauäugige Frau auf; sie hatte einen schneeweißen Teint und ein bescheidenes, zurückhaltendes Wesen, welches in einem vortheilhaften Gegensatz zu der verlockenden, ja herausfordernden Art und Weise der anderen Damen stand. Er erkundigte sich nach ihr und erfuhr, daß es eine Frau Walewska war, die einen schon bejahrten Gemahl gräflichen Standes hatte. Derselbe wurde ihm als finster, mürrisch, sehr pedantisch und sittenstreng geschildert, konnte also unmöglich bei seiner etwa zwanzigjährigen Gemahlin Beifall finden, selbst wenn er sie liebte. Kann man sich eine Harmonie denken zwischen der ernsten Liebe eines bedächtigen Greises und der verlangenden Sehnsucht einer jungen Frau?

Alles, was der Kaiser über die Dame in Erfahrung brachte, stachelte sein Verlangen nach ihr — es handelte sich hier unzweifelhaft um eine Geldheirath — das arme Opfer, erregte es nicht Theilnahme? Fühlt man nicht das Verlangen, die Unglückliche, welche solche Ketten trägt, zu trösten?

„Der Kaiser fühlte sich," sagt die Rémusat, „mit dem ersten Blick, den er auf sie richtete, zu ihr hingezogen."

„Er sah in ihr," bemerkt in seinen Memoiren der Herzog von Rovigo, „ein Opfer, und diese Idee gesellte sich zu dem leidenschaftlichen Interesse, welches er ohnehin an ihr nahm, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte."

Napoleon näherte sich der Frau Walewska und richtete freundliche Worte an sie; so entwickelte sich eine Unterhaltung, in welcher die Dame Gelegenheit fand, ihre geistigen Gaben, welchen eine gute Erziehung einen besonderen Reiz hinzugefügt hatte, glänzen zu lassen; ihre sanfte, melodische Stimme, ein wenig Coketterie, ein leichter Schleier von Melancholie drappirte die interessante Erscheinung und bald sollte die Scene sich wunderbar beleben.

Der Kaiser, der in Stimmung gekommen war, zeigte zunächst nur lebhaften Antheil am Schicksal der schönen Polin. Wie war es nur möglich, daß dieses unvergleichlich anmuthige Wesen, daß diese jugendfrische, duftige Blüthe dem stumpfen Alter zum Opfer gefallen war? Welch ungeschickte Fügung des Schicksals! Sollte er, der sich schon vielfach zum Herrn des Schicksals gemacht, sollte er, in der Fülle seiner Macht, zugeben, daß ein solcher Irrschein geschehe, ohne wieder gut gemacht zu werden? Ohne daß dem unglücklichen Opfer Trost gereicht, eine Lage bereitet würde, in der es dem Glück, dem verdienten Glück zurückgegeben würde?

Ist man dabei, eine Sache zu prüfen, zu erwägen, die nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz angeht, so stellen sich auch Fehlschlüsse aller Art ein, man wird der Narr seines Herzens, seiner Sinne. Hätte Napoleon hier, wie er sich doch gerühmt hatte, es thun zu können, es thun zu wollen, „seine entstehende Liebe Stück um Stück zertheilt", hätte er wenigstens alle romantischen Zuthaten seiner Phantasie entfernt, so würde er gewahr geworden sein, daß ein ziemlich werthloser Kern übrig

blieb. Er hatte eine hübsche Frau bemerkt, verlangte nach ihr, und da er ja der allmächtige „Imperator" war, so galt kein Widerstand — das in kurzen Worten ist Alles, ist diese ganze Walewska-Episode.

Daß die Sinne ihm in einen Aufruhr gerathen waren, verrieth die Art seiner Unterhaltung, und die junge, wenn auch noch so unerfahrene Frau mußte sich sagen, daß sie die Eroberung des Eroberers gemacht hatte.

„Am Tage nach dem Ball," so erzählt Constant, „fand ich den Kaiser in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung. Er stand auf, ging hin und her, setzte sich nieder und begann die Zimmerpromenade von neuem. Es schien, als sollte ich diesmal mit dem Ankleiden nicht fertig werden.

Als es ihm endlich nicht mehr möglich war, an sich zu halten, verfuhr er der schönen Polin gegenüber geradeso, als habe er mit einer Palastdame oder Vorleserin zu thun. Er ertheilte zunächst Constant, sonst einer „hohen Persönlichkeit", das heißt dem Ober-Hofmarschall Duroc, trotzdem derselbe bei einem Sturz aus dem Wagen soeben das Schlüsselbein gebrochen hatte, Befehl, sich zu Frau Walewska zu verfügen und ihr im Namen des Kaisers Huldigungen darzubringen und sie von den Wünschen in Kenntniß zu setzen, welche der Kaiser hege und welche demselben keine Ruhe mehr ließen.

Duroc war allerdings eine sehr geeignete Persönlichkeit, um dergleichen Dinge in's Reine zu bringen. Seine eleganten Manieren, die Gewandtheit seiner Rede waren eine Bürgschaft für den Kaiser, daß Alles gut ablaufen würde. Duroc, der sich nicht lange bei der Frage aufhielt, ob sein Auftrag sich auch mit der Ehre vertrüge, that sogleich, wie ihm geheißen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen aber lehnte Frau Walewska, wie es sich geziemte, die Anträge des Kaisers mit beleidigtem Stolze ab. Cokette

Frauen handeln zuweilen geradeso wie tugendhafte. Sie thun das Erdenklichste, um eine Erklärung herbeizuführen; erfolgt dieselbe, so spielen sie die beleidigte Tugend; sie wollen nicht, daß es den Anschein gewinnt, als wären sie so schnell bei der Hand, und selbst wenn sie mit aller Gluth der Sinne des Augenblickes harren, sich dem Geliebten hinzugeben, sie suchen ihn hinzuhalten, Alles hinauszuschieben — sie beabsichtigen dadurch wohl nur, daß die Männer Dem, was sie ihnen schließlich doch stets gewähren, eine höhere Wichtigkeit, einen größeren Werth beilegen.

Vielleicht war Frau Walewska nach der Unterhaltung auf jenem Balle entschlossen, die Vorschläge des Kaisers anzunehmen; geblendet vom Ruhme des Gewaltigen, träumte sie vielleicht davon, mit ihm sein Glück zu theilen? Hatte ihn der süße Wohlklang ihrer Stimme berauscht, sie war nicht minder empfänglich für die zarte Weise, in welcher er zu ihr gesprochen hatte. Die feinen Aufmerksamkeiten, mit welchen er sie umringte, hatten ihrer Eitelkeit, die bei Frauen stets ein wichtiger Hebel für ihre Entschlüsse ist, gewaltig geschmeichelt — trotzdem aber wollte sie sich doch nicht gleich beim ersten Angriffe ergeben; sie war entschlossen, zu capituliren, aber es sollte nicht ohne kriegerische Ehren geschehen. Sie entließ den General Duroc, ohne die geringste Hoffnung in ihm erweckt zu haben.

Der Kaiser war sehr aufgebracht über den Korb, den er bekommen hatte — so gab es also wirklich Frauen, welche seine Allmacht nicht anerkennen wollten, welche seiner Herrschaft entschlüpften, ihr trotzten? Die Polinnen galten doch im Allgemeinen für durchaus nicht widerspenstig, er wußte ja, wie gern sie seinen Offizieren willfahrteten — sollte er der weniger Begünstigte sein? Das wäre doch etwas stark!

Dieser Gedanke verletzte seine Eigenliebe; auf der

anderen Seite aber konnte er sich auch nicht entschließen, den ihm bereits theuer gewordenen Hoffnungen zu entsagen — nach der Rückkehr Duroc's wurde seine Stimmung eine sehr gereizte, er sprach mit Niemandem, und man glaubte in seiner Umgebung, es müßten große politische Ereignisse bevorstehen, da der Lenker von Europas Schicksal so finster und nachdenklich war.

Endlich entschloß sich derselbe, an die spröde Dame zu schreiben, allein er erhielt keine Antwort! Er schrieb nochmals, schrieb wiederholt, ja, schien in der Erreichung seines Zieles eine Ehrensache zu sehen, in seinen Briefen aber schüttete er allmählich sein ganzes Herz aus. Und nun hielt Frau Walewska die Zeit für gekommen, die Waffen zu strecken — hatte sie sich nicht ehrenhaft gehalten: wenig Frauen, besonders in ihrem Heimathlande, hätten so lange so glänzenden Anerbietungen Widerstand geleistet! Sie erklärte sich also bereit, sich eines Abends zwischen 10 und 11 Uhr im Palais des Kaisers einzufinden.

Napoleon ertheilte demgemäß Duroc den Befehl, mit einem Wagen an der bestimmten Stelle in der Straße auf die Walewska zu warten. Wie ein junger, eben in die große Welt eingetretener Mann, der nicht weiß, wie er die Stunden bis zu seinem ersten Stelldichein hinbringen soll, lief der Kaiser in seinen Zimmern beständig auf und ab und frug alle Augenblicke, wie spät es wäre — endlich schlug sie, die ersehnte Stunde, und die sehnlichst Erwartete trat in sein Zimmer — aber in welcher Verfassung? In Thränen gebadet und stumm wie ein Fisch.

Constant ist hier in seinem Bericht glaubwürdiger als die Rémusat, denn er war Augenzeuge der Geschehnisse, allein der Vollständigkeit wegen höre man auch den Bericht der genannten Dame:

„Bei dem ersten Einzuge der Unserigen in Polen erhielt Murat, welcher mit der Vorhut bereits in Warschau eingetroffen war, Befehl, für den Kaiser, der bald nachfolgen sollte, eine junge, hübsche Frau, womöglich dem polnischen Adelstande angehörig, für ihn auszusuchen. Murat unterzog sich mit großem Geschick dem ertheilten Auftrag und stellte den Wünschen des Kaisers eine junge, vornehme Polin zur Verfügung, welche an einen Greis verheirathet war. Welche Mittel Murat angewandt, welche Versprechungen er gemacht hatte, ist nicht bekannt geworden, fest steht nur, daß die betreffende Dame eines Abends im Schlosse, wo der Kaiser Quartier nehmen sollte, zu erscheinen zugesagt hatte. Sie traf denn auch eines Abends zu ziemlich später Stunde dort ein. Sie hat selbst beschrieben, wie sie vor Angst und Aufregung zitterte. Der Kaiser war in seinem Cabinet eingeschlossen; man meldete ihm die Eingetroffene. Ohne sich stören zu lassen, befahl er, sie in die für sie bestimmten Zimmer zu führen und ihr ein Bad und ein Souper anzubieten, nachher könne sie sich, so fügte er hinzu, zu Bett legen. Er blieb bei seiner Arbeit bis spät in die Nacht. Als er endlich damit fertig war, verfügte er sich in das Gemach, in welchem er längst erwartet wurde; er trat als Gebieter, dem Vorbereitungen unnöthig erscheinen, ein. Sogleich und ohne Zeit zu verlieren, begann er eine höchst sonderbare Art von Unterhaltung, und zwar über die augenblickliche Lage Polens, fragte die junge Frau, wie ein Polizist, über alles Mögliche aus, namentlich verlangte er die genaueste Auskunft über die Vornehmsten des Adels, die sich zur Zeit in Warschau aufhielten, unterrichtete sich genau über deren politische Meinungen, ihre Interessen, und zog diese Unterhaltung noch besonders in die Länge.

Man denke sich das Erstaunen einer jungen, zwanzig-

jährigen Frau, die auf ein derartiges Debut nicht vorbereitet war. Sie that ihr Beſtes, um den Frager zufrieden zu ſtellen, und als ſie nichts mehr zu ſagen wußte, da ſchien dem Kaiſer erſt einzufallen, daß Murat jedenfalls der Beſucherin Worte von ſchmeichelhafterer Art in Ausſicht geſtellt hatte."

Soweit die Rémuſat.

Conſtant erzählt, er habe ſich zuſammen mit Duroc, nachdem er die Dame eingeführt hatte, zurückgezogen. Er kann ſich aber kaum weit entfernt haben, denn er fährt fort:

„Während dieſes erſten Beſuches weinte und jammerte Frau Walewska ſo laut, daß ich trotz der Entfernung ſie hörte und mir das Herz brechen wollte."

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Dame den Kaiſer unter Thränen und Wehklagen darauf aufmerkſam machte, daß ſie eine unbeſcholtene, tugendhafte Frau wäre, daß ſie allerdings unglücklich wäre an der Seite eines hochbetagten Gatten, der noch dazu übellaunig, eiferſüchtig, mit einem Worte unerträglich wäre. Daß ſie, wenn ſie endlich des Kaiſers dringenden Aufforderungen nachgäbe, überzeugt wäre, ſich einem edelherzigen Manne anzuvertrauen, der ihre Schwäche und ihre Unerfahrenheit nicht mißbrauchen würde. Kurzum ſie wird wohl Alles geſagt haben, was zu ſagen die Frauen ſo trefflich verſtehen, wenn ſie die Eroberung des Geliebten zum Abſchluß bringen, in deſſen Armen ſie Troſt für das Ach und Weh ihres Herzens und eine klingende reiche Entſchädigung für ihre Opfer erwarten. Wahrſcheinlich iſt es — auch in Conſtants Augen wahrſcheinlich — daß in dieſer erſten Unterredung Napoleon nichts von dem, was er wünſchte, durchſetzte.

Endlich, gegen 2 Uhr Morgens, klingelte Napoleon, und als der Diener gerade die Thür öffnete, ſchritt Frau Walewska heraus. Sie ſchien in ebenſo gequälter Stim-

mung wie bei ihrem Eintritt, versteckte ihr Gesicht im Taschentuch und weinte bitterlich. Duroc bot ihr den Arm, führte sie an den Wagen und begleitete sie auch nach Hause.

Nach einem Besuche, welcher ihr so viel Thränen gekostet hatte, sollte man glauben, Frau Walewska würde nicht wiederkommen: sie kam aber doch und war diesmal schon viel ruhiger. „Eine große Aufregung," berichtet Constant, „zeigte sich wohl noch in ihren anmuthigen Zügen, allein die Wangen waren nicht so fieberhaft geröthet, die Augen nicht mehr so voll Thränen. Sie zog sich früh zurück und setzte von da an ihre Besuche fort bis zur Abreise des Kaisers."

Die Walewska war offenbar, nachdem sie der Lage, in welcher sie sich befand, ihren Tribut an Thränen entrichtet hatte, ganz zufrieden. Was Napoleon betrifft, so kann man nur sagen, er hörte die Engel im Himmel singen. Diesmal theilte er auch seiner Gemahlin nicht mit, daß er sich eine Maitresse zugelegt hatte, beraubte er Josephine um den gewohnten pikanten Detailbericht, der sie so sehr zu amüsiren pflegte. Ja, er war in seinen Briefen an Josephine zärtlicher denn je zuvor; und wenn er ihr nach Mainz, wo sie sich der Zeit vorübergehend aufhielt, schrieb, um ihr nochmals die Reise nach Warschau auszureden, so geschah es in den liebevollsten Ausdrücken. Er bat sie, doch den politischen Ereignissen Rechnung zu tragen, sie möchte doch die weite Entfernung zwischen Mainz und Warschau bedenken; er wäre der Meinung, es würde für sie das Beste sein, nach Paris zurückzukehren u. s. w.*)

Vielleicht war es der Tag, an welchem er Erhörung bei der Walewska gefunden hatte, an welchem er der Gemahlin schrieb:

*) Lettres de Napoléon à Josephine (3. Januar 1807).

„Ich habe mehr Aerger wie Du und wünſchte, ich könnte dieſe ewig langen Nächte mit Dir theilen... Kehre zurück nach Paris, ſei dort luſtig und guter Dinge ... vielleicht bin ich auch bald dort. Ich muß über Das, was Du mir ſchreibſt: „Du hätteſt einen Mann genommen, um mit ihm zu leben," lachen ... ich glaubte in meiner Befangenheit, die Frau wäre für den Mann da, der Mann für ſein Land, ſeine Familie, für Ruhm und Ehre. Verzeihe meine Unkenntniß: von ſchönen Frauen lernt man immer etwas Neues."

Ob man von ihnen auch das Lügen lernt? Wir leſen in dem nämlichen Briefe weiter:

„Es koſtet mir viel Ueberwindung, Dich nicht hierher kommen zu laſſen. Glaube mir und ſage Dir ſelbſt: es iſt ein ſchlagender Beweis für den Werth, den ich in ſeinen Augen habe."

Wenn er der ſchönen Walewska den Brief, ehe er ihn an die alte Creolin abſandte, vorgelegt hätte, ſo hätte ſich die junge Freundin vor Lachen wohl kaum halten können. Es iſt für eine Maitreſſe ja ein Hochgenuß, ſich über die legitime Frau zugleich mit dem Gatten luſtig machen zu können. Es hat faſt den Anſchein, als habe Napoleon dieſen Brief „an der Walewska vorüber" geſchrieben — o pfui!

Napoleon mußte bald Warſchau verlaſſen, um der ruſſiſchen Armee entgegenzugehen; er ſchlug zunächſt die blutige, aber unentſchiedene Schlacht bei Eylau, von der er ſelber ein ergreifendes Bild in ſeinem Bulletin entwirft.

Trotz der Erinnerung an dieſe Tauſende und Abertauſende von Todten oder im Schnee Verblutenden denkt er an die ſchöne Freundin in Warſchau. Das Verlangen nach ihr iſt ſtärker, als die Reue über das Gemetzel von Eylau. Die Fluth der Sinnen überſchwemmt jedes beſſere

Gefühl in ihm! Die Erinnerung an den Rausch des Vergnügens, dem er sich nur zu oft hingiebt, verläßt ihn nicht, er sehnt sich nach ihm, er wünscht ihn herbei . . jetzt . . sogleich!

Ich weiß aus dem Munde des Baron H. Larrey, eines Sohnes des berühmten Chirurgen, eine Geschichte, die derselbe oft vom Vater hörte und mir erzählte. Hier ist sie:

Nach irgend einer — ich weiß nicht welcher — Schlacht hat Larrey senior bemerkt, wie Napoleon mit glühenden Augen und dem lauten Ruf: „Ein Weib . . ein Weib . . sofort . . man bringe mir ein Weib!“ in sein Zelt stürmte. Eine für solche Zerstreuungen recht übel gewählte Zeit, denn draußen auf dem Schlachtfelde lagen Verstümmelte, Verblutende — für ihn Sterbende. Einige seiner Offiziere waren ebenso, und wie den Absinth vor Tische, so boten sie sich vor der Schlacht oft gegenseitig Weiber an. Hätte Lannes, der, nebenbei bemerkt, verheirathet war, nicht die Nacht vor der Eßlinger Schlacht in den Armen einer Wienerin verbracht, so hätte er wahrscheinlich seine furchtbare Verwundung überlebt. Der berühmte Lasalle vertheilte Weiber an seine Offiziere, und der General Fournier, einer der schlimmsten in der Armee, hatte stets eine kleine Auswahl bei seinem Gepäck.

Napoleon schrieb in seinem wüsten Drange in der That an die Walewska, sie möge kommen, scheint aber doch ihre Ankunft nicht abgewartet zu haben. Die Rückwärtsbewegung der russischen Armee und die Strenge des Winters bändigten den kriegerischen Unternehmungsgeist einstweilen und Napoleon schlug im Schloß zu Finkenstein sein Winterquartier auf. Dort traf er wieder mit der Ersehnten zusammen; sie erhielt ihre besonderen, neben denen des Kaisers gelegenen Gemächer.

Man wird fragen, ob der alte Graf Walewski von dem ehebrecherischen Treiben seiner Frau Nichts gewußt hat. Gewiß! Er zeigte aber mehr Charakter, als früher in derselben Lage ein gewisser General seiner Frau gegenüber an den Tag gelegt hatte: Der alte Walewski drehte seiner Frau für den Rest seines Lebens den Rücken. Sie hat sich darüber allerdings getröstet. Der Glanz, den der Ruhm Napoleons nach ihrer Meinung auch über sie breitete, welche so dicht neben ihm stand, setzte sie über Bedenken und Reue hinweg.

In Finkenstein lebte sie drei Wochen in intimem Verkehr mit Napoleon; sie hatte sich ganz an ihn gewöhnt und begegnete ihm mit der größten Zärtlichkeit — man hat behauptet, daß diese ohne allen Eigennutz aufgetreten sei, daran aber werden doch Viele zweifeln. Wäre sie einem einfachen Lieutenant, einem Capitän nachgelaufen, so könnte man ja die Behauptung gelten lassen. Das luxuriöse Leben, welches sie später in Paris führte, lassen es doch nicht zu, anzunehmen, daß sie sich dem Kaiser nur „um seiner schönen Augen willen" hingegeben habe. Daß sie zärtlich gegen ihn war, bedingte ja ihre Stellung als ausgehaltene Frau!

Der Kaiser speiste jeden Tag in Finkenstein mit seiner Maitresse und suchte derselben durch ausgesuchte Aufmerksamkeiten das Opfer ihrer Ehre zu vergelten. Sie, sonst etwas melancholisch, nahm freundlich an, was er ihr bot; wenn sie beisammen waren, so war die Unterhaltung stets eine lebhafte, war sie allein, so griff sie nach einem Buch, blätterte darin, las vielleicht auch einige Seiten, legte es aber bald wieder aus der Hand und folgte verträumt dem Fluge der eigenen Gedanken, trat wohl auch an eins der mit Jalousien verschlossenen Fenster und sah einen Augenblick auf die untenstehenden Truppen.

Die Soldaten, welche sahen, daß sie mit dem Kaiser spazieren fuhr, daß sie mit ihm in das Schloß trat, fanden es mit ihrem gesunden Sinn unverträglich, daß der Kaiser jetzt solche Kurzweil treibe, wo bei Eylau die Armee so grausam gelitten hatte und noch augenblicklich durch Kälte und Hunger so schwer heimgesucht wurde. Sie wußten recht gut, daß diese Dame nicht in Finkenstein war, um Entbehrungen mit ihnen zu theilen, sie wurde die Zielscheibe von allerhand mehr oder weniger treffenden, recht derben Bemerkungen.

Von Tag zu Tag fand Napoleon mehr Geschmack an der jungen Slavin, die so sanft und unterwürfig war wie Josephine, aber nicht bei jeder Gelegenheit weinte, wie diese: sie vertrugen sich vortrefflich mit einander — da kam der Friede von Tilsit und mit ihm das Ende des Honigmondes: Der Kaiser mußte nach Paris zurück. Beim Abschiede schworen sie einander ewige Treue, und Napoleon nahm das Versprechen mit, daß die Freundin ihm nach Paris folgen werde.

Am 27. Juli fand der Einzug Napoleons in Paris statt, er war bisher noch nie so lange außer Landes gewesen. Nachdem er die Beglückwünschungen der großen Staatskörperschaften entgegengenommen, nachdem er eine Menge von Geschäften erledigt hatte, fand in der Notre-Dame-Kirche ein großes Tedeum statt, an welchem der kaiserliche Hof mit seinem ganzen pompösen Apparat theilnahm. Napoleon hatte den Zenith seines Ruhmes, seines Glückes erstiegen. Das Volk, in der festen Ueberzeugung, daß der Friede die Aera der großen Kriege abgeschlossen habe, überließ sich rückhaltslos seiner Freude und huldigte dem Sieger mit seiner vollsten Begeisterung.

Erst allmählich kehrte Napoleon, dem die dampfenden Weihrauchpfannen den Blick in die Ferne verhüllt hatten,

urück zu seinen galanten Gewohnheiten. Inmitten des blühenden Schwarmes von Palastdamen und Vorleserinnen, widerstand er keiner Versuchung.

Gelegentlich der Feste bei der Vermählung seines Bruders Hieronymus, des Königs von Westphalen, mit der Prinzessin Catharina, Tochter des Königs von Württemberg, wurden die ersten Bemerkungen über einen sich neu schlingenden Knoten gemacht. Man kann sich denken, daß mehr denn je Aller Augen auf den ruhmreichen Helden gerichtet waren, der wie ein Gott unter den Sterblichen mit stummer, gebieterischer Ruhe dahinschritt. Von ihm schweiften die Blicke hinüber zu einer auffallend schönen Dame, die zum ersten Mal, wie der Kanzler Pasquier in seinen „Memoiren" erwähnt, inmitten des Hofes erschien. Es war Frau Gazzani. Sie war aus der bescheidenen Zurückgezogenheit, in der sie bisher gelebt hatte, trotz der ganz besonderen Gunstbezeugungen, die ihr der Souverän erwies, herausgetreten, ihr Amt als Vorleserin war mit einem höheren vertauscht; der Titel einer Palastdame war ihr zwar nicht gewährt worden, allein der Kaiser hatte verfügt, sie solle bei Hofe vorgestellt werden, dies hieß allerdings beinah eben soviel, und man weiß nicht, weshalb der Titel ihr vorenthalten wurde. Etwas mußte der Kaiser doch der liebenswürdigen und schönen Frau bewilligen, die ihm doch nichts, worüber ihr die Verfügung zustand, vorenthalten hatte. Die geringe, ihr zu Theil gewordene Gunst setzte die Zungen der Hofleute in fieberhafte Bewegung.

„Der Kaiser," meint die Abrantes, „der sich sonst gegen jede Beeinflussung wehrte, war bei dieser Gelegenheit sehr schwach."

Ihr Erstaunen offen auszudrücken wagten die Hofleute nicht, denn schon beugte sich Alles vor den Launen

des Allmächtigen, im Stillen aber skandalirten die neidischen Damen weitlich über die „schöne Genueserin“. Die Männer dagegen behaupteten, es müsse der Schönheit Gerechtigkeit widerfahren. Und schön war sie vor allen Andern, obwohl die Concurrenz in der That nicht leicht war! Ihre Schönheit, durch die strahlende Freude erhöht, sich nunmehr am kaiserlichen Hofe „vorgestellt“ zu wissen, war berückender denn je zuvor; sie hatte sich mit großem Geschick in die Formen des Hoflebens gefunden und gab sich ganz dem Vergnügen hin, welches ihr die lange Reihe der Festlichkeiten bot. Die Gazzani hatte keinen besonders hellen Verstand, man bemerkte jedoch unter dem Firniß eleganter Manieren diesen Mangel kaum, dabei war sie pfiffig genug, Alles zu vermeiden, wodurch sie den Eifersüchtigen und Neidischen einen Verdruß bereiten könnte; sie mißbrauchte ihre bevorzugte Stellung nicht, um Uebles zu thun, obwohl sie in einige Ränke verwickelt war. Die Damen trösteten sich vor Allem mit der auf Erfahrung gestützten Voraussicht, daß über kurz oder lang doch eine Andere an Stelle der Gazzani treten werde, und die Zeit lehrt uns, wie recht sie hatten mit ihrem geduldigen Ausharren.

Im Laufe des September ordnete der Kaiser, der sich von seiner angestrengten Arbeit zu erholen wünschte und da das Wetter noch schön war, die Uebersiedlung des Hofes nach Fontainebleau an. Es ist wohl nie und nirgend ein solcher Pomp entfaltet worden, als damals im Schloß Franz I. Man blieb in Fontainebleau beinah zwei Monate.

Trotz der Strenge der Etikette-Vorschriften, welche jede Zerstreuung, jedes Vergnügen der Hofgesellschaft — und diese waren so genau bestimmt, wie das Exercitium im Kasernen-Reglement — in ihr Bereich zogen, fanden

die Leidenschaften der menschlichen Natur doch Wege, den Zwang von sich abzuschütteln: sie traten maskirt auf!

Dabei drehte sich diese Welt voll Glück und Schein wie ein Trabantenschwarm um eine Centralsonne, anscheinend durch ewige Gesetze gebannt, um ihn, den Ernstfinstern, den Beherrscher Europas, den großen Imperator!

Der herrliche Wald von Fontainebleau, sein geheimnißvolles Schweigen, sein träumerischer Schatten aber hatte keinen bemerkenswerthen Einfluß auf das Gemüth Napoleons; seine Sinne waren stärker als der Einfluß der schönen Natur. Er ging seinen alten Gewohnheiten nach, weniger verliebt als galant, weniger galant als gewaltthätig in seiner Sinnlichkeit.

Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, vor Tisch mit Josephine eine Spazierfahrt zu machen, die äußeren Formen des Verkehrs mit ihr durften nicht übersehen werden, wenn sie auch noch so langweilig für ihn waren. Willkommener war ihm der heimliche Verkehr mit der „schönen Genueserin". Er hatte sie im Schloß so unterbringen lassen, daß sie aus ihren Gemächern auf den ersten Wink sich in die seinigen verfügen konnte. Man flüsterte sich ins Ohr, daß sie allabendlich entweder zu ihm herab- oder er zu ihr emporsteige. In der Gesellschaft beachtete er sie nicht mehr als irgend eine Andere. Dazu mochten verschiedene Veranlassungen vorliegen, vielleicht war es in erster Reihe die, daß ihm die Rolle eines Sultans, der auf den Schwarm der Odalisken blickt, um nach Gefallen unter ihnen zu wählen, kleidsam und ihm wohl anzustehen schien.

In der That bemerkte man auch bald, daß er eine Madame de B. — sie gehörte dem Hofhalte der Prinzessin Pauline an — mit vielsagenden Blicken bedachte. Es gehörten drei Damen, deren Namen mit einem „B"

anfingen, zu dem Hofhalt der genannten Prinzessin, es scheint jedoch fast zweifellos, daß es sich um eine Frau de Barral handelte. Wir hören, daß diese in ihrer Schönheit einen pikanten Zug hatte, der der Schönheit der Gazzani fehlte, und den der Kaiser derart zu bewundern anfing, daß seine bisherige Liebe immer kühler wurde.

Diese Frau de B. hatte wie die Duchâtel, die Walewska, das Unglück, mit einem schon bejahrten Manne ehelich verbunden zu sein. Sie war nicht nur die Palastdame, sondern obendrein auch die Freundin der Prinzessin Pauline; sie war groß wie ein Tambour-Major, hatte dabei einen ganz kleinen Kopf, der aber voller Geist war. Dann verstand sie es auch, mit köstlicher Grandezza das Hofkleid zu tragen und zur Geltung zu bringen.

Das vielleicht war es, was ganz besonders dem Kaiser, der den Emporkömmling nie ganz ablegte, gefiel. Er schrieb an Mme. de B. — Mme. de B. antwortete. Obgleich das kaiserliche Handschreiben bei Lichte besehen eine große Dreistigkeit war, so wurde es, da es von so hoher Stelle kam, als Gunstbezeugung aufgefaßt, und es entwickelte sich zunächst ein regelrechter Briefwechsel, ja der Kaiser schrieb manchmal des Tages dreimal an die Busenfreundin seiner Schwester.

Er muß wieder einmal sehr stark in Liebe entbrannt gewesen sein, denn er war bekanntlich kein Freund vom Briefschreiben und nun mit einem Mal diese Schwelgerei im Notenwechsel! Constant hatte die Beförderung der Briefe unter sich, daher wir von dieser plötzlichen kaiserlichen Marotte unterrichtet sind.

Eines Abends übergab der Kaiser wiederum dem getreuen Diener einen Brief, der jedoch durch einen seltsamen Zufall nicht an seine Adresse gelangte.

„Im Schlosse zu Fontainebleau," erzählt Constant

„ist ein kleiner, eingeschlossener Garten, der „Garten der Diana“ genannt, zu welchem nur die Majestäten Zutritt hatten; von den ihn umgebenden Baulichkeiten liegt zur Linken die Capelle mit ihren düstern Galerieen und ihrer phantastischen gothischen Architektur, rechts ist die sogenannte „große Galerie“. Die Mittelbauten enthielten auf einer Seite die Gemächer Sr. Majestät, auf der andern die das Viereck abschließenden großen Arkaden, hinter denen die Wohnungen verschiedener, theils zu dem kaiserlichen, theils zu dem prinzlichen Gefolge gehörenden Personen lagen. Frau de B. bewohnte einige hinter den Arkaden, im Erdgeschoß liegende Gemächer. Se. Majestät hatten mich dahin instruirt: ich würde ein Fenster offen finden, durch welches ich ganz vorsichtig in das Innere des Gemaches gelangen könnte; im Dunkel sollte ich einer Person, welche mir das Billet abfordern würde, dasselbe ohne Weiteres übergeben. Die Dunkelheit des Gemaches erschien nothwendig, weil, wenn es erleuchtet gewesen wäre, dies hätte auffallen müssen. Ich that, wie mir befohlen, fand das Fenster offen, und gelangte durch dasselbe in das Innere des Gemaches. Am Fenster stand ein hoher Tritt, den ich im Dunkel nicht bemerkt hatte, und da ich glaubte, mich auf dem Fußboden zu befinden, kam ich plötzlich zu Falle. Das ging ohne Geräusch nicht ab, und ich hörte, daß Jemand einen Schrei ausstieß und eine Thür heftig zugeschlagen wurde. Ich hatte mich an Knie Ellbogen und Kopf ein wenig verletzt, erhob mich nur mi Mühe und suchte mich tastend in dem dunklen Raum zurechtzufinden. Da ich garnichts mehr hörte und befürchtete, von neuem ein Geräusch zu machen, welches von Uneingeweihten gehört werden konnte, so entschied ich mich für den Rückzug und erzählte alsbald die ganze Geschichte dem Kaiser.“

Napoleon hörte seinem Diener aufmerksam zu, lachte über das Hinfallen desselben und tröstete ihn über die Erfolglosigkeit seines Auftrages; gut aufgelegt, wie er war, rief er:

„So, so! Es ist also da ein Fenstertritt vorhanden, es ist gut, daß ich es weiß. Warten wir, bis Mme. de B. sich von ihrem Schreck erholt hat, und dann will ich zu ihr und Du wirst mich begleiten.“

Constant zog sich zurück. Nach Verlauf einer Stunde etwa ging der Kaiser, von ihm gefolgt, durch die Thür seines Cabinets in den kleinen, vorher beschriebenen Garten hinaus. Es war eine dunkle, sternenlose Nacht. Er und Kammerdiener schritten leise quer durch den Garten; der Gebieter war ganz entzückt von dem romantischen Zauber der Expedition und schien die milde, duftige Nachtluft wonneerfüllt zu athmen. Constant geleitete ihn vor das Fenster, welches offen stand, half ihm durch dasselbe einsteigen — damals war Napoleon nicht mehr der schlanke General en chef der italienischen Armee, sondern der wohlbeleibte Kaiser — und wurde verabschiedet.

Erst gegen Morgen kehrte Napoleon in seine Gemächer zurück; er hatte auf demselben Wege, auf welchem er in die Wohnung der Frau de B. hineingelangt war, dieselbe auch wieder verlassen.

Die Herzogin von Abrantes, welche sich gegen die Aufzeichnungen Constants zu wenden scheint, sagt:

„Es ist nicht wahr, daß der Kaiser Erfolg bei der de Barral gehabt hat, obwohl es feststeht, daß er eine lebhafte Neigung für sie hatte. Ich kenne die ganze Geschichte und weiß auch, daß der Kaiser an sie geschrieben hat, was kaum geschehen wäre, wenn diese Dame nicht allen Verlockungen, welche sich damals in der Person des Kaiser vereinten, widerstanden hätte. Um der Gewalt

einer solchen Verführung widerstehen zu können, mußte das Herz der Dame anderweitig beschäftigt gewesen sein — sonst ist es nicht möglich!"

Wenn die Abrantes diese Behauptung aufstellt, so hat sie ja insofern Recht, als Frau de B. damals ein Verhältniß mit Herrn Achilles de Septeuil hatte, allein darin liegt noch kein Grund, daß sie die Werbungen Napoleons ausschlug — die damalige Welt liebte leichthin, die Gefühle schwammen auf der Oberfläche und wurden von jedem Windhauch bewegt. Im Allgemeinen ist ja Liebe ein Präservativ gegen Liebe, allein doch nur in dem Falle, daß es sich um eine wahre, tiefgehende Neigung handelt. Napoleon z. B. liebte Frau Walewska, das verhinderte ihn nicht, die Gazzani, die Barral und tutti quanti zu lieben. Warum sollte man den Frauen das Recht nehmen, ebenso flatterhaft zu sein wie die Männer? Besonders da, wo der eigene Vortheil ein Wort mitredete! Das Faktum ihrer Liebe zu einem andern Manne, als zu ihrem Gemahl, welches dem ganzen Hofe bekannt war, verrieth ja bei der de B. eine gewisse Elasticität des Herzens. Warum sollte die Liebe zu dem jungen Oberst de Septeuil, dem Sohne des ersten Kammerdieners Ludwig XVI., sie verhindert haben, den Anträgen ihres Souveräns zu willfahren? Außerdem mußte Der, der sich zum Hofhalt der Prinzessin Pauline zählt, mehr als liberale Anschauungen haben. Man sagt uns ja:

„Die Aufführung der Prinzessin Pauline warf ein nachtheiliges Licht auf alle jene jungen und hübschen Frauen, welche zu ihrem Hofe gehörten." Nein, von der Tugend der Madame de Barral darf man sich keine zu hohen Begriffe machen, und Constant verdient hier mehr Glauben, als die liebenswürdige und geistvolle Chronistin des Empire.

Jedenfalls hielt dieses Verhältniß Napoleons nicht lange vor, es handelte sich um eine ganz vorübergehende „Wallung im Geblüt".

Kaum hatte sich dieselbe, soweit es sich um die Mme. de B. handelt, gelegt, so fing auch die Unruhe schon wieder an, die Wärmetemperatur in den Adern nahm schon wieder zu. Wer aber war die Auserlesene jetzt? Wer nennt ihren Namen?

Von Napoleon gilt der Vers:

Auf Blumen mannigfach setzt sich die Biene,
Daß ihr zum Honig eine Jede diene.

Man hat behauptet, Frau de Savary hätte zu diesen Blumen gezählt, welche die Biene Napoleon aufsuchte, wenigstens finden sich in den Memoiren des General Thiébault die Worte: „Frau Savary, welche die Maitresse Napoleons war . . ." Allein, erwiesen ist die Sache nicht.

Felicitas Savary, geborene de Faudoas, eine entfernte Verwandte der Kaiserin, gehörte zu den schönsten Frauen des Hofes. Ihr Gemahl wurde bekanntlich später Herzog von Rovigo.

„Sie hatte," sagt die Abrantes, „die eleganteste Figur, die ich je gesehen habe."

Sie hatte auch den „elegantesten" Gleichmuth, den man sich denken kann, und der sich besonders offenbarte, wo es sich um ihre zarten Beziehungen, zu denen auch die zu ihrem Bruder*) zählt, handelte. Savary, der Napoleon gegenüber die Unterwürfigkeit selbst war, war seiner Frau gegenüber ein großer Held — nämlich ein Pantoffelheld; er sah und hörte Nichts und tiefer Friede herrschte an seinem häuslichen Herde. Uebrigens that er gut, den Blinden zu spielen, denn seine Gemahlin hätte auch

*) Général de Saint-Chamans: „Mémoires" pag. 94.

mancherlei böse Dinge sehen können, wenn sie gewollt hätte.

Der Kaiser selbst soll Savary eines Tages den Rath gegeben haben, ein Auge zuzudrücken; wir finden bei der Abrantes das folgende Gespräch verzeichnet, welches Napoleon einmal mit einer jungen Dame hatte; es handelte sich da um gegenseitige Treubrüche in der Ehe:

„Sie sind, Madame, erstaunt über ganz geringfügige Dinge, die für uns, sagt man, wenn wir sie erfahren, eine Kleinigkeit, die nichts sind, wenn wir nicht darum wissen. Wissen Sie, was sie, die Frauen dazu sagen sollten?"

„Ich bin ganz Ohr, Sire."

„Garnichts! Da die Frauen aber nicht schweigen können, so empfiehlt es sich, daß, wenn sie davon reden, sie es gut finden."

IX. Capitel.

Noch einmal die Prinzessin Stephanie. — Gefälligkeiten der Damen vom Hofe für den Kaiser. — Was darüber das „Mémorial" sagt. — Bemerkungen über die Zusammenkunft in Mantua und was Lucian darüber zu sagen weiß. — Maskenbälle. — Napoleon liebt diese Bälle. — Abenteuer auf denselben. — Ball bei der Großherzogin von Berg und Folgen. — Fräulein Guillebeau. — Eine Tänzerin wird Vorleserin und „Favoritin" des Kaisers. — Das Ende. — Ein Abenteuer in Madrid. — Napoleon ist kein Freund von Wohlgerüchen. — Nochmals Frau Gazzani. — Frau Walewska stellt sich beim Kaiser in Schönbrunn ein. — Sie ist guter Hoffnung. — Zerstreuungen des Kaisers in Wien. — Sein Verhältniß zu Frau von Mathis. — Scheidung der kaiserlichen Ehe. — Die Prinzessin von Carignan.

Unter den jungen und schönen Damen, welche in den unvergeßlichen Tagen von Fontainebleau die Zierde des glänzenden kaiserlichen Hofes bildeten, befand sich auch, wie man schon hörte, Frau Duchâtel. Es war jedoch kaum noch die Rede von ihr. Man behauptet, Napoleon habe das kaltgewordene Ragout wieder aufwärmen wollen — möglich ist es ja; wenn etwas Derartiges wirklich geschehen ist, so geschah es mit einer solchen Heimlichkeit, daß es den Alles durchforschenden und überwachenden Blicken der Hofleute entging.

Die Erbprinzessin von Baden, die reizende Stephanie, hatte sich auch zum Besuch in Fontainebleau eingefunden, allein auch sie beachtete der Kaiser nicht wie früher; er konnte es wohl nicht verschmerzen, daß er im Jahre vorher keine seinem Range entsprechende Rolle gespielt hatte. Stephanie dagegen benahm sich so, daß sie von neuem alle Zungen in Bewegung setzte.

Man wird sich erinnern, daß der jüngste Bruder Napoleons nach dem Tilsiter Frieden König von Westphalen geworden und mit der Prinzessin Catharina von Württemberg vermählt worden war. Diese Dame war ihrem Gemahl auf's innigste zugethan; es scheint jedoch, als hätte Jérome, ein sehr flatterhafter Herr, den man wohl als das „Mauvais sujet" der Familie Bonaparte bezeichnen hört, sich nichts daraus gemacht. Obwohl er damals erst einen Monat lang verheirathet war, machte er der badischen Prinzessin sehr angelegentlich den Hof, und diese ließ ihn nicht nur gewähren, sondern, kokett wie sie war, ermunterte sie ihn auch noch auf alle mögliche Weise. Eines Abends bemerkte Jéromes Gemahlin, was vor sich ging, sie wurde derart ergriffen, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel. Man trug sie in ein Nebenzimmer und legte sie auf ein Sopha. Sie hörte, als sie wieder zur Besinnung kam, wie der Kaiser in zornigen Worten seinen Bruder zur Rede setzte.

Dieser ließ den Kopf beschämt hängen, trat an seine Frau heran und suchte das Geschehene durch Entschuldigungen aller Art und Bitten vergessen zu machen. Stephanie, die ihre zweite Vorstellung als Kokette und Störerin der Ehen gegeben hatte, wurde am anderen Tage zu Josephine befohlen, sozusagen vorgeladen. Madame Rémusat aber war beauftragt, die übermüthige Dame zurechtzuweisen, was denn auch mit Würde und Anstand geschah. Die Prinzessin nahm sich die Sache in der That ad notam

und änderte ihre Aufführung; beigetragen hat dazu wohl auch wesentlich der Umstand, daß der Kaiser das ganze im Vorjahre ihr zu Ehren eingeführte Ceremoniell wieder umstieß; er sah in ihr jetzt nur noch eine Rheinbunds-Prinzessin. Stephanie wurde etwas ernster, ging mit sich selbst zu Rathe und betrug sich auch rücksichtsvoller gegen ihren Gemahl. Sie kehrte diesmal mit leichtem Abschiede von Frankreich zurück und ließ sich auf keine gewagten Abenteuer mehr ein.

Als Prinz Louis Napoleon Präsident der Republik war, kam die liebenswürdige Stephanie nach Paris, um im Hause ihres noch unverheiratheten Vetters, im Elysee nämlich, die Gäste zu empfangen — sie ist erst 1860, also hochbetagt, in Nizza gestorben.

Viel Mühe brauchte sich der Kaiser um die Damen, nach denen er verlangte, nicht zu geben, denn sie machten ihm verständlich, daß ihre Gefälligkeiten für ihn ebensowenig eine Grenze hätten, wie ihre anbetende Bewunderung.

Eines Tages, so erzählt das „Mémorial", wurde in der kleinen Kolonie zu Long-Wood (St. Helena) über die Vorstellung der Damen bei Hofe, von ihrer ängstlichen Verlegenheit, ihren versteckten Absichten, von den Hoffnungen Einiger unter ihnen gesprochen. Mme. de Montholon bemerkte dazu: Wenn man sich in einigen Pariser Salons über die gewaltthätigen Manieren des Kaisers den Damen gegenüber mit Entrüstung und in voller Empörung ausließ, ebenso wie über seine rohen Redeformen, sein unangenehmes Aeußere, so gab es auch besser Unterrichtete, wohlwollender Gesinnte, welche die Sanftmuth seiner Stimme, die Anmuth seines Wesens, die Feinheit seines Lächelns, namentlich aber seine schöne Hand supperlativisch rühmten. Diese Vorzüge, so geringfügig sie erscheinen, bemerkte Jemand, denen sich aber eine große Machtfülle

und noch mehr Ruhm und Ehre zugesellten, mußten Einigen den Kopf verdrehen, das ist so begreiflich wie nur irgend etwas. Man war in den Tuilerien darauf gefaßt, die Empfindungen, welche man vielleicht in der That hatte, getheilt zu sehen, das darf man auch nicht vergessen.

Der Kaiser hörte lächelnd dem Gespräch zu und bestätigte, daß er selbst durch das dichte Gewölk seiner geschäftlichen Thätigkeit und den Qualm des Weihrauchs diese Bemerkung mehr als einmal gemacht zu haben glaube. Die am wenigsten Furchtsamen oder die am meisten Erregten hätten zuweilen um Audienzen nachgesucht und es wären ihnen dieselben auch bewilligt worden.

Nun lachten Alle und stimmten dahin überein, daß diese Damen viel zum Vergnügen des Hofes beigetragen hätten. Allein hier widersprach der Kaiser und bemerkte ernst, daß dazu gar keine Veranlassung gewesen wäre.

Er scheint nicht immer Protest gegen solche Auffassungen eingelegt zu haben, denn eines Abends, als die Unterhaltung wieder dasselbe Thema berührte, vertheidigte er Niemanden, ja, es blickte eine gewisse befriedigte Eitelkeit bei ihm durch, daß er doch, trotz all seiner Macht und Größe, ein in der Liebe glücklicher Mann gewesen sei. Er liebte es auf St. Helena, über kitzliche Dinge zu reden und reden zu hören.

„Sire," rief eines Abends Las Cases, „man behauptet, daß, als Sie auf der Höhe Ihrer Macht standen, Sie sich von den Ketten der Liebe hätten fesseln lassen: daß Sie der Held eines Romans gewesen wären, daß Sie sich zu einer Ihnen Widerstand entgegensetzenden, unbedeutenden Dame leidenschaftlich hingezogen gefühlt und ihr ein Dutzend Briefe geschrieben hätten, daß diese Dame Sie dahin gebracht und Sie gezwungen hätte, verkleidet in der Nacht

ganz allein zu ihr in ihre im Mittelpunkte von Paris gelegene Wohnung zu kommen."

„Wie hat man das wissen wollen," antwortete lächelnd der Kaiser, da er offenbar nicht geradezu nein sagen wollte. „Man hat auch gewiß," fuhr er fort, „hinzugefügt, daß dies die größte Thorheit meines Lebens gewesen wäre. Denn wäre die Betreffende nicht eine redliche Person gewesen, was hätte mir nicht zustoßen können! Allein, verkleidet inmitten von all den Fallen, die mir gestellt wurden. Was sagte man weiter?"

„Sire, man behauptete, daß Ew. Majestät Nachkommenschaft sich nicht auf den König von Rom beschränke, daß derselbe zwei ältere Brüder habe; der eine käme von einer schönen Ausländerin, die Sie in der Fremde kennen und lieben gelernt hätten; der andere wäre die Frucht einer örtlich näherliegenden Neigung gewesen. Man wollte wissen, Beide wären zuweilen in Malmaison gewesen, der eine an der Hand seiner Mutter, der andere geleitet von seinem Lehrer; Beide hätten dem Vater sprechend ähnlich gesehen."

Der Kaiser amüsirte sich höchlich über diese umfassende Einsicht in seine intimen Verhältnisse, und da er sich aufgeheitert fühlte, ließ er auch gleich ohne allen Rückhalt die Vergangenheit Revue passiren.

Trotz seiner Liebeleien mit der Gazzani, mit Frau de Barral, vielleicht mit noch Anderen, machte er sich zugleich immer noch mit der Walewska zu schaffen.

Unter der Restauration hat die politische Polizei eine Schrift aufsetzen lassen, in welcher Nauroy (Les secrets des Bonaparte) Fräulein Cochelet unter den Maitressen Napoleons aufgeführt fand. Diese Cochelet war allerdings stramm und groß wie ein Küraſſier und mochte wohl deshalb die Blicke des Kaisers einmal auf sich gelenkt haben,

aber zu einer Maitresse war sie denn doch zu häßlich. Sie war Vorleserin am Hofe der Königin Hortense und hatte den Spitznamen „Mademoiselle Cochelaide“. Sie heirathete den Major Parquin, welcher ein sonderbares Buch, betitelt „Souvenirs“, hinterließ.

Auch ist — und zwar mit einiger Glaubwürdigkeit — behauptet worden, Napoleon hätte damals seinem Bruder Jérome eine von demselben sehr geschätzte Maitresse abspenstig gemacht, und dies wäre der Hauptgrund zu den späteren Zwistigkeiten zwischen den Brüdern geworden. Es ist Michaud, der dies in seiner „Biographie universelle“ erwähnt.

Napoleon selbst hat eines Tages seinem Bruder Lucian gegenüber bekannt, daß er die Walewska noch immer liebe. Es war in der berühmt gewordenen Unterredung zu Mantua Ende des Jahres 1807. Was Lucian sonst über die Unterredung angiebt, ist Folgendes:

„Napoleon sagte mir, daß er jetzt zwei Kinder hätte. Das eine davon wäre von einem jungen Mädchen geboren, welches mit Hortense zugleich bei der Campan gewesen wäre, das andere von einer schönen, an einen alten Mann verheiratheten polnischen Dame; diese wäre dem Plutus zum Opfer gefallen.

Es ist eine reizende Frau, fügte er hinzu, ein Engel! Von ihr kann man in Wahrheit sagen, daß ihr Inneres so schön ist wie ihr Aeußeres.

Als ich ein wenig lächeln mußte, fuhr er fort:

Du lachst, weil Du mich verliebt siehst. Ja, ich bin es in der That, jedoch stets in Unterordnung unter meine Politik, welche verlangt, daß ich eine Prinzessin heimführe, obwohl ich es vorzöge, meine Maitresse gekrönt zu sehen.“

Zu der Mittheilung Lucians wäre ein langer Commentar zu machen. Zunächst ist es ein grober Irrthum

wenn er behauptet, der Bruder hätte ihm gesagt, von der schönen Polin mit einem Kinde beschenkt worden zu sein. Napoleon kann ihm das unmöglich gesagt haben — zu jener Zeit wenigstens nicht. Der Sohn, welchen er von der Walewska hatte, kam erst am 4. Mai 1810 auf Schloß Wallwitz in Polen zur Welt — nicht in Paris, wie die Rémusat fabelt. Im December 1807 konnte also unmöglich die Rede von einem Kinde sein, welches erst 1810 das Licht der Welt erblickte.

Man müßte ferner dem Berichte Lucians entnehmen, daß Napoleon keine besonderen Fortschritte in Bezug auf die Wahl einer Gattin gemacht hat, da er so gern eventuell die Walewska zum Altar geführt hätte. Lucian legt die Worte vielleicht dem Bruder nur in den Mund, um sein eigenes Verfahren zu beschönigen. Zudem war damals Frau Walewska noch garnicht Wittwe. Wenn Napoleon wirklich Die, welche ihren Gemahl treulos verlassen hatte, dem Bruder gegenüber so hoch pries, daß er sagte, ihr Inneres wäre so schön wie ihr Aeußeres, so wäre das eine arge Geschmacklosigkeit gewesen. Hätte die Walewska eine so reine und schöne Seele gehabt, so hätte sie doch vor Allem ihrer Pflicht nicht ins Gesicht geschlagen.

Daß Napoleon noch immer verliebt in die Polin war, wollen wir gern zugeben, nach Josephine und Marie Louise war es unzweifelhaft die, die er am meisten geliebt hat. Diese Liebe war aber doch nicht derart, daß sie andere gleichartige Stimmungen abwehrte. Die Liebe, die er einst für Josephine gehabt, war eine exclusive — es war die wahre Liebe, die blinde, die nur lebt im Leben der geliebten Frau, der es unbegreiflich ist, daß eine andere neben der Auserwählten begehrenswerth erscheinen könnte.

Josephine war um zehn Jahr älter als Napoleon, ein Uebelstand, der ihn fast nothgedrungen über kurz oder

lang treubrüchig gemacht hätte. Wäre er die Ehe mit einer jungen, gleichalterigen, tugendhaften Dame eingegangen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er ein musterhafter Gatte geworden wäre, daß er seinen häuslichen Herd heilig und rein gehalten hätte.

Es stößt uns die eigenthümliche Bemerkung auf, daß Josephine es war, die ihm das Beispiel der Treulosigkeit gab; sie ist verantwortlich dafür, daß Napoleon der Sinnenlust anheim fiel, daß er sozusagen verthierte.

Als Napoleon nach der erfolglosen Zusammenkunft mit Lucian nach Paris zurückgekehrt war, nahm er auch die gewohnte Art zu leben wieder auf. Der Winter hatte bereits begonnen, die Saison war glänzend, wie keine zuvor. Niemals sind so viel Bälle in Paris gegeben worden wie damals. Die Tuilerien gingen mit ihrem Beispiel voran. Der in den Tuilerien hergerichtete Theatersaal war vollendet; es ist kaum möglich, sich einen prunkvolleren Raum vorzustellen. Kostüm- und Maskenbälle jagten einander. Der Kaiser amüsirte sich auf denselben wie ein junger Lieutenant. Die Rémusat erzählt:

„Obwohl er „bis an die Zähne" maskirt erschien, konnte man ihn doch gleich erkennen und zwar an seiner sonderbaren Haltung; er durcheilte, gewöhnlich gestützt auf Duroc's Arm, die Säle, attakirte ohne weiteres die Damen, oft sogar in einer wenig anständigen Weise; wurde er selbst herausgefordert und konnte nicht gleich die erkennen, die zu ihm sprach, so riß er ihr ohne weiteres die Maske herab — er war ja der Gebieter! Großes Vergnügen machte es ihm auch, irgend einen unglücklichen Ehemann mit Anecdoten über die Gemahlin zu foppen."

Trotz seines ungebührlichen Benehmens wetteiferten die Damen unter einander, um ihm zu gefallen und seine

Aufmerksamkeit zu erregen. Das „Mémorial" enthält folgende hierher gehörige Bemerkung:

„Der Kaiser war stets sicher, auf den Maskenbällen, welche er besuchte, in irgend einer Weise herausgefordert zu werden. So wurde er Jahre lang von ein und derselben Maske verfolgt, welche ihm frühere intime Beziehungen ins Gedächtniß zurückrief und ihn flehentlich bat, er möchte ihr doch den Zutritt zu den Hofgesellschaften gewähren. Es war eine liebenswürdige, gute und schöne Frau. Der Kaiser antwortete ausweichend:

„Ich leugne durchaus nicht, daß Sie reizend sind; aber was ist es doch gleich, worum Sie bitten? Sprechen Sie, sprechen Sie. Sie haben zwei oder drei Männer und Kinder von Gottweißwem. Man würde es sich gewiß zum Glück angerechnet haben, an Ihrem ersten Fehltritt der Mitschuldige zu sein, über den zweiten würde man sich schon ärgern, ihn vielleicht verzeihen, aber dann .... dann. Nun seien Sie einmal Kaiser und entscheiden Sie. Was würden Sie an meiner Stelle thun — ich bin doch verpflichtet, ein gewisses Decorum zu beobachten."

Dann sagte wohl die schöne Maske:

„Nehmen Sie mir wenigstens nicht die Hoffnung."

Im nächsten Jahr hoffte sie besser zu fahren. Und sie und der Kaiser stellten sich auch pünktlich wieder ein.

Man kommt nicht dahinter, von wem hier die Rede sein soll, man denkt wohl an die Tallien. Frau Georgette Ducrest meint jedenfalls eine andere Dame, wenn sie etwas Aehnliches berichtet.

„Ich bemerkte," schreibt sie, „auf einem Ball in den Tuilerien einen grauen Domino, gefolgt von zwei schwarzen Masken, welche dazusein schienen, um den Grauen zu überwachen, namentlich aber Diejenigen, welche ihm zu nahe kamen. Ich hatte nur diese drei Gestalten im Auge und

gewahrte auch, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Der graue Domino trat auf eine sehr hübsche Dame zu, welche ganz mit Diamanten besäet war, sie saß nicht weit entfernt von mir. Die Hände auf dem Rücken, betrachtete sie der graue Domino, das heißt der Kaiser, sprach jedoch kein Wort zu ihr. Sie erröthete, sie zitterte und sagte endlich mit von Angst halb erstickter Stimme dem Beobachter, sie glaube ihn nicht zu kennen. Derselbe verharrte bei seinem Schweigen, blieb aber wie festgenagelt stehen. Plötzlich erhebt sich die Dame und ruft erschreckt: „Nur der Kaiser kann einen solchen Blick haben. Wie bereue ich es, gekommen zu sein.“ Sie verließ den Saal, und ich hörte, wie die Damen um mich her sich zuflüsterten, daß Jene, die infolge einer häßlichen Geschichte von ihrem Manne geschieden war, keine Einladung erhalten hätte, daß sie trotzdem so keck gewesen wäre, sich einzuschmuggeln mit Hülfe der Eintrittskarte einer Freundin. Napoleon, der sie, nachdem er sie zuerst geliebt, jetzt verabscheute, hat sie auf diese Weise gezwungen, eine Gesellschaft zu verlassen, aus der er sie ausgeschlossen hatte. Für das Gewissen der Schuldigen war das Schweigen des Kaisers ebenso beredt, als hätte er gesagt: hinaus mit ihr!“

Suchte der Kaiser nach Abenteuern auf diesen Maskenbällen, so kam es auch vor, daß sie ihm begegneten, ohne daß er sie gesucht hatte. Hier ein Beispiel:

Es war auf einem Feste bei der Großherzogin von Berg, seiner Schwester. Die „Vestalin“, eine damals sehr beliebte Oper, hatte die hohen Herrschaften auf den Gedanken gebracht, eine Quadrille, bestehend aus Priestern und Vestalinnen, einzuüben. Der Tanz begann zu den schmeichlerischen Lauten von Flöten und Harfen; Zauberer, eine schweizer Hochzeit, ein tyroler Brautzug — Alles wogte bunt durcheinander — so erzählt Constant und fügt

hinzu, die Costüme wären von einer noch nicht gesehenen Pracht gewesen. Man hätte in einigen Gemächern des Schlosses ein förmliches Magazin von Costümen hergerichtet, so daß Tänzer und Tänzerinnen vier oder fünf Mal in der Nacht sich umkleiden konnten, und es den Anschein hatte, als erneuere sich die Gesellschaft fortwährend.

Die Großherzogin von Berg, welche sich gern von einer liebenswürdigen Seite zeigte und darauf hielt, gepriesen und gerühmt zu werden, zumal sie insofern ein schlechtes Gewissen hatte, als sie während der Abwesenheit des Kaisers in Polen mit Junot von verbotenen Früchten genascht hatte, hatte das Fest, von dem Constant spricht, so glänzend wie nur denkbar ausgestattet. Von einer Quadrille, zu welcher Caroline die Costüme selbst erfunden hatte, und welche sie in Person vorführte, sprach ganz Paris, es war eigentlich ein Ballet im Kleinen, getanzt wurde es von 16, als Bäuerinnen gekleideten Damen, nämlich der Gräfin Duchâtel, der Gräfin Regnault de Saint Jean d'Angely, Frau de Colbert, Fräulein de la Vauguyon, der Baronin Montmorency u. s. w. Ein Büttel führte diese Bäuerinnen: es war Fräulein Adelaide de Lagrange. Herren waren ausgeschlossen. Fräulein Lagrange mit ihrer großen Perrücke und ihrem Hirtenstabe machte, als sie sammt ihrem stattlichen Gefolge den Ballsaal betrat, berechtigtes Aufsehen.

Der Ball war in flottem Gange, als man plötzlich eine laute schallende Stimme und die Worte vernahm:

„Ich will, daß sie mein Haus verläßt!"

Die Paare hielten im Tanze inne, Einer sah den Andern an — was hatte nur Prinzeß Caroline, um was handelte es sich?

Die Prinzessin hatte die Worte an einen ihrer Kammerherrn gerichtet und ihm befohlen, ein junges Mädchen so-

fort zu entfernen, welches eine von Hortense arrangirte Quadrille führte.

Die Königin Hortense hatte nämlich eine Quadrille von Vestalinnen erfunden, sie selbst, obwohl ihre Niederkunft ganz nahe bevorstand,*) tanzte mit. Eine Vestalin in solchem Körperzustande, war das nicht drollig? Zudem sollte der Tanz von einer als Narrheit verkleideten Person geführt werden, mit der Pritsche in der Hand und der Schellenkappe auf dem Haupt, für diese Rolle war der Königin durch den Privatsekretär Caroline's eine junge Tänzerin, Namens Guillebeau empfohlen, welche man damals viel zu den großen Gesellschaften hinzuzog, um Solotänze von ihr aufführen zu lassen. Die junge Dame hatte eine sehr schöne Gestalt, und diese kam in ihren feuerfarbenen Tricots als Narrheit zur vollen Geltung. Wahrscheinlich hatte der leichtfertige Murat sich die schöne Guillebeau zu sehr in der Nähe angesehen, und an dem feuerfarbigen Costüm derselben die Feuer seines Herzens entzündet. Kurzum Caroline wurde sehr zornig und stieß die Worte aus:

„Ich will nicht, daß dieses Geschöpf solche Tollheiten in meinem Palais aufführt."

Der Kaiser, diesmal ziemlich unkenntlich maskirt, war zugegen, und war gerade im Gespräch mit einer Dame, welcher er die drastische Bemerkung machte, daß seine Liebe zu ihr sich zusammenfassen ließe in einem einmaligen Gewaltakt.

„Ich will nicht, daß man mich den kleinen Ludwig XIV. nennt," fügte er hinzu, „ich will nicht, daß mich eine Frau vor der ganzen Welt zur Schau stellt als ein Schwachheiten unterworfenes menschliches Wesen."

*) Sie gebar einen Monat später den nachmaligen Napoleon III.

Ob denn die Liebe eine Schwachheit wäre, frug die Dame.

„Ach", rief er, „die Liebe! das Herz! Sie sind gerade so wie die andern Frauen. Was zum Teufel verstehen Sie unter Liebe, unter Herz? Das Herz ist eine große Arterie, in welcher das Blut in Wallung kommt, wenn Sie laufen."

In diesem Augenblick hörte man die laut scheltende Großherzogin.

„Was ist das," frug erstaunt der Kaiser und mischte sich, gefolgt von der Dame, in das herzuströmende Gedränge der Masken.

Er wurde auch sogleich von dem Vorgefallenen unterrichtet und Zeuge der Thränen, welche die Guillebeau vergoß und zu trocknen Nichts bei der Hand hatte, als ihre Schellenkappe.

„Da haben Sie," wandte Napoleon sich an seine Begleiterin, die Folgen solcher Phantasien. Die arme Kleine da hat dem girrenden Geschwätz dieses Musters von einem Menschen, dieses Murat, Glauben geschenkt — sie ist vielleicht gar so weit, daß sie sich ins Wasser stürzen will. Nun . . was sagen Sie?"

Seine Begleiterin hatte ebenfalls zu weinen begonnen.

„Meine Beste," bemerkte ihr der Kaiser, „ich liebe es nicht, Josephine weinen zu sehen, sie, die ich mehr liebe, als alle anderen Frauen — das heißt soviel, Madame, als: Sie vergeuden Ihre Zeit. Adieu, ich kam auf diesen Ball, um mich zu amüsiren."

Mit diesen Worten verschwand er im Gedränge der Masken. Es war etwas voreilig von ihm, seinen Schwager wegen der Thränen der Tänzerin so scharf zu tadeln, denn er beeilte sich, dem Beispiel Murats zu folgen, ohne zu wissen, wie gebrechlich die beleidigte Unschuld war, welche

ihm ſoviel Mitleid einflößte. Murat kannte die Guillebeau und beſuchte dieſelbe häufig in ihrer Wohnung in der Rue Baſſe du Rempart; auch Junot war recht häufig bei ihr — man ſprach noch von mehreren anderen Generälen. Die ſchöne Tänzerin dachte trotz ihrer Thränen an nichts weniger als den Tod im Waſſer, dachte vor Allem aber nicht, daß der Vorfall ihr ein ſo außerordentliches Glück eintragen würde.

Die Königin Hortenſe, die ſich in der Perſon der Tänzerin, welche ſie ja bei der Großherzogin im Elyſee eingeführt hatte, beleidigt fühlte, nahm ſich in nachdrücklichſter Form der Guillebeau an; Caroline antwortete in ſehr ſpitzer Weiſe, und es kam zu einem andern unerquicklichen Gezänk, diesmal zwiſchen beiden hohen Damen. Das Ende vom Liede war, daß Joſephine, von Hortenſe berathen und erfüllt von unfreundlichen Empfindungen für die Großherzogin, ihrem Gemahl die Ernennung der Guillebeau zur Vorleſerin vorſchlug. Sehr gern war hierzu, wie man ſich denken kann, der Kaiſer bereit. —

Bald darauf erfolgte die Abreiſe des Kaiſerpaares nach Bayonne, die Guillebeau gehörte zum Gefolge. Ihr Aufenthalt im Schloſſe zu Marrac aber war nur von kurzer Dauer, ſchon nach wenigen Tagen trat ſie die ihr aufgenöthigte Heimreiſe an; der ſie begleitende Lakei erzählte den Leuten, Fräulein Guillebeau habe zu viel Aufhebens von ſich ſelbſt gemacht und wäre deshalb weggejagt worden.

In den engen Corridoren des kleinen Schloſſes zu Marrac begegnete zu jeder Tageszeit, ſowie Abends im Salon der Kaiſerin Napoleon der neuen Vorleſerin und fand, ebenſo wie Murat, Junot u. ſ. w., daß ſie doch eigentlich ein ſehr niedliches Kind wäre und der Lacoſte ſprechend ähnlich ſähe; auch fand er, daß die

natürliche Röthe ihrer Wangen den Vorzug vor der Schminke hätte, mit der Josephine die ihrigen bedachte. Daß Fräulein Guillebeau den Kaiser grausamer behandeln würde, als die befreundeten Generäle, wird Niemand annehmen, und die Vorleserin, die nie ein Buch zur Hand nahm, um ihrer Gebieterin daraus vorzulesen, wurde selbst zum Buch, in welchem der Kaiser blätterte, Seite um Seite umwendend. Bei den engen Wohnungsverhältnissen kam Josephine schnell hinter Alles, was geschah. Eine heftige Scene, die sie ihrem Gemahl spielte, machte dem holden Spiel ein Ende; die arme Guillebeau wurde in der That aus Marrac weggejagt, wie damals aus dem Elysée. Nur ging die Sache in höflicherer Form vor sich: der Kaiser war ja der Meinung, daß eine Frau, die ihm ihre höchste Gunst zuwende, von dem Augenblick gewissermaßen geheiligt sei, als habe sie die Priesterweihe empfangen. Es wurde nach Paris an die Mama Guillebeau geschrieben, sie möchte sich in Marrac einfinden, um ihr Töchterchen abzuholen; allein Josephine bestand auf ihrer sofortigen Entfernung — so kam es, daß sie die Heimreise unter dem Schutz eines kaiserlichen Lakaien machte, es wurde ihr außerdem noch eine Kammerfrau als Gesellschafterin mitgegeben.

Unterwegs begegneten sich Mutter und Tochter, und ihre Thränen flossen ineinander über die kurze Dauer menschlichen Glückes.

Man hat von dieser „Favoritin" während der Zeit, die das Kaiserreich dauerte, nie wieder etwas gehört. Man wußte nur, daß sie einen Herrn Sourdeau, der Consul in Tanger war, heirathete. Unter der Restauration, gerade wie Wellington, der sich die Grassini zulegte, nahm der Herzog von Berry die Guillebeau in seine Arme.

Die Abrantes, welche die vornehmen Liebhaber der

früheren Tänzerin namhaft macht, kommt zu der überaus gewagten Schlußfolgerung: dies wäre ein Zeichen für die hochgestimmte Seele und das feine Herz der Guillebeau.

Die Wahrheit ist, daß die Tänzerin an der Hand ihrer welterfahrenen, vielklugen Mutter es gelernt hatte, reiche Leute vor ihren Wagen zu spannen — von Edelsinn, von Hochherzigkeit zu reden, ist unstatthaft.

Im Schloß zu Marrac spielte eine andere häßliche, aber weit bedeutsamere, jene beklagenswerthe Intrigue, die zum Krieg mit Spanien führte. Napoleon kehrte nach Paris zurück, um schnell seine Koffer zu packen und nach Deutschland aufzubrechen, um in Erfurt mit dem Czar Alexander zu einer Besprechung zusammenzutreffen, und nachdem er sich überzeugt, daß im Norden Europas die Ruhe nicht gestört werden würde, nach Spanien zurückzueilen und den Oberbefehl der Armee zu übernehmen.

In einem Lande, in welchem schwarze Augen wie Sterne flimmern, war es für einen Mann wie Napoleon unmöglich, der Gemahlin treu zu bleiben. Und eines Tages wandelte ihn die Versuchung an, sich persönlich zu überzeugen, was eigentlich an den Spanierinnen wäre, ob man sie neben Polinnen, Genueserinnen, Berlinerinnen, neben Französinnen und Creolinnen stellen könne.

Es war einige Tage nach seinem Einzug in Madrid, als der Palastpräfekt de Bausset erzählte, er wäre den Abend vorher im Theater gewesen und könne den tiefen Eindruck, den eine junge Schauspielerin auf ihn gemacht habe, nicht vergessen. Sie könne höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt sein, habe ein paar prachtvolle Augen, schwarz und feurig, rabenschwarzes Haar, dazu eine Haut von jener zarten Färbung, die die Blätter weißer Kamelien hätten. Dabei wäre die junge Dame tugendhaft — o tugendhaft wie eine alte Nonne!

Wahrscheinlich meinte der feine Höfling, indem er dies vor seinem Gebieter sagte, daß die holde Fee demselben zur Verfügung stände; durch derlei Dinge setzte man sich bekanntermaßen in Gunst bei Napoleon.

Uebrigens, so fügte Bausset seiner Beschreibung noch hinzu, wäre die Tugend der jungen Madrilena sehr erklärlich. Madrilena wäre von einer Tante erzogen worden, welche Kupplerin durch und durch, mit der Tugend der Nichte zu speculiren und dieselbe gegen einen Sack voll Dukaten an irgend Einen, der die Mittel habe, zu verkaufen wünsche.

Der Kaiser sagte nichts, aber als Bausset noch hinzufügte, die junge Künstlerin wäre eine Waise, meinte er, es würde ihn nicht weiter ärgern, wenn er diesen Superlativ von Schönheit sich einmal näher ansehen könnte. Das genügte dem Palastpräfekten, der eiligst zu der Tante hinlief, um ihr von den liebenswürdigen Absichten des Kaisers in Bezug auf die Nichte zu sprechen, und noch an demselben Abend erschien auch die Dame mit der lieblichen Madrilena im Hauptquartier des Kaisers. Die Tante hatte das junge Mädchen herausgeputzt wie einen Maulesel des Friedensfürsten Emanuel Godoi am Fest der heiligen Therese. Sie hatte außerdem über Haar, Kleider, Shawl und Taschentücher Madrilena's alle Wohlgerüche Arabiens ausgeschüttet.

Parfums aber waren nichts für Napoleon, ausgenommen Eau de Cologne; er schreckte voll Widerwillen zurück, als Constant das als Dame verkleidete Riechfläschchen in sein Cabinet brachte. Das arme Kind war wie die Tante der Meinung, daß die sie umgebende Duftwolke ihr den Triumph sichern würde, und war ganz niedergeschlagen, als sie gewahr wurde, wie wenig die Wirklichkeit ihren Wünschen entsprach; sie schaute so ver-

legen und ängstlich drein, daß Napoleon seinen beleidigten Geruchssinnen Gewalt anthat, und mitleidig gestimmt, sie bewillkommnete.

Constant zog sich zurück. Nach etwa zwei Stunden ging die Klingel, aber in so auffallend heftiger Weise, daß der getreue Diener athemlos herbeigestürzt kam: die Frauen in Spanien sind so fanatisch, konnte nicht eine, nachdem sie sich Eingang verschafft hatte, den Dolch, den sie alle, wie man sagte, am Strumpfband hängen hätten, gegen seinen Herrn zücken? Als er die Thür aufriß, war kein Kaiser da — die schöne Madrilena aber stand vor ihm, sah ihn mit einem so sonderbar aufgeregten Blick an — eben wollte er sie ins Verhör nehmen, als aus dem Nebengemach, dem Toilettenzimmer, die Stimme Napoleons sich also vernehmen ließ:

„Constant, führe schnell die Kleine hinweg — es ist nicht mehr zum Ertragen; sie bringt mich um mit ihren Gerüchen. Mache alle Fenster auf, alle Thüren; aber vor allen Dingen führe sie fort . . beeile Dich."

Nun suchte der schnell beruhigte Constant der reizenden Madrilena begreiflich zu machen, daß der Kaiser ganz und gar kein Freund von Wohlgerüchen wäre — schwierig war dies freilich, da Madrilena Constants Idiom nicht verstand. Endlich, mit Hülfe der gewagtesten Zeichen und drolligsten Pantomimen, machte er sich verständlich, und nun fing die Kleine an bitterlich zu weinen und beschwor Herrn Constant, sie doch nicht in dieser Weise und mitten in der Nacht vor die Thür zu setzen; Constant erklärte darauf, daß vor dem Portal eine Chaise mit verhängten Fenstern, weich wie ein Pfühl von Eiderdaunen ihrer harre und sie in vollster Sicherheit zu Hause abliefern würde. Madrilena weinte nur noch lauter und beruhigte sich erst, als

Conſtant auf einem Tiſchchen vor ihr im Auftrage des Kaiſers einige Goldrollen niederlegte.

Während dieſer Vorgänge ſaß Napoleon in dem Toilettenzimmer, den Kopf mit beiden Händen ſtützend; als das Nebenzimmer eine Zeit lang der Zugluft ausgeſetzt war, betrat er es wieder, indem er laut auf die Frauen ſchimpfte, die ſo geſchmacklos wären, ſich zu parfümiren. Während Conſtant ihm den Rock auszog, wiederholte er:

„Mir fing an, übel zu werden . . — wirklich übel!“

Er ſchien durch dieſes Abenteuer von allen weiteren, ſoweit Spanien in Betracht kommt, abgeſchreckt zu ſein. Auch nahm der Krieg an Erbitterung zu, und es war von den ſpaniſchen Patrioten Alles zu befürchten; überdies blieb ja Napoleon damals nicht lange in Spanien. Die Verſchwörung, welche Caroline Murat daheim angezettelt hatte, um ihren Gemahl an Stelle ihres Bruders auf den franzöſiſchen Kaiſerthron zu ſetzen, wurde ihm durch den treuen La Valette verrathen. Er war eben Willens, einen Hauptſchlag gegen die engliſche Armee zu führen, verzichtete aber auf ſein Vorhaben, übergab dem Marſchall Soult das Obercommando und eilte, ſo raſch er konnte, nach Paris; dorthin riefen ihn auch die verdächtigen Rüſtungen Oeſterreichs, welches Miene machte, den Preßburger Frieden zu zerreißen.

Mehrere Monate nahmen ihn in Paris die Geſchäfte derart in Anſpruch, daß es ihm durchaus an Zeit fehlte, ſich zu zerſtreuen. Nur das iſt wahrſcheinlich, daß er mit der Gazzani wieder in Berührung trat, und daß dieſe, in der Befürchtung, abermals bei Seite geſchoben zu werden, nicht mehr wie früher die Unterwürfige ſpielte, ſondern den Verſuch machte, Herrſchaft über ihren kaiſerlichen Liebhaber zu gewinnen.

Eines Morgens stürmte Napoleon in Josephines Boudoir mit den Worten:

„Ich will Frau Gazzani nicht mehr bei Dir sehen .. sie soll nach Italien zurück.“

Josephine, ganz entzückt über diesen Befehl, der ihr den Beweis zu liefern schien, daß Napoleon mit der schönen Genueserin gebrochen habe, oder zu brechen vorhabe, versteckte ihre Freude hinter einem Schwall von Redensarten, mit welchem sie zu Gunsten der in Ungnade Gefallenen plädirte. Was mochte das bedeuten?

Es schwirrten wieder allerhand Gerüchte über eine nahe bevorstehende Scheidung in der Luft und Josephine war innerlich in großer Unruhe:

„Du weißt, mon ami,“ sagte sie, „daß das beste Mittel, um Dich von der Gegenwart der Gazzani zu befreien, das wäre, sie bei mir zu lassen. Dulde also, daß sie bei mir bleibe — wir werden in Gemeinschaft weinen. Sie und ich .. wir werden einander wohl verstehen.“

Diese Worte, die resignirt klangen, versteckten einen Angriff. Napoleon schien es zu fühlen, denn er ging mit den Worten: „Gut, mache es wie Du willst“, zur Thür hinaus.

Einige Tage später brach er zur Armee nach Deutschland auf. Es ging in dem Feldzuge von 1809 nicht Alles so glatt, wie er gewünscht hätte, die Schlappe von Eßlingen, die Befestigungen auf der Insel Lobau, ließen ihm nicht die nöthige Ruhe, um das Vorhaben der Scheidung, mit welchem er sich seit den Tagen von Erfurt trug, näher zu erwägen. Er bezog das Schönbrunner Schloß und beeilte sich, Frau Walewska zu sich zu bescheiden; seine Neigung für die schöne Polin war, wie man sieht, noch nicht erloschen. Jeden Abend verließ Constant heimlich Schönbrunn in einem verschlossenen Wagen, der sehr einfach war, und

fuhr bei der Villa, welche die Dame bewohnte, vor. Dann kehrte er mit ihr nach Schönbrunn zurück und gab ihr auch das Geleit bis in das Cabinet des Kaisers; am andern Morgen brachte er sie auf dieselbe Weise wieder nach Hause. Dieses Hin- und Herfahren mochte der Frau Walewska wohl nicht passen, allein sie fand doch ihren Vortheil dabei, und es blieb so während des drei Monate währenden Aufenthaltes in Schönbrunn.

Als sie sich guter Hoffnung fühlte und es dem Kaiser eröffnete, war dieser überglücklich — also wieder ein kleiner Bastard! Er war also doch fähig, Kinder in die Welt zu setzen, eine Tugend, welche ihm Josephine und Frau Fourès so oft abgesprochen hatten. Seit der Geburt Leos hatte er selbst zwar in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr, allein der Zustand der Walewska war doch derart beglückend für ihn, daß der Vorsatz, sich in Bälde scheiden zu lassen, nun unabänderlich feststand. Hatte er nicht die Pflicht, die staatlichen Einrichtungen, die er für Frankreich, nachdem er es vom Untergange errettet, getroffen hatte, sicher zu stellen? Das Frankreich, wie es jetzt war, war sein Werk, noch rollten alle Räder des Mechanismus, wie er sie geschmiedet und zusammengefügt hatte. Da er doch fähig ist, Kinder zu zeugen, so ist es auch seine Bestimmung, seine Pflicht, durch Gründung einer Dynastie, durch legitime Kinder sein Werk zu erhalten — eine Dynastie, unlösbar mit Frankreich verbunden, Frankreichs Wächterin und Beschützerin für kommende Zeiten — das war es, was noch fehlte.

Das sind die Folgen, welche sich an ein so geringfügiges, profanes Ereigniß knüpfen, wie es die Schwangerschaft einer Buhlerin ist!

Die Walewska erhielt Alles, was sie nur irgend wünschen, was sie nur hoffen konnte: die sorgfältigste,

die allerausmerksamste Pflege wurde ihr zu Theil. Allein als Napoleon nach abgeschlossenem Frieden nach Paris zurückkehrte, durfte ihm die Walewska nicht dorthin folgen, was Constant und Frau de Rémusat Beide irrthümlich behaupten. Sie kehrte vielmehr von Wien nach Polen zurück und gebar dort, wie schon an anderer Stelle mitgetheilt wurde, einen Knaben; er hat unter Napoleon III. als Graf Walewski, Präsident der Kammer, eine Rolle gespielt.

Als nach ihrer Niederkunft Frau Walewska mit dem Söhnchen nach Paris kam, ließ Napoleon ihr durch Duroc — so berichtet Constant — ein schönes, in der Rue de la Victoire gelegenes Haus kaufen. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß in dieser Straße, welche früher Rue Chantereine hieß, Napoleon mit der damals so heiß geliebten Josephine wohnte, und daß er in derselben Straße die beiden Frauen, die ihn mit Kindern beschenkt haben, untergebracht hat.

Es gefiel der Frau Walewska in Paris ausnehmend.

„Alle meine Gedanken," sagte sie einmal zu Constant, „gehören dem Kaiser, denn alle kommen von ihm. Er ist mein Eins und Alles, ist meine Zukunft . . . ist mein Leben!"

Sie sagte das wohl nur in der Erwartung, der Kammerdiener werde es seinem Herrn wiedersagen — was denn auch geschah. Sie ging wenig aus, eigentlich nur um gelegentlich einen Besuch in den Tuilerien zu machen; in den Theatern, auf der Promenade zeigte sie sich garnicht; sie schrieb täglich einen Brief an den Kaiser. Den Sohn erzog sie selbst und hat ihn nie aus der Hand gegeben; sie nahm ihn zuweilen mit in die Tuilerien, und Constant führte Mutter und Sohn die „schwarze Treppe" empor in die geheimen Gemächer. War sie oder der Knabe erkrankt, so wurde Corvisart nach der Rue de la

Victoire geschickt: dieser berühmte Arzt hat dem jungen Grafen einmal das Leben gerettet.

Frau Walewska hatte für Napoleon einen goldenen Ring anfertigen lassen, um welchen sie eine Locke ihres schönen blonden Haares geschlungen hatte. In der inneren Seite des Ringes waren die folgenden Worte eingravirt:

„Wenn Du aufhörst, mich zu lieben, vergiß nicht, daß ich Dich liebe."

Der Kaiser nannte sie nicht anders als bei ihrem Vornamen „Marie". Das ist vielleicht der Grund, weshalb er seine zweite Gemahlin Marie-Louise nur „Louise" nannte.

Die Kaiserin, welche im Jahre 1807 von dem Verhältniß Napoleons zu der Polin unterrichtet worden war, erfuhr auch 1810 ihre Ankunft in Paris. Obwohl die Scheidung sie damals bereits aus der Nähe Napoleons entfernt hatte, kam sie auf die abenteuerliche Idee, die Walewska kennen zu lernen, und lud sie nach Malmaison ein. Josephine hatte ihr ganzes Leben lang eine sonderbare Vorliebe für Frauen von ungeregeltem Wandel. Machte sie nicht Freundinnen aus ihren früheren Nebenbuhlerinnen, aus der Duchâtel, aus der Gazzani? Sie war der Walewska gegenüber von der größten Zuvorkommenheit und überschüttete sie und den Kleinen mit Geschenken. Es fehlte der Exkaiserin wie der Kaiserin das Gefühl der Würde vollkommen, trotzdem verstand sie es, die Souveränin, wenn es darauf ankam, meisterhaft zu spielen.

Herr Henri Bouchot hat in seinem erst unlängst erschienenen Buche „La toilette à la cour de Napoléon" einige Rechnungen des berühmten Schneiders Leroy veröffentlicht; wir ersehen, daß Madame Walewska, so zurückgezogen sie auch leben mochte, doch einen großen Aufwand machte. Da finden wir Taschentücher, das Stück zu

96 Francs, das war im Jahre 1815, während der Kaiser auf Elba war, eine Robe von weißem Tüll, eine andere mit drei Reihen Guirlanden für 930 Francs, Ueberwürfe, Frisirmäntel in großer Anzahl. Sie gab für ihre Toilette mehr als die Schwestern des Kaisers aus, die sich doch wahrlich in dieser Beziehung nichts abgehen ließen. Es schien ihr dieser Luxus vielleicht nothwendig, um dem Kaiser zu gefallen, und gefallen mußte sie ihm, um ihr üppiges Leben führen zu können.

War Napoleon auch hochbeglückt durch die ihm in Aussicht stehenden Vaterfreuden, so datirte doch von diesem Zeitpunkte zugleich eine gewisse Erkaltung für die Mutter; dieselbe bedurfte ja der Schonung, der Kaiser aber der Zerstreuungen, und wir finden ihn bereits in neue Liebeshändel verwickelt.

Eines Tages besuchte er Wien und ging im Prater mit Duroc und einem kleinen Gefolge von Offizieren spazieren, dabei kam er an einer Gruppe von Damen vorüber und hörte, wie eine derselben sagte:

„Das ist er ja!"

Napoleon blieb stehen und grüßte lächelnd nach den Damen hin. Die, welche die Worte gesprochen hatte, wurde roth und verrieth dadurch, daß sie die Sprecherin war. Napoleon sah sie lange an, er versuchte, seinem Blick etwas Mildes, Weiches, etwas Liebkosendes zu geben, da die Dame, die er ansah, ihm gar wohl gefiel; er entfernte sich, als strauchle sein Schritt.

Er fing mit Duroc eine Unterhaltung über die Schönheit der jungen Wienerinnen an; Duroc, stets bei der Hand, seinem Herrn zu dienen, merkte, was dahinter stecke, und schickte einen seiner Offiziere aus, um Erkundigungen einzuziehen. Dieser kehrte auch alsbald mit der Nachricht zurück, daß die Dame, um welche es sich handelte, die

Wittwe eines der reichsten Wiener Krämer wäre, gab auch Namen und Adresse derselben an.

Es ist mehr wie wahrscheinlich, daß Duroc auch des Weiteren den Unterhändler spielte. Er war in diesem Falle nicht minder glücklich, als bei vorhergehenden Gelegenheiten, denn bald war ein lebhafter Verkehr zwischen dem Besieger Oesterreichs und der Wiener Krämerswittwe im Gange. Sie vergaß schnell die Leiden und Erniedrigungen ihres unglücklichen Landes, denn die Eitelkeit, sich der Schaar der Frauen zugesellen zu können, welche den Gottgleichen zerstreuen und unterhalten durften, stieg der niedlichen Bourgoise zu Kopf. Man weiß, daß sie, um sich nicht von dem Eroberer, welchen sie erobert hatte, zu trennen, ihm nach Baiern folgte und sich dann in Paris niederließ und dort 1812 starb.

Noch eine andere Geschichte aus Wien blieb der Kenntniß der Nachwelt erhalten: eines Morgens ging Napoleon im Park von Schönbrunn spazieren, als ein junges, hübsches Mädchen dicht bei ihm vorbeieilte. Napoleon, ein zweiter Harun al Raschid, rief seinen getreuen Mesrur, hier heißt er Duroc, herbei und beauftragte ihn, sofort Namen und Adresse des furchtlosen jungen Mädchens, das sich in seine Nähe gewagt hatte, zu beschaffen und dasselbe auch gleich für den folgenden Abend zu einem Stelldichein nach dem Schlosse zu beordern.

In diesen wilden Verhältnissen soll man sich nicht auf eine gegenseitige Treue steifen; ist einmal das eheliche Sanctum entweiht, so zählen die nachfolgenden Treubrüche nicht — hatte die Walewska nicht Alles, was sie brauchte, in Ueberfluß? Man spielt ja nur eine Comödie, welche Liebe heißt, um sich zu zerstreuen, sich zu unterhalten. Der ist ein großer Thor, welcher solche Dinge ernst nimmt:

das eine Vergnügen giebt man auf, um einem anderen nachzulaufen — dies wenigstens ist so die Auffassung des Allgebietenden.

Die Walewska, für die der 1815 auf St. Helena eingesperrte Freund verloren gegangen war und deren Gemahl das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hatte, suchte ja auch neue Unterhaltung und Zerstreuung in einer neuen Heirath: Graf Philipp Antonius Ornano war der Auserwählte. Es ist daraus zu ersehen, wie wenig in dergleichen Angelegenheiten das Herz in Frage kommt — der Ring und seine Inschrift: „Wenn Du aufhörst, mich zu lieben, vergiß nicht, daß ich Dich liebe", ist darum nicht zersprungen.

Das junge Mädchen, mit welchem Mesrur-Duroc unterhandelte, gab sofort eine begeisterte Zusage: leider ist die Höhe des pecuniären Angebotes nicht bekannt geworden; auch weiß man nicht, ob die junge Dame sich zuvor Rath bei ihren Eltern holte. Sie wurde zur festgesetzten Zeit nach Schönbrunn gebracht und von Constant in die Gemächer des Kaisers geführt. Der Kaiser redete sie französisch an, sie bemerkte auf Italienisch, daß sie keine Kenntniß des Französischen habe. Die Unterhaltung wurde also in der Sprache Alfieri's fortgesetzt. Napoleon erfuhr zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß seine neue Freundin einer höchst ehrenhaften Familie angehörte, und daß sie bei aller Neigung zur Romantic durchaus tugendhaft war. Das Verlangen, den „Mann der Jahrhunderte" kennen zu lernen, die allen Frauen eigene Neugier waren die alleinigen Beweggründe zu ihrem Handeln, hatten sie veranlaßt, sich zu dem Stelldichein einzufinden. All diese schmeichelhaften Dinge wurden von ihr freimüthig auseinandergesetzt, und Napoleon mußte zu der Einsicht gelangen, daß er eine Neugierige, eine Schwärmerin, aber

keine Schamlose vor sich hatte; er setzte noch eine Weile die Unterhaltung fort und ließ die junge Besucherin dann zu ihren Eltern zurückführen. Sie brauchte die hohe Bekanntschaft, welche sie gemacht hatte, nicht zu bereuen. Der Kaiser übersandte ihr am folgenden Tage eine namhafte Summe, die ihre Mitgift darstellen sollte, wenn sie sich verheirathen würde.

Nehmen wir an, Constant, dem wir in obigem Bericht nacherzählten, hätte die Wahrheit gesagt, so müssen wir unwillkürlich der Worte Bossuet's gedenken:

„Gott erleuchtet den Einzelnen nur zum Vortheil der Anderen und läßt ihn, was die eigene Aufführung betrifft, oft in Nacht und Dunkel."

Es ist bekannt, daß Napoleon, nach Paris zurückgekehrt, mehr und mehr dem Umgang mit Josephine auswich; der Entschluß, sie zu verstoßen, stand unabänderlich fest, allein es fehlte ihm noch an Muth, der Kaiserin die nöthigen Eröffnungen zu machen. Während er sich für den schweren, entscheidenden Schritt sammelte, hatten seine Liebeleien ihren ungestörten Fortgang, ja, er ging ihnen der Zerstreuung wegen vielleicht noch mehr nach wie früher. Man hat behauptet, er habe damals das Verhältniß mit seiner Schwester Pauline, welches schon früher bestanden hätte, von neuem wieder angeknüpft — dies ist durch nichts erwiesen und darf nur als Gerücht verzeichnet werden. Zu einer Dame vom Hofe der Prinzessin Pauline, einer Frau de Mathis, hat er allerdings zu der Zeit intime Beziehungen unterhalten. Diese Dame war nicht durchaus schön, ihr Kopf z. B. viel zu groß im Verhältniß zu ihrer Gestalt, sie hatte zu kurze Beine im Verhältniß zu ihrem Oberkörper, hatte aber prachtvolles blondes Haar und in ihren Zügen viel Anmuth. Sie hat sich lange gewehrt, ehe sie sich bereit finden ließ; allein die

Fürstin redete so lange auf sie ein, predigte ihr Moral — eine sonderbare Moral das — bis sie erlag.

Natürlich wußte man am Hofe alsbald, daß Seine kaiserliche Majestät das „Schnupftuch geworfen hatte".*)

„Einer von den Spürhunden," so erzählt Stanislaus Girardin in seinem Werke, betitelt „Journal et Souvenirs", „welche an den Höfen alle Scandalosa wittern, hat mir eines Tages von einer neuen La Vallière erzählt, welche die Blicke des Monarchen auf sich gezogen hätte, eine zum Hofhalt der Fürstin Borghese gehörende Dame. Sie wäre, wie man mir sagte, klein, blond, rundlich wie eine Kugel, auch keine frische Rose mehr. Wie Ludwig XIV., so schleicht sich ihr Liebhaber zu ihr durch eine Dachluke, und die Fürstin Borghese, lieb und gut, wie sie ist, läßt den kaiserlichen Bruder ein."

Lange sollte auch dieses, wie man sieht mit Schwierigkeiten verbundene Verhältniß nicht währen, die Politik oder vielmehr die Scheidung machte ihm ein Ende. Am 15. December wurde dieselbe vollzogen, und in der Zwischenzeit, bis zu seiner zweiten Vermählung, führte Napoleon einen durchaus vorwurfsfreien Wandel: war es Trauer um die Verstoßene, war es Rücksicht für die Zukünftige, die zur Beschwerde keine Veranlassung finden sollte?

In den Pariser Salons hatte man keinen rechten Glauben an die Enthaltsamkeit Napoleons und behauptete, er stelle der Prinzessin Carignan nach, jener schönen jungen Närrin, welche 1798 in Turin mit ihrem Gemahl, der Miliz-Offizier war, auf Wache zu ziehen pflegte. Man wollte wissen, daß Prinz Carl Albert, ihr Sohn, infolge

*) Ludwig XV. warf der späteren Madame de Pompadour als Zeichen, daß er sie zur Maitresse begehre, vor versammeltem Hofe sein Taschentuch zu.

des Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Mutter und dem Kaiſer hunderttauſend Francs Rente von letzterem erhalte.

Nichts wie Klatſcherei!

Coſta de Beauregard*) iſt im Irrthum, wenn er behauptet, Napoleon habe die Prinzeſſin bei der Rémuſat kennen gelernt: Napoleon iſt nie im Hauſe der Rémuſat geweſen; der Enkel dieſer Dame, Herr Paul de Rémuſat, hat dies ausdrücklich erklärt.

*) Marquis Costa de Beauregard: „La jeunesse du roi Charles Albert.“

X. Capitel.

Zweite Heirath Napoleons. — Seine Liebe zu Marie Louise. — Seine zarten Aufmerksamkeiten für dieselbe. — Seine verliebte Begeisterung. — Die Strenge der Etikette. — Die Gleichgültigkeit Marie Louises. — Das Vertrauen, welches Napoleon in sie setzte. — Die Souveräne Sklaven der Etikette. — Die Rückkehr aus Rußland: eine Legende. — Die Kaiserin nimmt wenig Antheil an seinem Geschick. — Napoleon auf Elba. — Marie Louise läßt seine Briefe unbeantwortet. — Frau Walewska's Besuch auf Elba. — Napoleons Liebschaften auf Elba. — Belle Alliance. — Hortensens Theilnahme. — Das Mémorial des Sir Hudson Lowe und Napoleons zarte Verhältnisse auf St. Helena. — Verblendung Napoleons in Bezug auf Marie Louise. — Gewisse Bestimmungen im Testament des Kaisers.

Die Geschichte der zweiten, von der Politik eingegebenen Ehe Napoleons zu geben, sei Andern überlassen, nur einigen kurzen Bemerkungen möge Raum verstattet sein, um den Seelenzustand des merkwürdigen Menschen, dessen Genie zur Bewunderung hinreißt, in diesem Zeitabschnitt seines Lebens zu ergründen.

Napoleon fühlte sich umgemein geschmeichelt durch seine zweite Heirath mit der österreichischen Kaisertochter, hat er doch am Tage der Krönung voll Stolz zu seinem Bruder gesagt:

„Joseph! Wenn unser Vater uns jetzt sehen könnte!“

Die Erinnerung hatte ihn also zu jenen Tagen zurückgeführt, da Noth und Entbehrungen am häuslichen Herde herrschten, an die schmerzenden Wunden, die seiner Eigenliebe beigebracht wurden, als er, ein armer Schüler, hinter den düstern Mauern der Militärschule steckte, an die Entbehrungen, die er sich als junger Offizier auferlegte, um Mutter und Schwestern die traurige Lage zu erleichtern. Jetzt, durch ein wunderbares Geschick hinaufgehoben auf die schwindelerregende Höhe des Glückes, jetzt, nachdem er mit der Spitze seines Degens Kronen aufgelesen hatte, wie einst die Ritter in den Tournieren mit ihren Lanzen es in Bezug auf Ringe gemacht hatten, jetzt, trotz alles Ruhmes, den er erworben, erschien ihm die Heirath mit einer Kaisertochter, der Abkommin einer der ältesten Dynastien, als das Höchste, was er erreicht hatte — damals, 1796, war er schon stolz gewesen, eine Vicomteß heirathen zu können! Bei beiden Heirathen war der Stolz, mit dem sie ihn erfüllten, das Beste.

Contraste sind der Liebe förderlich: als Napoleon zum ersten Mal das Bildniß der schlanken Erzherzogin betrachtete, fiel es ihm auf, wie seine Haut so bräunlichgelb erscheine neben dem rosigen Weiß auf den vollen Schultern Marie Louise's. Welcher Gegensatz! Wie entzückend wirkte auf ihn die Frische in der ganzen Erscheinung, wie stand sie doch in Widerspruch zu der bereits stark welkenden, zur Dickheit neigenden Statur Napoleons; fühlte er sich zunächst deshalb zu Marie Louise hingezogen, weil sie eine Dame aus altfürstlichem Hause war, jetzt fing er an, sie zu lieben: diese blonden, üppigen Haare, sein nur spärlich den Schädel deckendes schwarzes „Gefieder": die große, herrliche Gestalt, er klein und von nichts weniger als schönen Proportionen — welche Contraste!

Man sagt, in Bezug auf die Liebe wäre es überflüssig,

nach einem Warum zu forschen; es ist eine so schwer zu erklärende, so schwer zu analysirende Empfindung. In einzelnen Fällen, wenn man sich genau kennt, wenn man scharfsichtig und offen genug gegen sich selbst ist, ist es vielleicht eher möglich, die Fäden zu entwirren, die Beweggründe der Liebe, welche man empfindet, und die Liebe, welche Einem entgegengebracht wird, zu ermitteln, kommt man am Ende dahinter, liebt sich aber dann vielleicht weniger, würde vielleicht besser wählen, ehe man das große Duett anstimmt. Kennt man sich nicht, so ist es interessant, nach dem Warum zu forschen, namentlich bei einem Menschen wie Napoleon, in dem alle Illusionen in Bezug auf die Frauen erloschen waren, der schon so viel Blumen gepflückt und gegen deren Wohlgeruch abgestumpft war.

Stolz neben der Ueberzeugung, daß die Erzherzogin schön war, neben der Hoffnung, eine Dynastie gründen zu können, rief bei ihm einen Zustand innerer Erregung, man möchte fast sagen Begeisterung hervor, dem er sich mit naiver Freude hingab:

„Du kannst Dir nicht vorstellen, theurer Vater," schrieb die Gemahlin Jérome's nach Stuttgart, „wie sehr der Kaiser in seine zukünftige Frau verliebt ist. Der Kopf ist ihm ganz wirr vor lauter Liebe. Jeden Tag schickt er einen seiner Kammerherrn an sie ab, der wie Merkur mit den Aufträgen Jupiters nach Wien fliegt; ich habe fünf seiner Episteln gelesen, die allerdings denen des heiligen Paulus nur wenig ähneln, die aber den Werth haben, daß sie von einem Liebhaber geschrieben sind, der von innerem Feuer glüht. Napoleon spricht nur von der Erzherzogin zu mir: ich will Dir die Aufzählung der Feste und der Geschenke ersparen, welche dieselbe hier erwarten und von deren Vorbereitung er mir erzählt hat. Ich beschränke mich darauf, Dir zu schildern, in welchem Seelenzustande er sich

befindet, und Dir zu berichten, daß er mir auch gesagt hat: er werde, sowie er verheirathet wäre, der Welt Frieden bescheeren und sich nur mit Zaire noch beschäftigen." *)

Napoleon schickte den Fürsten von Wagram nach Wien — nebenbei bemerkt eine Taktlosigkeit — um den offiziellen Heirathsantrag zu stellen und die Heirath selbst in procura zu vollziehen. Berthier hatte dabei folgende, ihm vom Kaiser dictirte Ansprache zu halten:

„Politische Erwägungen mögen auf die Entschließungen beider Souveräne eingewirkt haben; aber es ist doch vor Allem Ihr Herz, Madame, von dem der Kaiser Sie in Empfang nehmen möchte."

Je mehr die hohe Braut sich der Grenze Frankreichs näherte, desto aufgeregter wurde Napoleon, mit allerlei kleinen, die Stimmung belebenden, das Herz entzückenden Sorgen beschäftigt, die den Ausspruch, daß an einer Ehe die Verlobungszeit die schönste wäre, durchaus berechtigt erscheinen lassen. Er konnte sich überhaupt nicht mehr ruhig verhalten, wohl hundert Mal des Tages betrachtete er Marie Louises Porträt. Von Leger, dem damaligen Pariser Modeschneider, ließ er sich, nach Entwürfen seiner toilettenkundigen Schwester Pauline, ein reich gesticktes Prunkgewand anfertigen; häufig zog er dasselbe an, sah bald in den Spiegel, bald auf das Bild der Zukünftigen und schien seinem Spiegelbilde mit lächelnder Miene zu sagen:

Nec sum adeo informis,

zu deutsch: ich bin wahrhaftig so übel nicht!

Er hatte für Die, deren Ankunft er mit so zehrender

*) „Briefwechsel der Königin Katharina mit dem König Friedrich von Würtemberg." — Auch in dem Werke von Arthur Levy: „Napoléon intime".

Sehnsucht entgegensah, alle möglichen zarten Ueberraschungen vorgesehen; so ließ er z. B. aus der Dianagallerie alle Bilder entfernen, welche Darstellungen aus den Kriegen mit Oesterreich oder Erinnerungen an dieselben enthielten; er erlernte das Walzen, indem er mit einem Stuhl im Arm, der seine Tänzerin darstellte, drei- bis viermal den Saal umkreiste, sodaß ihm der Schweiß von der Stirn lief. Jeden Tag traf ein von Berthier abgesandter Offizier in Paris ein; hatte derselbe die Erzherzogin-Braut gesehen, so frug ihn der Kaiser aus, wollte die geringfügigsten Kleinigkeiten wissen. Einen von ihnen frug er:

„Hat sie das? Wie sieht das bei ihr aus? Reden Sie, sprechen Sie, sagen Sie Alles . .“ *)

Immer noch derselbe wie damals, als er, kaum in Nizza angekommen, um das Commando über die italienische Armee zu übernehmen, das Porträt Josephines überall herumzeigte und die Betreffenden frug, wie es ihnen gefiele.

Marie Louise war damals achtzehn Jahre alt, und von einer gewissen Körperfülle, das heißt, um mit dem Kaiser zu reden, „sie hatte das und sah an der Stelle so aus, und an der so“. Hier und da hatte sie vielleicht etwas zuviel. Sie erinnerte an Rubens'sche Frauengestalten; ihre Arme aber waren unproportionirt dünn, auch fehlte es ihr an aller Grazie. Man behauptete, sie hätte einen weißen, rosa angehauchten Teint; das zu thun mußte aber ein durchaus verlogener Höfling sein; ihre Wangen waren „knallroth“, und man hätte glauben können, sie erröthe, weil sie eine Ungeschicklichkeit begangen oder gesagt hätte, aber das war nicht der Fall, da sie es garnicht merkte, wenn sie eine Dummheit sagte oder beging. Sie war, kurz gesagt, eine Frau von ziemlich gewöhnlichem

*) Général Lejeune: „Mémoires.“

Schlage, von zweifelhafter Schönheit, von geringer geistiger Begabung und ohne allen Charakter.

Wäre Napoleon nicht vorher so sehr verliebt in sie als eine Erzherzogin und auf Grund der ihm übersandten idealisirten Bildnisse gewesen, er hätte sich kaum je für diese Dame interessirt, zumal er von einem Schwarm berühmt-schöner, verführerischer Frauen umgeben war.

Er war also entbrannt für die noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehene Braut, mußte aber doch seine feurige Stimmung in die Schablone der Etikette zwingen, regelte sogar eigenhändig das Ceremoniell; allein als der Augenblick da war, seinen Vorschriften zu folgen — da versagte der Apparat, denn der Verliebte übertrumpfte den Kaiser und übersprang alle Schranken.

Das Ceremoniell war allerdings ein ungemein verwickeltes, auch der österreichische Gesandte hatte seinen Senf dazu gegeben — ist es nicht ein curioser Anblick, den Bezwinger Europas in ernste Berathungen vertieft zu sehen: wie er sich bei dem ersten Kuß auf die Lippen der Braut zu benehmen habe. Das Lächerliche der getroffenen Bestimmungen betonte er selbst dadurch, daß er von dem Augenblick an, da er auf der Scene erschien, sich an keinerlei Verabredungen kehrte.

Nachdem ihm die Hand Marie Louises zugesagt war, schrieb der Kaiser jeden Tag einen Brief nach Wien; jeden Morgen traf ein Page aus Paris ein, um denselben zu überreichen. Die Erzherzogin verfaßte ihr Antwortschreiben, oder vielmehr, es wurde ihr von der Königin von Neapel, ihrer zukünftigen Schwägerin, dictirt — mit demselben schwang sich ein anderer Page auf sein Roß und jagte nach Paris.

Die Generalin Durand erzählt in ihren Memoiren, dieser Briefwechsel habe der Erzherzogin viel Spaß gemacht

und habe dieselbe stets mit Ungeduld die Briefe ihres Bräutigams erwartet; die Durand hat vergessen der noch viel kindischeren Freude zu gedenken, mit der der große Kaiser die Briefe der Erzherzogin empfing. Man hätte ihn für einen jungen, zwanzigjährigen Mann halten können, der zum ersten Mal von einer Dame einen Brief bekommt. Man hätte ihn kaum noch wiedererkannt — noch vor kurzem ein cynischer Wüstling, der an den Bruder Joseph, den Nachahmer seiner Fehler, die geflügelten Worte richtete:

„Mache es wie ich; sitze nur eine halbe Stunde bei Tisch, liebe im Vorübergehen und halte Dir keine Maitressen."

Ja, er schien wirklich den alten Adam ausgezogen zu haben, überallhin die Abänderung seines moralischen Programms verkündend; schneller schlug ihm das Herz bei dem Gedanken, daß sie jetzt näher und näher komme — seine Marie Louise!

Man hörte ihn oft Verwünschungen ausstoßen gegen die Ceremonien und Feste, welche das Eintreffen verzögerten; in Soissons, wo eine Masse von Truppen zusammengezogen waren, sollte die erste Begegnung stattfinden.

Der Kaiser reiste von Compiègne der Erzherzogin entgegen in der redlichen Absicht, sich all den Förmlichkeiten zu unterziehen, welche er vorgeschrieben hatte; allein seine Ungeduld fügte sich nur mit äußerstem Widerstreben, und als ihm gemeldet wurde, daß die Braut nur noch zwölf Meilen entfernt wäre, durchbrach er alle Schranken, bestieg mit Murat seinen Wagen und jagte nach Courcelles, wo er mit der Erzherzogin zusammentraf. Er sprang aus seinem Wagen und trat an den, in welchem Marie Louise saß. Der Stallmeister riß den Wagenschlag auf und rief laut:

„Seine Majestät der Kaiser!“

Im nächsten Augenblick saß Napoleon neben seiner erstaunten Braut, die nicht wußte, was sie zu einem solchen Verrath an der Etikette sagen sollte. Ihr Erstaunen sollte ein noch viel größeres werden, als die Schatten der Nacht herabsanken.

Auf Befehl Napoleons ging die Reise, was die Pferde laufen konnten, direct nach Compiègne; im Staube, der hinter den sausenden Rädern aufwirbelte, wurde auch das ganze schöne, mit so vieler Sorgfalt entworfene Ceremoniell zur Staubwolke.

Es war 10 Uhr Abends, als man in Compiègne eintraf. Man speiste zu Vieren zu Abend; außer dem Brautpaar saßen König und Königin von Neapel bei Tisch.

Mit der Ungeduld eines Fähndrichs erflehte der Kaiser von der erröthenden Kaiserin in leisen Worten, die von feurigen Blicken begleitet waren, die Erlaubniß, sich von den Vorschriften des Programms auch insofern trennen zu dürfen, daß ihm das langweilige Nachtquartier in der Staatskanzlei fern von ihr erspart bliebe. Hätte sie nicht vielleicht ein wenig Mitleid mit ihm? Die Königin von Neapel redete ebenfalls auf Marie Louise ein, und da diese, die vielleicht nicht recht verstand, was man eigentlich von ihr wollte, ein wenig bestürzt dreinschaute, wandte sich Napoleon an den eben eingetretenen Onkel, den Cardinal Fesch, mit den Worten:

„Nicht wahr, Herr Cardinal, wir sind bereits als Vermählte zu betrachten?“

„Gewiß, Sire, nach dem Civilgesetz.“ *)

Fesch ahnte wohl nicht, was hinter der Frage des Kaisers steckte; Marie Louise aber blieb der mit so ernster

*) Baron Peyrusse: „Mémorial.“

Miene ertheilten Auskunft des Kirchenfürsten gegenüber nichts übrig, als ihrem Gemahl zu willfahrten.

Am anderen Morgen fragte Napoleon seinen Kammerdiener, ob man den Riß gewahr geworden wäre, welchen das Programm bekommen habe.

War Napoleon schon verliebt in Marie Louise gewesen, als er sie nur dem Bilde nach kannte, jetzt, nachdem er genaue Bekanntschaft mit dem Original gemacht hatte, war er es anscheinend noch weit mehr.

Jeden Tag entdeckte er neue Vorzüge an seiner Gemahlin, ja es schien, als ob die Illusionen seiner jungen Jahre wiederkehrten, als ob er wieder dem Zauber verfallen wäre, in den ihn einst Josephine gebannt hatte. Er, früher ein eifriger Arbeiter, der die mühevollen Stunden nicht zählte, opferte all seine Gewohnheiten, seine Zeit der jungen Frau und lag wie ein Schooßhund zu ihren Füßen. Er war sogar zugegen, wenn sie Toilette machte, und amüsirte sich damit, sie zu necken, sie in die Wangen, den Nacken zu kneifen. Marie Louise wurde dann wohl ärgerlich, aber nicht allzu sehr; um sie zum Schweigen zu bringen, umschlang er sie dann — der glückliche Gatte überschüttete sie mit Küssen und Kosenamen. Und war sie beruhigt, so begann er von neuem. Ein anderes Mal wieder war er ganz Kaiser, setzte sich auf's hohe Pferd und sprach in ernsten Worten über ein gleichgültiges Thema, sprach von den Damen des Hofes, wie der Würde, welche er bei ihnen zu begegnen wünschte und sagte eines Tages:

„Die Keuschheit ist für die Frau das, was für den Mann die Tapferkeit ist. Ich verachte einen Feigling verachte eine Frau ohne Schamhaftigkeit!"

Nach diesen schönen Worten hätten allerdings die

Frauen seines Hofes ihres kaiserlichen Herrn höchste Verachtung verdient!

Es geht ja der Einfluß einer tugendhaften Frau auf den Mann soweit, daß dieser ihr gegenüber sich beeilt, jeden lüderlichen Gedanken von sich zu weisen und einzig daran zu denken, ihr und seinem Glück zu leben. Napoleon war nicht von anderem Holz als alle übrigen Männer und gab sich ganz dem Hochgenuß hin, den Marie Louises reine, unbefleckte Jugend ihm bereitete — es war ja für ihn etwas durchaus Neues, denn Josephine ... es schweigt des Sängers Höflichkeit.

Die zweite Heirath bildet unzweifelhaft bei Napoleon den Abschluß seines wilden Junggesellenlebens, welches er während der ersten geführt hatte. Man war über diese Veränderung am Hofe ganz erstaunt. Die damals so gefälligen Damen steckten die schönen Augen in die Taschen und verhielten sich einstweilen zurückhaltend in der Hoffnung, daß eine Aenderung nicht ausbleiben und das alte Leben bald wieder anfangen würde. Einige aber gab es, die sich selbst beglückwünschten, daß der Kaiser zu einem so vortrefflichen Ehemann geworden war, gern hätten sie ihre Glückwünsche dargebracht.

„Es wäre," schrieb der Cardinal Maury an eine Dame, Gemahlin eines Generals, „ein verfehltes Unternehmen, wollte ich Ihnen schildern, wie sehr der Kaiser unsere liebenswürdige Kaiserin liebt; er ist ganz voll von Liebe, und diesmal ist es wahre Liebe. Ja, ich behaupte, er liebt Marie Louise mehr, als er je Josephine geliebt hat. Diese hat er ja auch nicht gekannt, als sie noch jung war; sie war über 30 Jahre, als er sich mit ihr verheirathete. Die jetzige Kaiserin ist jung und frisch wie der Frühling. Sie werden sie ja sehen und werden entzückt von ihr sein."

Der Cardinal war einstweilen selbst von ihr entzückt, und ein so gewiegter Kleriker er war, er war auch in Bezug auf profane Dinge sehr unterrichtet.

Was war eigentlich, so fragt man, an Marie Louise, was den Flatterhaften fesselte? Nichts Besonderes, es war weder ihr Geist, noch ihr Herz — so war es denn ihr jugendfrischer Körper, ihre weiße Haut? Das war es, und das war in der That Alles. Sie selbst gab sich ganz dem Vergnügen hin, angebetet zu werden, und der Kaiser dem Glauben, aufrichtig geliebt zu werden.

Nein, bei Marie Louise hatte das Herz keine Stimme. Eines Tages bei der Rückkehr von der Jagd ließ Napoleon, der etwas ermüdet war, seine Gemahlin bitten, zu ihm zu kommen. Sie kam auch gleich, und er eilte ihr entgegen, indem er sie in seine Arme schloß und ihr einen Kuß auf die Wange gab. Marie Louise griff nach ihrem Taschentuch und fuhr damit über die Kußstelle.

„Wie," rief Napoleon, „bin ich Dir zuwider, Louise!"

„Nein! Das ist so eine Gewohnheit!"

Napoleon schien sich über diese Antwort zu ärgern, ärgerte sich aber noch mehr, als er Marie Louise bat, die Nacht bei ihm zu bleiben, und sie ihm sagte:

„Es ist zu warm."

Der Kaiser hielt bekanntlich darauf, daß in seinen Gemächern im Winter stets eine hohe Temperatur war; Marie Louise aber, deren Rosen in der Hitze welken mochten, saß in den ihrigen ohne Kaminfeuer.

Ein Verliebter ist im Stande, in der Gleichgültigkeit der Geliebten Spuren ihrer Liebe zu entdecken, allein es schien doch, als mißfiele diese Weigerung dem Kaiser einigermaßen.

Marie Louise liebte den Kaiser unzweifelhaft, allein sie liebte ihn doch nur, soweit sie dessen überhaupt fähig

war; sie erklärte sich wiederholt vielen Personen gegenüber für vollkommen glücklich.

„Der Himmel hat Deine Wünsche in Bezug auf meine Heirath erhört," schrieb sie etwa einen Monat nach ihrem Eintreffen in Compiègne nach Wien an eine ihr nahestehende Dame; „möchtest auch Du bald eines Glückes theilhaftig werden, wie es mir beschеert wurde."

Diesen Brief finden wir in der „Correspondance de Marie Louise"; er ist nur ein Beispiel unter den vielen, in welchem sie von ihrem Glück, der Güte des Kaisers, seinen zarten Aufmerksamkeiten spricht und hinzufügt: nur an seiner Seite könnte sie glücklich sein. Wahrscheinlich war es noch nicht Winter, als sie diese Zeilen schrieb. Der Kaiser seinerseits sagte oft in Augenblicken, in denen er das Bedürfniß der Mittheilung fühlte, welche einer Befriedigung seiner Wünsche durch Marie Louise zu folgen pflegte:

„Wenn Frankreich den ganzen Umfang der Verdienste dieser Frau kennen würde, es würde vor ihr auf die Kniee sinken." *)

Das heißt allerdings den Mund etwas voll nehmen. Außer einer gewissen Sanftmuth, welche mehr in Gleichmuth als in Herzensgüte wurzelte, hatte Marie Louise nur das Verdienst, sehr bedachtsam zu handeln und auch Alles zu bedenken, was sie sagte und that: um dieser Sorglichkeit willen aber fühlte Napoleon seine stets zu Eifersüchteleien geneigte Stimmung noch nicht beruhigt, ihm hafteten die Erinnerungen an Josephine noch zu lebhaft im Gedächtniß: er hatte verordnet, daß kein männliches Wesen die Gemächer der Kaiserin betreten durfte. Paër, der Klavierlehrer, machte eine Ausnahme, allein die

*) Chaptal: „Mes souvenirs sur Napoléon."

Palastdame vom Dienst hatte Befehl, Marie Louise auch mit Paër nie allein zu lassen.

Eines Tages, als er die Gemächer Louises betrat, fand Napoleon, trotz all der strengen Vorschriften, ein männliches Individuum im Vorzimmer; er gerieth in heftigen Zorn, daß seine Befehle nicht beachtet worden wären. Die Palastdame sagte ihm, es wäre Herr Biennais, welcher gekommen wäre, um der Kaiserin den Mechanismus eines kleinen Kunstgegenstandes zu erklären, welchen er für Ihre Majestät angefertigt habe.

„Ganz gleichgültig," kreischte Napoleon, „es ist ein Mann, und es giebt für die Befehle, die ich ertheilt habe, keine Ausnahmen, wir würden bald gar kein Reglement mehr haben."

Eifersucht lag in seinen Worten kaum; er hatte durch die eigenen Schranken seiner Anordnungen verhindern wollen, daß die Gemahlin doch vielleicht durch eine Unbedachtsamkeit die Würde ihres Ranges schädigen könnte.

Ein anderes Beispiel, welches der Fürst Metternich erzählt, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß von einer eigentlichen Eifersucht Napoleons in Bezug auf die Kaiserin keine Rede war.

„Ich fand," so erzählt Metternich, „Napoleon bei der Kaiserin. Die Unterhaltung drehte sich um Gemeinplätze, als plötzlich Napoleon bemerkte: „Ich will, daß die Kaiserin offenherzig zu Ihnen redet und Ihnen anvertraut, was sie in Bezug auf ihre hiesige Lage denkt. Sie sind ein Freund, sie sollte also vor Ihnen kein Geheimniß haben." Während er dies sagte, verschloß der Kaiser die Thür des Salons, steckte den Schlüssel in die Tasche und entfernte sich durch eine andere Thür, die er ebenfalls abschloß. Ich frug die Kaiserin, was das zu bedeuten hätte; sie antwortete mir mit derselben Frage. Nun errieth ich, daß Napoleon

wünschte, ich sollte direct aus dem Munde Ihrer Majestät Berichte hören über ihr Leben in den inneren Gemächern, um günstige Berichte nach Wien senden zu können. Dieser Meinung war auch die Kaiserin. Wir waren fast eine Stunde lang eingeschlossen, als Napoleon lachend wieder eintrat. „Nun," sagte er, „haben Sie sich gegenseitig ausgesprochen? Hat die Kaiserin recht viel Schlechtes von mir gesagt? Hat sie gelacht oder geweint? Ich verlange von Ihnen keinen Bericht, es handelt sich ja um Ihre Geheimnisse, die keinem Dritten etwas angehen, und wäre dieser Dritte auch der Gemahl." Am Tage darauf aber nahm Napoleon eine Gelegenheit wahr, um mich zu fragen: „Was hat denn gestern die Kaiserin zu Ihnen gesagt?" „Sie haben mir ja gesagt, Sire," erwiderte ich, „daß unsere Unterhaltung keinem Dritten etwas anginge, Sie werden mir also gestatten, Alles für mich zu behalten." „Die Kaiserin hat Ihnen vermuthlich gesagt," fuhr er fort, „daß sie glücklich mit mir ist, daß sie keinerlei Klage hat. Ich erwarte, daß Sie dies an Ihren Kaiser berichten und daß er Ihnen mehr Glauben schenken wird als Anderen."

Napoleon war also nach Kräften bemüht, Marie Louise glücklich zu machen, und wollte, daß ihr Vater, daß die ganze Welt es wisse. Er hatte keinen Anstand genommen, sie eine Stunde lang mit Metternich einzuschließen, damit sie sich rückhaltlos ausspräche. In Bezug auf Josephine wäre ein solches Verfahren allerdings gefährlich gewesen. Barras theilt uns mit, daß Josephine nicht allein mit einem Herrn im Wagen fahren konnte, ohne demselben um den Hals zu fallen, und die Abrantes weiß von ihrem Gemahl zu erzählen, daß derselbe, der Potiphar-Josephine gegenüber den Joseph gespielt habe.

Napoleon hatte das vollste Vertrauen zu seiner zweiten Gemahlin; er wußte auf der anderen Seite ganz genau,

daß der Fürst Metternich, ein Herr von sehr feinem Aeußeren, bei den Frauen viel galt, ja ein gefährlicher Don Juan war.

Er gab sich der Freude an seiner Liebe zu Marie Louise rückhaltlos hin und fühlte keinerlei Beunruhigung. Die Kaiserin aber verstand ihn ebensowenig wie Josephine, in ihrem sanften Wesen fand er die Gewißheit der Gegenliebe. Einbildungen sind vielleicht das Beste an der Liebe: sie würzen die rauhe Luft der Wirklichkeit mit Balsamduft.

Wenn Napoleon wieder mit dem ganzen Feuer eines jungen Lieutenants bei seiner Liebe war, so war diese doch nicht für die Einsamkeit gestimmt, gefiel sich nicht in einsamen Spaziergängen durch Wald und Flur; sie gehörte nicht zu jener Art, die ihre Runen in die Baumrinden kratzt — es war in ihr kein romantischer Zug. Es gab keine von Leidenschaft glühenden Briefe wie damals — die Liebe zu Marie Louise kannte auch keine Verse!

Er verlangte nicht wie damals in Italien ein Ausschütten aller Regungen des Herzens, er verlangte eine rührige Liebe, eine gute, kleine, sanfte, seidenweiche Liebe ohne Scenen à la Josephine — welche Erinnerungen, welches Alpdrücken!

Er will eine Liebe in Schlafrock und Pantoffeln, eine Liebe am glimmenden Feuer des Kamins, die man immer wieder dort findet, wenn des Tages Plackerei zu Ende ist. Er kann sich kein angenehmeres Leben denken, und hinter dem gewaltigen Kriegshelden kommt der schlicht denkende Bürger zum Vorschein.

„Mein einziger Fehler bei dieser Heirath," sagte er auf St. Helena, „war der, daß ich ihr ein zu spießbürgerlich schlichtes Herz entgegenbrachte."

Zuweilen wurde Napoleon von seiner Umgebung überrascht, wie er, vor seinem Schreibtisch sitzend, mit

einem zierlichen Handschuh Marie Louises spielte; er betrachtete denselben mit zärtlichen Blicken, er küßte ihn, roch daran und fand an ihm jenen Wohlgeruch, den nur der Verliebte an Toilettengegenständen der Geliebten zu entdecken fähig ist — er betrachtete diesen Handschuh, als hingen an seinen Fingerspitzen Freude und Seligkeit. In solchen Augenblicken war es gut, ihm irgend ein Gesuch, eine Bitte vorzutragen, man konnte im Voraus der Bewilligung sicher sein. Trotz der umfassenden Erfahrungen, die er doch gemacht hatte, war sein Herz noch so naiv wie ehedem — die reine Liebe veredelt, macht den Menschen gut. Möchte nicht jeder Liebende, daß Die, die ihn umgeben, glücklich wären? Ist der Mann boshaft, heftig, verbittert, so ist es wahrscheinlich, daß die Frau, der er seine Liebe schenkte, ihn nicht glücklich macht — das ist bei vielen Männern der Grund ihres rauhen, abstoßenden Wesens. . .

O, diese Etikette, diese leidige Etikette, der er in Compiègne ein Schnippchen geschlagen hatte, die ihn in den Tuilerien mit tausend Fäden umsponnen hielt, diese von ihm selber erfundene Etikette wie hinderte sie ihn überall an einer freien Bewegung! Immer ein Dritter zwischen ihm und seiner Gemahlin; niemals unter vier Augen ein flüchtiger Austausch, niemals allein beim Frühstück, niemals Abends eine über die gesetzliche Stunde hinausgehende Plauderei, des Morgens ein längeres Verweilen im Schlafzimmer. Da gab es kein Flaniren zu Zweien in den Straßen von Paris, keine Landpartie — und all diese Schranken und Barrieren hatte er doch eigenhändig aufgestellt.

Aus Liebe zu seiner Frau vernachlässigte Napoleon sogar seine spanische Politik; Frieden, Frieden, war jetzt die Losung, und diesen Frieden für Europa, für sich, wollte

mit dem russischen Feldzuge erkaufen — vergebliches Beginnen, der Mensch denkt und Gott lenkt!

Während des unglücklichen Feldzuges von 1812 fiel nicht das Geringste vor, was einem Treubruch nur ähnlich gesehen hätte; es ist ihm allerdings kein großes Verdienst dabei zuzusprechen — es war zu Extratouren gar keine Gelegenheit. Die schrecklichen Scenen, die sich vor seinen Augen abspielten, verscheuchten jeden etwa auftauchenden Gedanken an Tändeleien. Jener Brief aus Mainz vom 14. December an Constant nach Paris, der nichts enthielt als die Worte: „Ein Bad, ein Souper und die Walewska" ist apocryph.*) Constant war garnicht in Paris, sondern noch in Rußland, wo ihn, und zwar in Smorgoni, der Kaiser zurückgelassen. Constant traf erst acht Tage später als der Kaiser in Paris ein. Meneval erzählt zur Sache:

„Der Kaiser traf am 18. December spät Abends in den Tuilerien ein; die Kaiserin, niedergeschlagen und krank, hatte sich bereits zur Ruhe verfügt, denn Napoleon hatte sie nicht von seiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet. Beunruhigt von dem Lärm, den sie hörte, erhob sie sich, um zu hören, was es gäbe, als auch schon Napoleon bei ihr eintrat und sie in seine Arme schloß. Der Lärm, welcher die Kaiserin aufgeweckt hatte, hatte folgende Veranlassung: es waren plötzlich zwei in dicke Pelze gehüllte Männer in das Vorzimmer getreten und die den Dienst habende Palastdame hatte sie, wie es ihre Pflicht war, mit strengen Worten fortgewiesen, als der Eine seinen Pelz abwarf und sie den Kaiser erkannte."

Es ist mithin so gut wie gewiß, daß der Kaiser die oben angeführten Worte, die soviel Lärm gemacht haben, und so oft wiederholt wurden, nicht geschrieben hat.

*) Th. Jung: „Lucien Bonaparte et ses Mémoires" und Ch. Nauroy: „Les secrets des Bonaparte."

Er war damals weit entfernt, seine Beziehungen zu der schönen Polin wieder anzuknüpfen, dieselben waren seit seiner Verheirathung 1810 unterbrochen, auch nahmen ihn die Staatsgeschäfte so in Anspruch, seine Arbeitszeit erstreckte sich oft auf 18 Stunden des Tages, daß an Nebendinge zu denken garnicht möglich war. Die flüchtigen Augenblicke der Muße verbrachte er mit Marie Louise und seinem Sohne.

Dann zog er wieder in's Feld: es war das Unglücksjahr 1813. Er war bemüht, von Marie Louise die Besorgnisse fern zu halten, die ihn selbst bestürmten wie einem Briefe an Cambacérès zu entnehmen ist, in welchem es heißt:

„Die Minister dürfen der Kaiserin nicht von Dingen sprechen, welche dieselbe beunruhigen oder ihr peinlich sein könnten." Der Brief ist datirt „Erfurt, 26. April 1813."

Und wie stand es mit der Kaiserin? Verdiente sie diese zärtliche Fürsorge ihres Gemahls? Sie ißt, sie trinkt, sie schläft und bekümmert sich um sonst Nichts. Die Siege stören das Einvernehmen zwischen ihrem Vater und Napoleon; Verräthereien, Niederlagen, Alles folgt kurz aufeinander, ohne sie im Geringsten zu beeinflussen, sie ißt, trinkt, schläft wie zuvor und lebt für sich in den engegezogenen Schranken der Etikette; nur der Herzogin von Montebello war es gestattet, sich ihr zu nähern. Frühstücken, ihrem kleinen Sohn flüchtig zunicken, zu Pferde steigen, Tapisserie-Arbeiten machen, eine Näscherei zu sich nehmen, auf dem Klavier spielen, in wenig vornehmem Tone über die Hausordnung plaudern — das war es, womit sich nach den Ereignissen von Dresden Marie Louise beschäftigte.

Nie wohl ist der Horizont Frankreichs mit so drohenden Wolken umgeben gewesen, wie damals, und nun sehe man diese Frau, welche Napoleon zur Regentin ernannt hatte, welche er liebte!

Unglücksfälle folgten einander jetzt Schlag auf Schlag. Napoleons ganzes Genie war wieder erwacht, Fuß für Fuß vertheidigt er mit glänzender Bravour und strategischen Meisterzügen den Boden Frankreichs. Und mitten in seinen erdrückenden Sorgen schreibt er — wie damals in Italien an Josephine — zärtliche Zeilen an „seine liebe" Louise, und von Nogent aus, am 7. Februar 1814, an Joseph:

„Erhaltet die Kaiserin bei guter Laune: sie reibt sich auf, sie hat die Auszehrung, sie wird sterben . . ."

Wenn in diesem Augenblick Marie Louise sterben sollte — an der Auszehrung wäre es sicherlich nicht gewesen, eher vielleicht an Verdauungsbeschwerden.

Der Zusammenbruch des „Empire" ist gekommen!

Während Napoleon in Fontainebleau noch unschlüssig ist, ob er einen Angriff auf Paris versuchen soll, während er, an Allem verzweifelnd, nach Gift greift, ist seine Gemahlin, die den Thron unter sich wanken fühlt, mit einer albernen Koketterie beschäftigt: Herr de Saint Aulaire, der ihr eines Tages in Blois vorgestellt wurde, fand sie im Bett, ihre nackten Füße guckten unter der Bettdecke hervor. Saint-Aulaire überbrachte erschütternde Neuigkeiten: die der Thronentsagung des Kaisers und seines Selbstmordversuches durch Gift.

Während er diese Hiobspost vortrug, schlug er die Augen nieder, um die Thränen zu verstecken, die sich hineindrängten.

„Ach!" sagte Marie Louise, „Sie sehen nach meinen Füßen. Man hat mir immer gesagt, sie wären hübsch!"

Der Verluſt ihrer Krone, der Untergang ihres Gemahls, die ganze ſchreckliche Kataſtrophe machte keinen Eindruck .. ſie dachte an ihre Füße.

Und in dieſem ſelben Augenblick vielleicht ſagte Napoleon:

„Auf Elba .. da kann ich ja vielleicht mit meiner Louiſe und meinem Sohne noch ein glückliches Daſein führen.*)“

Als er eben auf der Inſel angelangt war, dachte er auch gleich an Marie Louiſe, er zweifelte keinen Augenblick daran, daß ſie ſogleich zu ihm kommen würde. Sagte er doch oft:

„Eine gute Frau ſoll ihrem Gatten folgen, ſo will es die heilige Schrift.“

Und Marie Louiſe war in ſeinen Augen eine gute Frau. Während man ſeine Gemächer zurecht machte und an die Decke ſeines Salons nach der von ihm gegebenen Ordre zwei Tauben malte, die ein zu einer Schleife verſchlungenes Band um den Hals haben — die Schleife zieht ſich zuſammen, je mehr die nach entgegengeſetzter Richtung fliegenden Tauben ſich von einander entfernen, ſchreibt er ihr: es würde Alles an dem Tage fertig ſein, an dem ſie einträfe..

Als er gar keine Antwort erhielt, glaubte er, die Verbündeten oder die Bourbonen fingen die Briefe auf: er ſchreibt andere. Daſſelbe Schweigen. Nun ſchickt er Boten ab, wie aus einem Briefe zu erſehen iſt, den er am 9. Auguſt an den General Bertrand richtete:

„Oberſt Leczinski, welcher heut um 2 Uhr nach Livorno ſegelt, wird von dort nach Aix gehen, wo er einen Brief

*) Duc de Vicence: „Souvenirs.“

von mir an die Kaiserin abgeben wird. Schreiben Sie an Meneval, um ihm wissen zu lassen, daß ich die Kaiserin Ende August erwarte und hoffe, daß sie unsern Sohn zu sich kommen läßt; lassen Sie ihr sagen, daß ich seltsamer Weise gar keine Nachrichten bekomme, und daß man die Briefe vermuthlich anhält."

Der Monat August geht vorüber, Napoleons Hoffnungen aber schwinden immer noch nicht. Er benutzt jede Gelegenheit, um Briefe an Marie Louise gelangen zu lassen; er glaubt endlich, dieselbe werde von ihrem Vater gefangen gehalten, oder jedenfalls aufs Strengste überwacht. Nun schreibt er an den Großherzog von Toscana, einen Onkel seiner Gemahlin, um ihn zu bitten, sich für ihn zu interessiren. Es heißt in dem Briefe wörtlich:

„Ich bitte Eure königliche Hoheit, mich wissen zu lassen, ob Sie gestatten, daß ich alle acht Tage einen Brief für die Kaiserin an Sie übersenden darf, und ob Sie die Güte haben wollen, der Kaiserin Briefe und die der Frau de Montesquiou, der Gouvernante meines Sohnes, an mich gelangen zu lassen. Ich trage mich mit der schmeichelhaften Hoffnung, daß trotz der eingetretenen Ereignisse, die so viel Personen umgestimmt haben, Eure königliche Hoheit mir freundschaftlich gesonnen blieben. Wenn Sie mich dessen versichern wollen, würde ich mich wesentlich getröstet fühlen."

Trost war weder von diesem Fürsten zu erwarten, noch von Marie Louise, und Napoleon ist wohl schließlich auch dahinter gekommen.

Eines schönen Tages stellte sich statt der Kaiserin seine frühere Maitresse, Frau Walewska, auf Elba ein, um ihm den vorenthaltenen Trost zu bringen. Daß er die Polin eingeladen hätte, ist sehr unwahrscheinlich. Napoleon

dachte und schrieb an niemand Anderes, als an Marie Louise. Es war etwa um die Zeit, Ende August, da er glaubte, Marie Louise erwarten zu dürfen, als statt ihrer die genannte Dame mit ihrem Sohne an der Insel landete.

„Am 1. September," so berichtet ein Augenzeuge, der der Ankunft der Walewska beiwohnte, „hielt sich Napoleon den ganzen Tag über auf den Höhen von Pomonte auf. Mit einem Fernrohr sah er nach jedem Fahrzeuge, das am Horizont auftauchte. Bei Einbruch der Nacht kehrte er in die sogenannte „Eremitage" zurück und befahl seinem Ordonnanzoffizier, ohne Verzug nach Porto Ferrajo zu fahren, in den dortigen kaiserlichen Ställen drei Pferde satteln zu lassen und sich mit diesen auf dem Wege aufzustellen, welcher nach Saint Jean führt, wo ihm durch den Marschall Bertrand weitere Befehle zugehen würden. Der Offizier war gegen zehn Uhr Abends mit einem Wagen und den Pferden an Ort und Stelle. Es war heller Mondschein. In diesem Augenblick näherte sich ein Ruderboot dem Hafendamm. Drei Damen und ein Kind stiegen aus. Marschall Bertrand eilte ihnen entgegen, grüßte ehrfurchtsvoll und geleitete sie an den Wagen. Zwei Damen und das Kind stiegen ein, die dritte Dame, Bertrand, der Ordonnanzoffizier und einige Diener setzten sich zu Pferde, es wurde die Straße nach Mariana eingeschlagen. Als man bei den Höhen von Prochia angelangt war, kam Napoleon auf einem Schimmel, gefolgt von einem Trupp Lanzenreitern und Mamelucken daher . . der Wagen hielt, Se. Majestät schwang sich aus dem Sattel und nahm im Wagen Platz. Dann ging es in tiefstem Schweigen weiter bis an die Küste von Prochia, dort konnte der Wagen nicht mehr weiter; der Kaiser, beide Damen und das Kind stiegen aus, die Ersteren bestiegen Pferde, während das

Kind der schon berittenen Dame, deren Pferd der Ordonnanzoffizier am Zügel zu führen Befehl erhielt, übergeben wurde. Als man in die Nähe von Mariana gekommen war, wandte man sich links, und es begann der Aufstieg, der so schnell bewerkstelligt wurde, als der schlechte Weg es nur irgend zuließ. Als man auf etwa 1/8 Meile an die Eremitage heran war, gab der Kaiser seinem Pferde die Sporen und eilte voran, um einige Minuten früher als seine Gäste vor einem Zelte anzulangen, welches er unter einem alten Kastanienbaume hatte aufschlagen lassen. Dort stand er, als der Ordonnanzoffizier mit der Dame und dem Kinde eintraf; die Dame stieg ab und trat unter das Zelt zugleich mit dem Kinde und gefolgt vom Kaiser; Bertrand war um die andern Damen bemüht. Er führte sie in die Eremitage oder unter kleine, rings um dieselbe aufgeschlagene Zelte, dann wurde eine Verstärkung der Posten befohlen, welche in einiger Entfernung ringsum aufgestellt waren.

Die Fremden hielten sich zwei Tage und zwei Nächte auf, zeigten sich aber während der Zeit garnicht, der Kaiser auch nur zweimal außerhalb des Zeltes. Das Kind sah man mit einem Diener zuweilen spazieren gehen. Es mochte vier, auch fünf Jahre alt sein und war in polnischer Nationaltracht.

Der Zutritt zu der Höhe, auf der die Eremitage lag, war während des fremden Besuches Jedermann, sogar der Madame Mère, welche in einem etwa eine Meile entfernten Dorfe wohnte, verboten.

Die eine der Damen, die Hauptperson, galt auf der Insel für Marie Louise, das Kind für den König von Rom, war aber niemand Anderes, als die Walewska mit ihrem Sohn. Sie war schon am Tage der Katastrophe in Fontainebleau — so erzählt wenigstens die Generalin

Durand — gewesen, um ihre Troſtworte zu ſpenden. Napoleon aber hatte ſie aus Rückſicht für Marie Louiſe nicht vorgelaſſen.

Auf Elba ſchien ihn ſeine Gemahlin vergeſſen zu haben, und ſo wandte er ſich der Walewska wieder zu und bereitete ihr den freundlichſten Empfang.

Am 3. September verließ die ſchöne Polin Elba und reiſte nach Neapel, ſie hatte einen geheimen Auftrag an Murat. Als ſie fort war, herrſchte wieder die alte Stille auf der Eremitage. —

Noch einmal, am 28. December, iſt in einem Brief an Bertrand die Rede von der Ankunft Marie Louiſes. Der Kaiſer ſchreibt:

„Fragen Sie doch einmal an, was das Haus Lafarque koſtet und wieviel auf Renovirung ꝛc. zu verwenden wäre. Wenn die Kaiſerin und der König von Rom hierher kämen, ſo wäre dies Haus das einzige, welches ſich für ihre Aufnahme etwa eignen würde.“

Was that inzwiſchen Marie Louiſe? Was hatte ſie ſo Wichtiges zu thun, daß ſie ihrem Gemahl nicht antworten, nicht zu ihm kommen konnte, wie es doch ihre Pflicht geweſen wäre? Sie war in Aix-les-Bains mit ihrem Kammerherrn und Freunde, Herrn Neipperg, und wenn ſie bisweilen noch an Napoleon dachte, ſo war es nur, um ihn „Herrn von Elba“ zu nennen. Die Geſchichte hat über Marie Louiſe ihr Urtheil gefällt. Sie erſcheint verächtlich dadurch, daß ſie Napoleon nicht nur im Stich ließ, ſondern daß ſie auch noch Verrath an ihm übte; ſie ſteht als ein Muſter ſchlechter Frauen da; ihr Mangel an Einſicht und der Umſtand, daß ſie eine Fremde war, mildern dies in Frankreich verbreitete Urtheil nur wenig.

Dem Kaiſer ging es ſehr nahe, garnichts von ihr zu hören, denn er ſagte ſich, daß eine Frau, die ihren Mann

liebt, jedes Hinderniß überwinden würde, um im Unglück zu ihm zu gelangen. Er dachte an Frau de Lavalette, welche alle Hindernisse besiegt und allen Gefahren gespottet, Alles versucht hatte, um die Gefangenschaft ihres Gatten zu theilen. Napoleon war bemüht, sein Schicksal in Fassung hinzunehmen.

Bei dem Gerücht über ein Verhältniß mit seiner Schwester Pauline, welche auch auf Elba war, wollen wir nicht verweilen — es ist ebenso boshaft wie albern; ob einige der eingeborenen Damen zu ihm in vertrauten Umgang getreten sind, ist auch nicht erwiesen. Viel ist die Rede von einer Gräfin Jersey gewesen: von ihr spricht der Oberst Campbell zu Mariotte, dem französischen Consul in Livorno, in einem nicht veröffentlichten Briefe und sagt: „sie hätte noch nicht dahin gelangen können, daß ihr das Taschentuch zugeworfen wurde.“*) Eine andere Dame, die Frau eines Mitgliedes der Junta, Frau Bigeschi, wird auch als Trösterin Napoleons im Exil genannt — ob an dieser Geschichte mehr Wahrheit ist als an den anderen, weiß auch Niemand.

Endlich kam es unter der allerdings nie zugegebenen, aber doch sehr wahrscheinlichen Mitschuld Englands zur Flucht. Napoleon hatte zu derselben verschiedene Gründe, darunter ist wohl auch der Wunsch, wieder zu Frau und Kind zu gelangen. Er war eben in Paris angelangt, als er an Kaiser Franz, seinen Schwiegervater, schrieb:

„Ich bin zu wohl bekannt mit den Grundsätzen Ew. Majestät, ich weiß zu wohl, welchen Werth Sie auf Familienbande legen, um nicht der glücklichen Zuversicht zu sein, daß Ew. Majestät sich beeilen werden, gleichviel welcher Art die Anschauungen des Cabinets oder die

*) Marcellin Pellet: „Napoléon à l'île d'Elbe.“

politischen Dispositionen sein mögen, dazu beizutragen, daß der Augenblick der Vereinigung einer Frau mit ihrem Gatten, eines Kindes mit seinem Vater schnell herbeigeführt werde."

Es ist schwer zu sagen, ob Napoleon wirklich Das glaubte, was er hier sagt, ob er sich wirklich über die Stimmung seines Schwiegervaters so täuschte. Daß er noch an Marie Louise glaubte und erwartete, sie werde, da er den Kaiserthron wieder bestiegen, herbeieilen, das scheint jedoch unumstößlich. Wieder schob er einer tyrannischen Ueberwachung die Schuld zu, daß sie nicht eintraf.

Endlich riß ihm die Geduld und er schickte Herrn de Montrond, eben jenen Herrn, welchen er 1811 des Landes verwiesen hatte, weil er gar zu ungenirt den Liebhaber der Fürstin Borghese, der Lieblingsschwester Napoleons, spielte, nach Wien. Er hatte den Auftrag, dahin zu wirken, daß Marie Louise nach Paris zurückkehre. Es war verlorene Mühe! Die Kaiserin hatte sich bereits vom Wege der Tugend verloren, ja, sie schien sich unter den wohlwollenden Blicken ihres Vaters im Schmutz zu wälzen! Napoleon hatte sie 1813 in Dresden zum letzten Mal gesehen, wohin er sie eingeladen hatte, um ihren Vater zu umarmen. Um sie zu zerstreuen, hatte er auch die besten Schauspieler der Comédie française nach Elbflorenz kommen lassen, damit sie jeden Abend das Vergnügen einer Theatervorstellung genösse.

Zum zweiten Mal wandte das Glück dem Kaiser den Rücken: Belle Alliance verschlingt Alles — Alles! Die Königin Hortense versucht, dem Besiegten Trost zuzusprechen — vielleicht ist das die einzige schöne Seite in der Lebensgeschichte der Tochter Josephines. Er schifft sich ein, beabsichtigt nach England zu gehen und landet

auf St. Helena! Er rechnete auf die englische Nation, rechnete aber nicht mit der englischen Regierung. Man hatte die Gnade, ihn, statt mit Verbrechern an eine Galeere zu schließen, ihm eine einsame Insel, mit einem für Europäer mörderischen Klima, als Gefängniß anzuweisen.

Auf St. Helena gab es viel Muße, Arbeit wohl auch, aber die Zerstreuungen fehlten; auf die Gesellschaft von Montholon, Gourgaud, Bertrand und Las Cases, Vater und Sohn, beschränkt, schienen die Stunden, die Tage, die Jahre ohne Ende. Die Quälereien von Sir Hudson Lowe, oft sinnlos, meist grausam, mußten als Zerstreuungen gelten. St. Helena war für Napoleon das Wartezimmer — die Antichambre des Todes!

Und doch, wenn man den Worten des Kerkermeisters glauben will, hat auch auf St. Helena mehr als einmal die Liebe eine kleine Scene aufgeführt. Dem „Memorial of Sir Hudson Lowe" zufolge wäre mehr als eine Dame von den bisbigli und den Klatschbasen der Insel beschuldigt worden, dem Gefangenen durch ihre Gunstbezeugungen die Zeit vertrieben zu haben. „Einige," sagt Hudson Lowe, „schämten sich dessen garnicht, ja, sie sprechen noch heute ganz offen und laut davon, und es sind gerade die Vornehmsten. Wollte ich hier den Scandalgeschichten zu Hülfe kommen, ich könnte ja ihre Namen sagen — ich halte es für unnöthig."

Sehr wahrscheinlich ist es, daß Napoleon, wenn sich eine Gelegenheit bot, dieselbe benutzt hätte. Aber wer sollte sich ihm denn auf St. Helena genähert haben? Außer der Frau de Montholon und der Frau Bertrand hatte keine Frau Zutritt zu ihm. Man konnte überhaupt nach Longwood nur mit einer von Hudson Lowe ausgefertigten Erlaubnißkarte gelangen. Eine doppelte Kette von Posten bewachte den Gefangenen und wachte über der Innehaltung

der Gouvernementsbefehle. Napoleon konnte keinen Schritt außerhalb seines Hauses thun, ohne daß ihm nicht auf nähere oder weitere Entfernung ein Beobachter oder Aufseher folgte. Er durfte kein fremdes Haus betreten, ohne von einem englischen Offizier begleitet zu sein. Es scheint, als zielten die Worte Hudson's in seinem „Memorial" auf die beiden französischen Damen hin. Daß Napoleon für Frau Bertrand besondere Aufmerksamkeit an den Tag legte, ist nicht zu leugnen. Ueber jede Kleinigkeit, so auch über diese Artigkeiten, wurde dem Gouverneur berichtet, und einige prüde Töchter Albions mögen daraus einen Roman gemacht haben.

Frau Bertrand war sehr hübsch, jung, geistreich, lebhaft, etwas herrschsüchtig, aber dabei gutherzig und lachte gern über ihre eigenen tollen Streiche.*) Sie vereinte in ihrer Person alle Reize einer französischen Creolin — aber sie war, wie General Paulin, welcher Adjutant bei Bertrand war, hinzufügt, ihrem Gemahl eine pflichttreue Gattin.

Es war bemerkt worden, daß Napoleon der Frau Bertrand mehr huldigte als der Frau de Montholon; er hatte ihr einen Phaeton geschenkt und manches Andere; er hatte ihr eines Tages, als ihr Koch betrunken war und den Küchendienst nicht versehen konnte, einige Gerichte von seiner eigenen Tafel zugeschickt. Plötzlich aber war Alles vorbei: Napoleon ließ der Frau Bertrand verbieten, ihm unter die Augen zu kommen. Dieser Befehl ist auch nie zurückgenommen worden, trotz aller Bitten der jungen Frau und der Vorstellungen ihres Gemahls. Frau de Montholon aber kehrte nach Europa zurück, ohne daß Jemand wußte weshalb.

*) Général baron Paulin: „Souvenirs."

Diese Vorgänge setzten alle Zungen in Bewegung, und Las Cases verschweigt uns nicht, daß Zwistigkeiten in der kleinen Colonie herrschten. Die Launen und Bevorzugungen Napoleons und die daraus entstehenden Eifersüchteleien waren sehr störend.

Mitten in diesem Wirrwarr der Zustände auf Saint Helena, sollte man es glauben, dachte Napoleon noch an Marie Louise.

„Napoleon sprach fortwährend," sagt ein allerdings nicht unparteiischer Zeuge, „von seinem Sohne und von Marie Louise; er hatte für sie eine grenzenlose Liebe, die durch die Entfernung von ihnen und die Unmöglichkeit des Wiedersehens noch gesteigert schien."

Es ist behauptet worden, daß die Liebe durch Abwesenheit und Trennung erkalten und erblassen müsse, das ist nach Napoleons Aeußerungen ein Irrthum. Wer wahrhaft liebt, meinte er, wird finden, daß seine Liebe stärker wird, wenn sie diejenige entbehren muß, der sie sich zuwendete; dorthin nehmen alle Gedanken ihren Flug, die Oede, die uns umgiebt, belebt sich mit ihrem Bilde, überall sehen wir es, wir rufen ihren Namen, verlangen nach der Geliebten, Einbildung und Erinnerung sind in ruheloser Thätigkeit, wir stellen Vergleiche an zwischen ihr und Denen, die wir sehen; in dieser süßen, nie ermüdenden Beschäftigung all unserer Geisteskräfte ist jede Sättigung, Einförmigkeit, jede Langeweile ausgeschlossen.

„Was mich betrifft," fügte er tief aufseufzend hinzu, „ich liebe meine gute Louise, und nach fünf Jahren der Trennung liebe ich sie mehr noch, als ich sie geliebt haben würde, wenn wir zusammengeblieben wären." *)

*) „Memorial of Sir Hudson Lowe".

Und doch mußte ihm die Schmach ihres Wandels bekannt sein. Hudson Lowe hatte die Bosheit gehabt, ihm Zeitschriften zugehen zu lassen, welche voll waren von der scandalösen Aufführung Marie Louises — vielleicht glaubte Napoleon ebenso wenig an diese Mittheilungen, als an das Pamphlet Louis Goldsmith's. Er würde andernfalls doch das Bild der Kaiserin, welches über seinem Kamin hing, entfernt haben. Einen Artikel, der im Monat März 1817 in irgend einer Zeitung stand, die ihm zuging, der berichtete, Marie Louise wäre bei einem Ausritt vom Pferde in den Po gestürzt, und man habe große Mühe gehabt, sie zu retten, ließ er sich dreimal unter allen Zeichen von Schreck und Theilnahme vorlesen.

Hätte er, wenn er jenen, leider die Wahrheit redenden Berichten Glauben geschenkt hätte, am 25. Juli 1818 den folgenden Brief geschrieben, den er dem Doctor O'Mara übergab, als dieser St. Helena verließ?

„Ich bitte Verwandte und Freunde Alles zu glauben, was Ihnen Doctor O'Mara in Bezug auf die Lage, in welcher ich mich befinde, und in Bezug auf die Erinnerungen sagen wird, die ich bewahre. Wenn er meine gute Louise zu sehen bekommt, so bitte ich dieselbe, zu erlauben, daß er ihr die Hand küsse."

Und endlich, als ob es auf unserem taumelnden Erdball nicht anders ginge, als daß sich Komisches dem Erhabenen mische, sagt Napoleon in seinem Testament:

„Ich habe mich stets meiner theuren Gemahlin, Marie Louises, rühmen können. Ich bewahre ihr bis zum letzten Augenblick die allerzärtlichsten Empfindungen."

Außerdem hatte er noch angeordnet, daß seine Leiche geöffnet werde, daß man das Herz herausnähme, in Spiritus thäte und an Marie Louise schicke.

Hätte er eine Ahnung von dem Betragen derſelben gehabt, er hätte dieſe Beſtimmung gewiß nicht getroffen, er hätte ſich gewiß gefragt, was wohl Marie Louiſe und Neipperg mit ſeinem Herzen machen ſollten.

Es war ſein letzter Irrthum — mit ihm ſcheidet er aus der Welt der Sterblichen. Es war ſein letzter Irrweg im Hain der Liebe — —

Wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten.

Verlag von H. Schmidt & C. Günther in Leipzig.

Napoleon I. und die Frauen.

Von Friedrich Masson.
Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit 11 Vollbildertafeln. Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60. 5. Aufl.

Napoleon I. zu Hause.

Der Tageslauf in den inneren Gemächern der Tuilerien.
Von Friedrich Masson.
Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit 12 Original-Vollbildertafeln von F. v. Myrbach. 3. Aufl.
Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Generalin Bonaparte.

Von Joseph Turquan.
Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit 11 Illustrat. 20 Bog. 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Kaiserin Josephine.

Von Joseph Turquan.
Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit 9 Illustrat. 20 Bog. 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Schwestern Napoleons.

(Prinzessin Elisa, Pauline Borghese.)
Von Joseph Turquan.
Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit 5 Illustrat. 20 Bog. 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Caroline Murat, Königin von Neapel.

Von Joseph Turquan.
Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit Illustrationen. Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Die Königin Hortense.

Von Joseph Turquan.
Nach den Aussagen von Zeitgenossen.
Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein.
Mit Illustrat. 2 Bände. Preis brosch. à M. 3.60, geb. à M. 4.60.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von H. Schmidt & C. Günther in Leipzig ist erschienen:

Napoleon I. in Bild und Wort.

Von

Armand Dayot.

Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.

Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen u. Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.

In prachtvollster Ausstattung. Gr. 8°.

In 34 Lieferungen à 60 Pf.

Hochelegant gebunden, mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation u. unterlegtem Roth-Sammet. Preis M. 25.—.

Ludwig XIV., der Sonnenkönig

in Bild und Wort.

Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen.

Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern u. Stechern damaliger Zeit.

Von

Emil Bourgeois.

Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.

In ca. 29 Lieferungen à 60 Pfennige.

Geschichte des römischen Kaiserreiches.

Von

Victor Duruy,

Mitglied der Akademie française, ehemaliger Unterrichtsminister ꝛc.

Aus dem Französischen übertragen von

Professor Dr. Gustav Hertzberg.

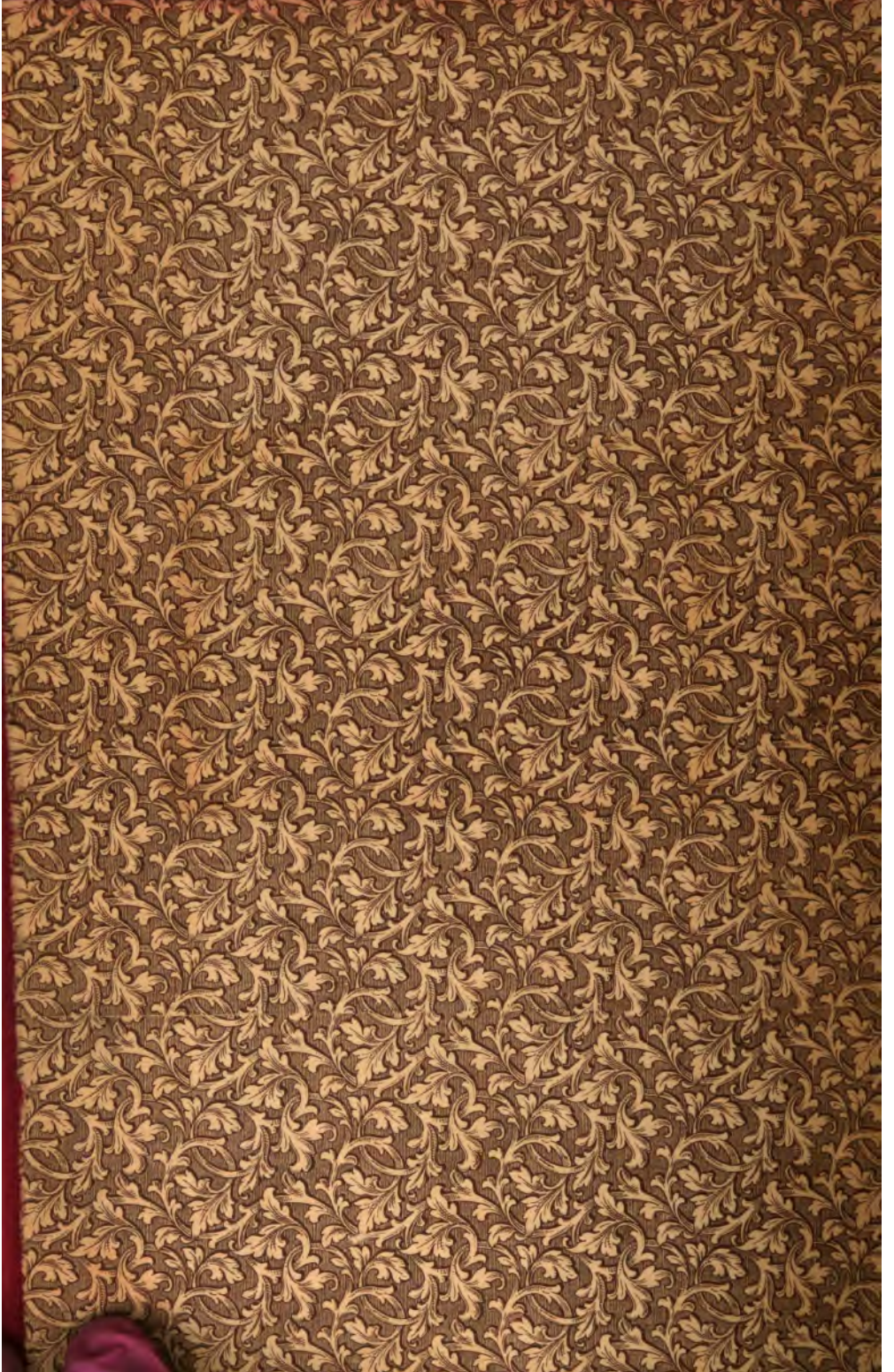
Mit ca. 2000 Illustrationen und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck, Karte und Plänen.

106 Lieferungen à 80 Pfennige oder in Abtheilungen à M. 4.— oder in 5 Bänden à M. 20.—.

Daraus einzeln: Caligula — Nero — Tiberius mit je 50—60 Illustr.

Preis jeden Bändchens M. 1.50.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



YC 75114

537235

DC204
T8

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY